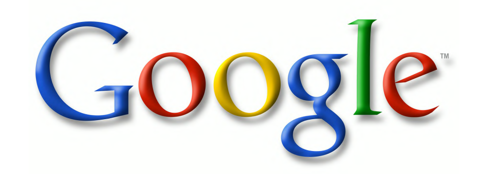
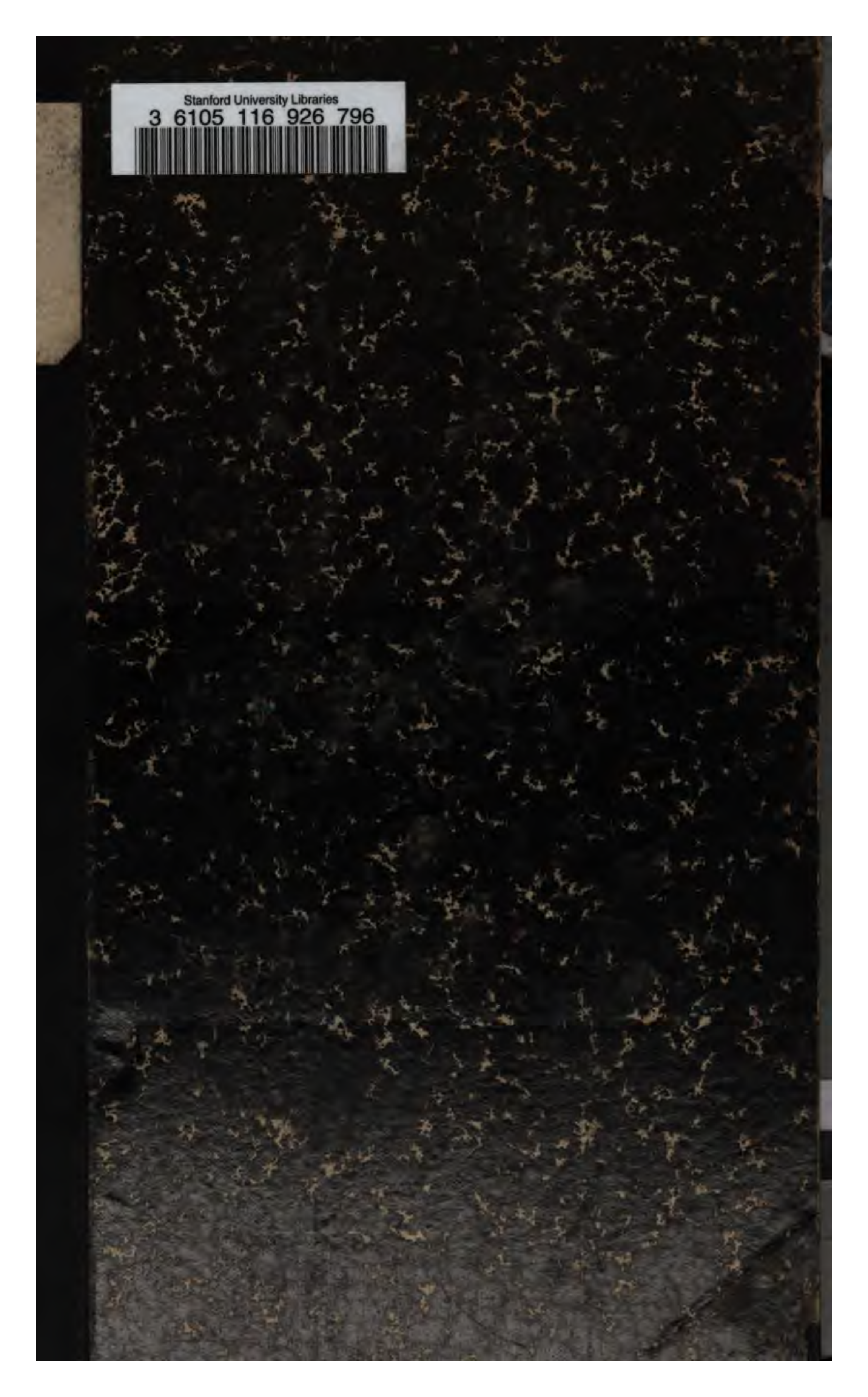
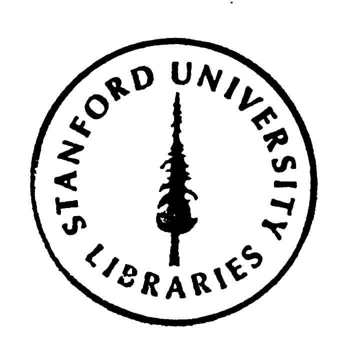





STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



JAHRBUCH

FÜR

GESCHICHTE, SPRACHE UND LITERATUR

ELSASS-LOTHRINGENS

HERAUSGEGEBEN

VON DEM

HISTORISCH-LITERARISCHEN ZWEIGVEREIN

DES

VOGESEN-CLUBS

XX. JAHRGANG.

STRASSBURG

J. H. ED. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL).

1904.

Inhalt.

I.

Gedichte

von

Christian Schmitt.

1. Dezembernebel.

Unfreudig zieht der graue Tag
Hinab, so träg, wie er gekommen.
Eintönig schleicht sein Stundenschlag,
Von keinem recht mit Lust vernommen.

Müd irrt der schattenhafte Gast
Von einem Dunkel in das andre,
Als ob ein Geist, sich selbst zur Last,
Nachtwandelnd stumm zu Grabe wandre.

2. In der Höhe.

Von der geliebten Heimatberge Kranz
Zwei Gipfelränder leuchten aus der Ferne
Zu meinem Dachgemach im Morgenglanz
Herüber hinter Stadtwall und Kaserne.

Zwei blaue Streifen nur, die spurlos schier
Sich oft dem Blick verbergen und verschliessen,
Und doch wie manches Mal Altäre mir,
Von denen Kraft und Tröstung niederfliessen!

3. Stilles Bescheiden.

Vom Himmel glänzen ohne Zahl
Lichtspendend Stern und Sonnen. —
Ich bin beglückt, wenn nur ein Strahl
Mir täglich ist gewonnen.

Viel tausend Halme stehn beim Schnitt
Gebeugt von voller Aehre. —
Ich sorge nicht: es wächst auch mit
Das Brot, das mich ernähre.

Ein Wipfel neigt im weiten Raum
Sich jedem, der ermattet. —
Auch dir, Herz, grünt im Weh dein Baum,
Der kühlend dich beschattet.

Und ist sein Teil von Glück und Huld
Dem Aermsten zugemessen:
O harre, Seele, mit Geduld!
Auch du bleibst nicht vergessen.

4. Beruhigung.

Die Jahre fallen und rinnen,
Wie Tropfen in den Sand,
Und jäh tilgt sie von hinnen
Des Lebens Glutenbrand.

Von all dem Glanz und Ruhme
Der Zeit bleibt kaum die Spur;
Auch der Erinn'rung Blume
Blüht uns ein Weilchen nur.

Doch bei dem Blick hinüber
Auf das, was werden will,
Wird hell dein Geist, dein trüber,
Und in sich stark und still.

5. Geburtstagsgruss.

(Dem I. Präsidenten des Vogesenklubs, Professor Dr. Julius Euting)

Jung im Herzen, stark im Wollen,
Ungebeugt von Leid und Streit,
Liessest du vorüberrollen,
In dir fest, den Strom der Zeit.
Unter Licht und Wettertreiben
Sahn wir stets dir gleich dich bleiben.

Ehre dem, der unverdrossen
Und voll Mut das Seine schafft!
Täglich sieht er ausgegossen
In sein Wirken neue Kraft.
Nichts wird ihm den Sinn beschweren;
Gunst und Lob kann er entbehren.

II.

Ein Bild Friederike Brions.

Von

Dr. Thomas Stettner.

Als im Jahre 1866 auf ihrer letzten Ruhestätte in Meissenheim Friederike ein Denkmal gesetzt wurde, da musste sich der Künstler damit begnügen ein Idealbild als Erinnerungsmal zu setzen, denn kein Bild, ja nicht der kleinste Schattenriss, der ihre Züge zeigte, war damals bekannt. 1884 veröffentlichte Th. Falck, der Biograph des unglücklichen Lenz, ein Oelbild aus dessen Nachlass, das eine jugendliche Elsässerin mit langen Zöpfen darstellt, ein mutmassliches Bild Friederikens. Aber da keine Aufschrift diese Vermutung sichert, fand es nicht allseitig Anerkennung und Könnecke nahm es in seinen Bilderatlas nicht auf, sondern verweist nur auf die Schilderung Goethes im 10. und 11. Buch von Dichtung und Wahrheit. So sind denn auch alle Darstellungen der Jugendliebe Goethes von Kaulbach, Rothbart, etc. Schöpfungen der freien Phantasie der Künstler.

Welch freudiger Schreck durchzuckte mich deshalb, als ich den dem Hammer des Auktionators verfallenen Nachlass eines Künstlers, des Goethe-Illustrators Goldberg, musternd auf der Rückseite des Rähmchens einer anmutigen Silberstiftzeichnung in alter Schrift vermerkt fand:

Frederike Brion
von Sesenheim.
Zeichnung von Tischbein.

Es waren Tage unruhiger Spannung, bis das Bildchen nebst zwei hervorragend schönen Aquarellen, welche Christiane Vulpius darstellen und mit F. A. Tischbein gezeichnet sind, glücklich in meinen Besitz gelangt waren, und nun begann ein

gewissenhaftes Untersuchen, ob die Inschrift die Wahrheit spreche. Die literarischen Quellen über Friederikens Erscheinung, die Technik des Bildchens, die Imponderabilien, die dem Sinn des Sammlers die Fährte zeigen, alles war der Bejahung günstig, nur e i n e Frage liess immer wieder dem Zweifel Raum — die Frage, die soviel Sorge bereitet hat, seit die Frau auf Erden wandelt: die Toilette. Friederike ist wohl 1752, spätestens 1754 geboren. Stimmt das Kleid, das sie trägt zu dem Alter, in dem sie dargestellt ist? Die Frage liess sich nicht mit voller Klarheit lösen und so musste ich den Schatz, den ich so gerne sogleich veröffentlicht hätte, lange Jahre für mich behalten. Nachdem aber in unseren Tagen durch die Kleiderreformbewegung alles Material für die Tracht eben jener Zeit ans Tageslicht gezogen ist und kaum zu erwarten steht, dass dasselbe sich noch vermehre, glaube ich die Frage dem öffentlichen Urteil unterbreiten zu sollen und komme gerne der Aufforderung nach das Bildchen dem Kreise von Goethefreunden vorzulegen, der sich des echten Bildes am meisten freuen würde. Als Begleitwort sei mir eine völlig unparteiische Vorlage der Gründe gestattet, die für und gegen die Authentizität sprechen.

Das Bild ist eine Silberstiftzeichnung auf Pergament, das mit Kreidegrund überzogen ist, eine Technik, die von etwa 1740 an bis ins 19. Jahrhundert hinein sehr beliebt war. Von ungeschickter Hand ist später mit Bleistift die rückwärtige Masche und das herabhängende Haar eingezeichnet worden.

Welcher von den zahlreichen Mitgliedern der Familie Tischbein der Schöpfer desselben sei, dafür war zum Glück durch die mit F. A. Tischbein gezeichneten Blätter aus dem gleichen Besitz ein Fingerzeig gegeben — es ist Johann Friedrich August Tischbein, 1750—1812, ein entfernter Verwandter Wilhelms, des «Goethetischbeins». Er ging im Auftrag des Fürsten von Waldeck 1780 nach Paris, dann nach Italien und passierte also wohl in der Zeit, auf die es hier ankommt, öfters das Elsass.[1] Als Porträtmaler hochgeschätzt wurde er Oesers Nachfolger in Leipzig. Da er auch andere Porträts aus dem Goethekreis malte, wäre es leicht erklärlich, dass er auf einer seiner Reisen einen Abstecher in das weltabgeschiedene Oertchen machte, wo Goethes einstiges Lieb wohnte, um ihr Bild zu besitzen. Ueber die Darstellungen, die von Friederike einst existierten, finden wir bei Lucius (Fr. Brion, pag. 170, Falck l. c. pag. XIII, Leyser, Goethe zu Strassburg) Nachricht, ohne dass für unser Bild ein Gewinn daraus zu ziehen wäre, da

[1] Die Nachricht von Friederikens Aufenthalt in Paris wird jetzt wohl allgemein als unrichtig angenommen.

seine Vorbesitzer nicht festzustellen sind. Von ihrem Aussehen gibt uns Goethe die bekannte Schilderung im X. Buch des II. Teils von Dichtung und Wahrheit: schlank und leicht schritt sie, für die gewaltigen blonden Zöpfe schien der Hals fast zu zart. Aus heiteren blauen Augen blickte sie sehr deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forschte gar frei in die Luft als ob es in der Welt keine Sorge geben könnte. — So sah sie damals in die Welt! Aber unterdessen hatte ja nach einem kurzen Traum von Glück sie der verlassen, «welcher kam und ihr als Kind das Herze nahm». Sein gedenkend wandelte sie einher, still und bleich, und von ihren Wangen war die Röte gewichen. Unser Bild gibt sie ja gar viele Jahre nach jener Frühlingszeit ihres Lebens und deshalb müssen wir uns an die späteren Berichte über sie halten, die wir bei Brion, Goetz, Falck und Froitzheim finden. Goetz gibt nach den Aussagen von Mitgliedern der Familie Brion folgende Schilderung von ihrer Erscheinung in späteren Jahren:[1] «sie war über mittelgross, schlank, hager mit blondem, lockigem Haarwuchs und länglichem, sehr freundlichem Gesicht; Goethe nannte sie wohl wegen ihrer zarten weissen Haut seinen «elfenbeinernen Thurm».» Die Beschreibung bezieht sich sicher auf das höhere Alter (— er hätte sonst nicht mehr Augenzeugen über sie befragen können —). Hier ist also bezeugt, dass sie später lockiges Haar trug. Die Weisse des Teints gibt unsere Zeichnung meisterhaft wieder. — Dass das Auge blau war, lässt dieselbe auch erkennen: leider aber sitzt es in unserm Bilde falsch, was ihm und dem ganzen Gesicht einen etwas unbedeutenden, leidenschaftslosen Zug verleiht.

Nicht ganz stimmen will das «Stumpfnäschen». Aber der Fall, dass ein Näschen, das dem Verliebten gar reizend erschien, im Laufe der Zeit eine bedenkliche Entwicklung nahm, steht wohl nicht vereinzelt da!

Alexander Wille[2] schildert sie nach den Aussagen der Sessenheimer folgendermassen: «sie hatte gerade jenes kindlich vornehme Gesicht, eine stark entwickelte Büste, kastanienbraunes, langes, üppiges Haar und wundervolle Zähne».[3]

Th. Falck, der Biograph des unglücklichen Lenz, der bald nach Goethe eine hoffnungslose Liebe zu Friederike fasste und

---

[1] Geliebte Schatten. 1859, pag. 29.

[2] Bei Froitzheim Friederike von Sesenheim 1893.

[3] Von Franziska Wreden, deren jüngster Bruder später zum Fürst von Wreder erhoben wurde, sagt Goethe «sie ähnelte Friederiken». (Dichtung und Wahrheit IV, 20). Sie heiratete den Stadtdirektor Tillmann in Heidelberg — ob von ihr ein Bild vorhanden ist, weiss ich nicht.

von seiner Sehnsucht nach ihr auf seinen unstäten Bahnen immer wieder nach Sessenheim zurückgezogen wurde, bis vor den Augen Friederikens sein Wahnsinn offen ausbrach. — Falck fand im Nachlass von Lenz, wie erwähnt, das Bild eines jungen Mädchens in elsässer Tracht, das er mit guten Gründen als das Bild Friederikens zu erweisen suchte.[1] Wie verhält sich unser Bild zu diesem? Stimmten sie überein, so wären uns ja zwei Bilder geschenkt! Die Vergleichung ist leider sehr erschwert durch den Altersunterschied in beiden und durch die verschiedene Stellung: dennoch aber scheint mir die Nase, das rundliche Kinn und die Bildung des Halses für die Identität zu sprechen.

Kurz nur möchte ich noch auf zwei Punkte hinweisen, die gegen eine Fälschung der Inschrift unseres Bildes zu sprechen scheinen. Die Schreibweise Frederike setzte doch einen geradezu raffinierten Fälscher voraus — und dagegen spricht die Psychologie des Fälschers; der hätte die unechte Aufschrift sicher einem Bilde gegeben, das mit Goethes Schilderung sich auch äusserlich mehr gedeckt hätte!

Nun aber bleibt uns noch das schwierigste Thema zu erörtern, die Kleiderfrage. Auch das 18. Jahrhundert sah an seinem Ausgang unter den Stürmen der geistigen und sozialen Bewegung eine Kleiderreform entstehen, die jäh und gründlich mit der bestehenden Mode brach und dem einzelnen mehr Spielraum gewährte für die Gestaltung seiner Tracht.

Das Kleid zeigt einen schlichten Halsausschnitt ohne Ausputz; ob es Bluse oder ganzes Kleid ist, ist nicht zu bestimmen. Die Aermel sind glatt, nicht weit und lang. Der nach Miederart geschnürte Gürtel sitzt ziemlich tief. Beim ersten Blick scheint es das Kostüm zu sein, das die ersten Jahre der französischen Republik geboren und das auf den Gesellschaftsbildern Debucourts und anderer Maler jener Jahre noch neben der alten Tracht erscheint. Aber bei näherem Zusehen erheben sich begründete Zweifel an dieser Annahme: das ganze Kleid macht einen so ausserordentlich einfachen Eindruck, dass wir eher an ein Hauskleid denken möchten, das sich das Pfarrerstöchterlein draussen gemacht, unabhängig von der städtischen Mode, und bei dem sie vielleicht aus der Volkstracht die hemdartige Bluse herübernahm. Der Maler mag sie dann bei einem flüchtigen Besuch so gezeichnet haben, wie er sie traf — es müsste schon ein sehr wenig eitles Mädchen gewesen sein, das diese Kleidung zu einem Porträt gewählt hätte! Diese Möglichkeit der Annahme eines individuell gewählten Kleides gaben die Kenner

---

[1] Abgebildet in seinem Werk: Friederike Brion, Berlin 1884, und neuerdings in Heinemann: Goethe.

des Kostüms jener Zeit, die ich befragte, zu und erklärten die Anhaltspunkte für die Datierung desselben nicht für zwingend genug, um durch sie die Frage der Echtheit oder Unechtheit des Bildes zu entscheiden.

Wie alt ist Friederike in unserer Darstellung? soll unsere letzte Frage sein. Beim ersten flüchtigen Blick erscheint sie wohl jedem als der Grenze der 20er Jahre nahe; aber je genauer wir zusehen, desto höher rückt ihr Alter hinauf. Der Zeichner hat dadurch, dass er auf jegliche Andeutung der Falten im Gesicht verzichtete, den Eindruck der Jugendlichkeit erreicht, aber die Kinnlinie, der etwas schlaffe Hals und die Büste lassen bei näherer Betrachtung doch das wirkliche Alter erkennen und wir stehen nicht an, dasselbe als der Grenze zwischen 30 und 40 sich nähernd zu bezeichnen. —

Als Goethe 1812 den Teil von Dichtung und Wahrheit verfasste, der die Strassburger Zeit behandelt, weilte die, der er die Unsterblichkeit verleihen sollte, in einem weltabgeschiedenen Dorfe des Schwarzwaldes, den Ihrigen und den Armen selbstlos ihr Leben widmend. Ob sie vor ihrem 1813 erfolgten Tode noch Kenntnis bekam von jenem Buche, wissen wir nicht. Goethe aber war von der Erinnerung an jene Zeit so ergriffen, dass er, wie uns sein Sekretär erzählt, beim Diktieren dieser Episode seine tiefe Bewegung nicht bemeistern konnte, sondern in unruhigem Auf- und Abgehen mit allen Zeichen der Erregung in leisem Ton, als fürchte er geliebte Schatten heraufzubeschwören, diese Zeit erzählte.

So ist denn auch keine Zeit aus Goethes Leben so viel und so leidenschaftlich besprochen worden wie die Sessenheimer Tage! Wie oft wurde und wird die Frage erörtert, welch andere Bahnen wohl Goethes Leben eingeschlagen hätte, wenn er seiner Neigung folgend die Pfarrerstochter zu seiner Frau gemacht hätte! Und wie hat um die Personen jener Zeit der Streit der Meinungen getobt!

Wie war Friederikens Leben verlaufen? Vom jungen Goethe innig geliebt, in tiefer, aber still verschlossener Liebe ihm zugetan; darauf vom faustisch Vorwärtsstrebenden seiner Zukunft geopfert, ein Blümlein am Wege seiner Grösse, das sein Fuss zertrat — dann hinwelkend in der Erinnerung an kurze Sonnentage: eine Märtyrerin der Liebe! Wer wünschte nicht die von Angesicht zu Angesicht zu kennen, deren Schicksal uns menschlich so nahe geht und die als Gretchen die ewig wahre Klage verkörpert: «wie liebe mit leide ze jungest lônen kan»! Möchte unser Bildchen dies Geschenk sein!

III.

Zur Biographie des Rufacher Chronisten Maternus Berler.

Von

Theobald Walter.

Das urkundliche Material aus dem Rufacher Stadtarchiv über Berler habe ich bereits im Jahre 1900 in Nr. 15 des Vogesenblattes (Beilage zur Strassburger Post) der Oeffentlichkeit übergeben. Der Zufall liess mich im Staatsarchiv Bern einige weitere Nachrichten über die Personalien des edlen Chronisten finden, die ich hier nachtragen will.

Berler kehrte nach dem Abschluss seiner Studien und nach seiner feierlichen Primiz am 28. April 1510 in sein Vaterhaus zurück. Die *registra computationum sigilliferi* des Bistums Basel berichten nämlich aus dem Jahre 1510: *Dominus Maternus Berler, investitus ad patrimonium patris sui, det II fl.* Er wurde demnach gleichsam Hauskaplan seines Vaters, und als solcher fand er die Musse zur Abfassung seiner Chronik.

Von 1551 an verwaltete er in Geberschweier auch die Kaplaneien: *12. Junii 1551 commissus Maternus Berler ad capellaniam sanctae Catharinae et primissariam beatae Virginis in Geberschweier*; doch gibt er 1560 die Katharinenpfründe an Blasius Dubenschmidt ab. Dagegen erfahren wir 1567: *Maternus Berler commissus ad vicariam in Hattstatt.*

Sein Todesjahr ist unzweifelhaft 1575. Die Kaplaneiabrechnung von 1575 im Gemeindearchiv Geberschweier berichtet noch: *Win-Zinss . . . Herr Matern Berler;* freilich

fehlt der Eintrag des Quantums. Aber sicher lebte der Priestergreis noch bei Aufstellung des Registers. Allem Anscheine nach hat ihn der Herbst 1575 hinweggerafft, da 1576 ein Prozess mit seinen Erben bei der Offizialität in Altkirch schwebt und in demselben Jahre ein Marx Seyler als Pfarrherr in Geberschweier auftritt. (Walter, Urkundenbuch von Rufach, 71). Ein Testament von seiner Hand soll im Pfarrarchiv zu Geberschweier aufbewahrt werden.

IV.

Die Adelsfamilie von Jestetten im Sulzmattertal.

Von

Theobald Walter.

Die Edlen von Jestetten führten ihren Namen nach einem Dorfe Jestetten, welches schon 870 Erwähnung findet,[1] und das im heutigen badischen Bezirksamt Waldshut liegt. Das Dörfchen besass merkwürdigerweise von altersher seine drei Burgen, auf denen drei verschiedene Geschlechter verschiedenen Stammes und Wappens hausten. Das eine hatte als Wappenbild ein Dreiblatt und ist schon 1135 mit Ritter Bilgerin von Jestetten urkundlich belegt, das zweite führte einen Eselskopf mit Hals, nannte sich die Meier von Jestetten und erscheint 1233 im Urkundenmaterial, und das dritte tritt 1319 mit Markwart und Hartmann von Jestetten in den Bereich der geschichtlichen Forschungen und trug ein Mühlrad im Wappen. Alle drei waren mannhafte Geschlechter, die reiche Lehen im Klettgau, Thurgau und Zürichgau inne hatten und den umliegenden Stiften und Abteien tüchtige Vorsteher und eifrige Mitglieder abgaben.[2] Von dem letztgenannten Geschlechte war Heinrich

---

[1] Die Ausführungen im «Reichsland Elsass-Lothringen» S. 491 sind hinfällig. Ueberhaupt hat schon Schöpflin (Als. ill. IV, 202) geirrt, indem er behauptet Wasserstelzen und Jestetten seien zwei Burgen in Sulzmatt. Es gab nur eine Burg Wasserstelzen, und ihre Erbauer waren die Jestetten.

[2] Vgl. Kindler von Knobloch, Oberbadisches Geschlechterbuch II. Band, S. 207. — Ein Bruder Julian von Jestetten soll nach der Thanner Chronik, I 552, 1438 Barfüsser in Thann gewesen sein.

von Jestetten 1478 mit Anna Heggenser von Wasserstelzen vermählt, die beide 1482 den adeligen Sitz Wasserstelzen bewohnten.

Dieses Schloss Wasserstelzen hat aber mit unserm Wasserstelzen im Sulzmattertal vorerst nichts gemein; es lag nämlich im bischöflichen Amt Konstanz und war von jeher im Besitz des alten Geschlechtes der Heggenser. Als Heinrich von Jestetten um 1503 mit Tod abging, verkaufte die Witwe einen Teil des Sitzes an die Stadt Zürich, wurde Bürgerin der Stadt, bewohnte aber noch 1514 Eglisau. So treffen wir also die beiden Namen Jestetten und Wasserstelzen am Anfange des 16. Jahrhunderts in weiter Ferne vom Elsass und ohne jegliche Beziehung zu dem Lande. Und doch sind Stamm und Namen, wie sich zeigen wird, von dort zu uns herübergebracht und im Sulzmattertal für mehr als zwei Jahrhunderte festgelegt worden.

Die drei Kinder der ebengenannten Eheleute waren Balthasar, Konrad und Ursula; alle wurden 1505 Vasallen der Abtei von Reichenau und erlangten 1509 ebenfalls das Bürgerrecht in Zürich. Als 1514 das Lehen des Turmes in Jestetten an den Grafen Eberhard von Nellenburg heimfiel, übertrug es dieser in demselben Jahre noch an Konrad; ebenso erhielt er 1531 vom Grafen von Sulz das untere Schloss Jestetten. Auf diese Weise fasste das Geschlecht wieder festen Fuss in seinen Stammlanden.

Doch scheint ihm dort das Glück nicht besonders günstig gewesen zu sein. Im Jahre 1545 war der Schlossherr von Jestetten arg in Schulden geraten, so sehr sogar, dass er den Turm leibgedingsweise an die Stadt Schaffhausen verkaufen musste. Da das ohne Vorwissen seines Lehensherren geschah, wurde er vom Grafen von Sulz gefänglich eingezogen, in Kussenberg in Haft gesetzt und erst auf langes Bitten seiner Söhne wieder frei gegeben.

Trotz dieser wenig tröstlichen Zustände blieb der eine seiner Söhne, Martin, der mit Anna von Blumeneck vermählt war, auf dem väterlichen Erbe zurück. Konrad aber, der ältere, hatte schon in jungen Jahren den Wanderstab ergriffen, war nach dem Elsass gekommen und hatte sich dort mit einer gewissen Jakobea Stör verehelicht.[1]

Die Störe waren von altersher ein reiches, angesehenes und im Oberelsass weit verbreitetes Geschlecht. Sie hatten im Laufe der Zeit nicht nur eine grosse Anzahl bedeutender Lehen von Fürsten und Stiften, sondern sie wussten sich auch wertvolle Eigengüter in den Vogesentälern zu sichern. Insbe-

---

[1] Bezirksarchiv Oberelsass, C 168.

sondere besassen sie im Sulzmattertale reiche Rebhalden und Wiesengründe, ja sogar Höfe und Schlösser. Bereits 1345 hat Berchtold Stör dreissig Schatz Reben *usser dem Burgtor*, *uf der Luss* und hinter der Kirche als bischöfliches Lehen im Tal, die auf dessen Söhne Heitzmann und Hennin übergingen. Ulrich Stör nannte 1431 ein grosses Rebgelände am Sulzberge sein eigen. Dionysius Stör bewohnte 1496 Haus und Hof unterhalb der Schmiedgasse in Sulzmatt, und Paulus Stör, wohl der letzte der Sulzmatter Störe, war Herr der Wogenburg, die dessen Witwe Anastasia von Neuenfels 1547 an die Körner veräusserte, durch die sie dann an die Breitenlandenberger überging.[1]

Zu welchen von diesen Stören Jakobea in verwandtschaftlicher Beziehung stand, lässt sich bis jetzt nicht erweisen. Auf alle Fälle aber stammte auch sie aus dem Sulzmattertal; brachte sie doch ihrem Gemahl einen Hof im obern Tale, das sog. Wasserhaus, nebst Zubehör in die Ehe mit. Ins Sulzmattertal war aber Konrad von Jestetten wohl durch die oben erwähnte Verwandtschaft mit dem Geschlechte der Blumeneck gekommen, das seit 1500 in Gemeinschaft mit den Schauenburgern den alten Dinghof des Tales vom Bischof zu Lehen trug.[2]

Konrad wurde zwar nach seines Vaters Tode von dem Grafen von Sulz mit dem untern Schlosse in Jestetten belehnt; aber das schöne Elsass war ihm inzwischen zur lieben Heimat geworden, ein treues Weib waltete am trauten heimischen Herde im fruchtreichen Vogesentale, und eine muntere Kinderschar hatte sich eingestellt. Er verkaufte demnach sein Stammschloss jenseits des Rheines und erwarb sich dafür die elsässische Besitzung Rothenburg. Er starb 1556 in Sulzmatt, wo ihm seine Gattin längst vorangegangen war. Sie hatten es nie zu glänzenden Vermögensverhältnissen gebracht, und das alte Wasserhaus war stets ihre schlichte Heimstätte geblieben. In ihr Erbe teilten sich fünf Kinder, von denen uns jedoch nur drei näher bekannt sind, nämlich Hans Martin, Heinrich und Hans Kaspar.

Hans Martin wurde 1545 vom Grafen Johann von Sulz mit dem Turme in Jestetten belehnt; er bewohnte indes Freiburg und lebte dort noch 1549 als Satzbürger.

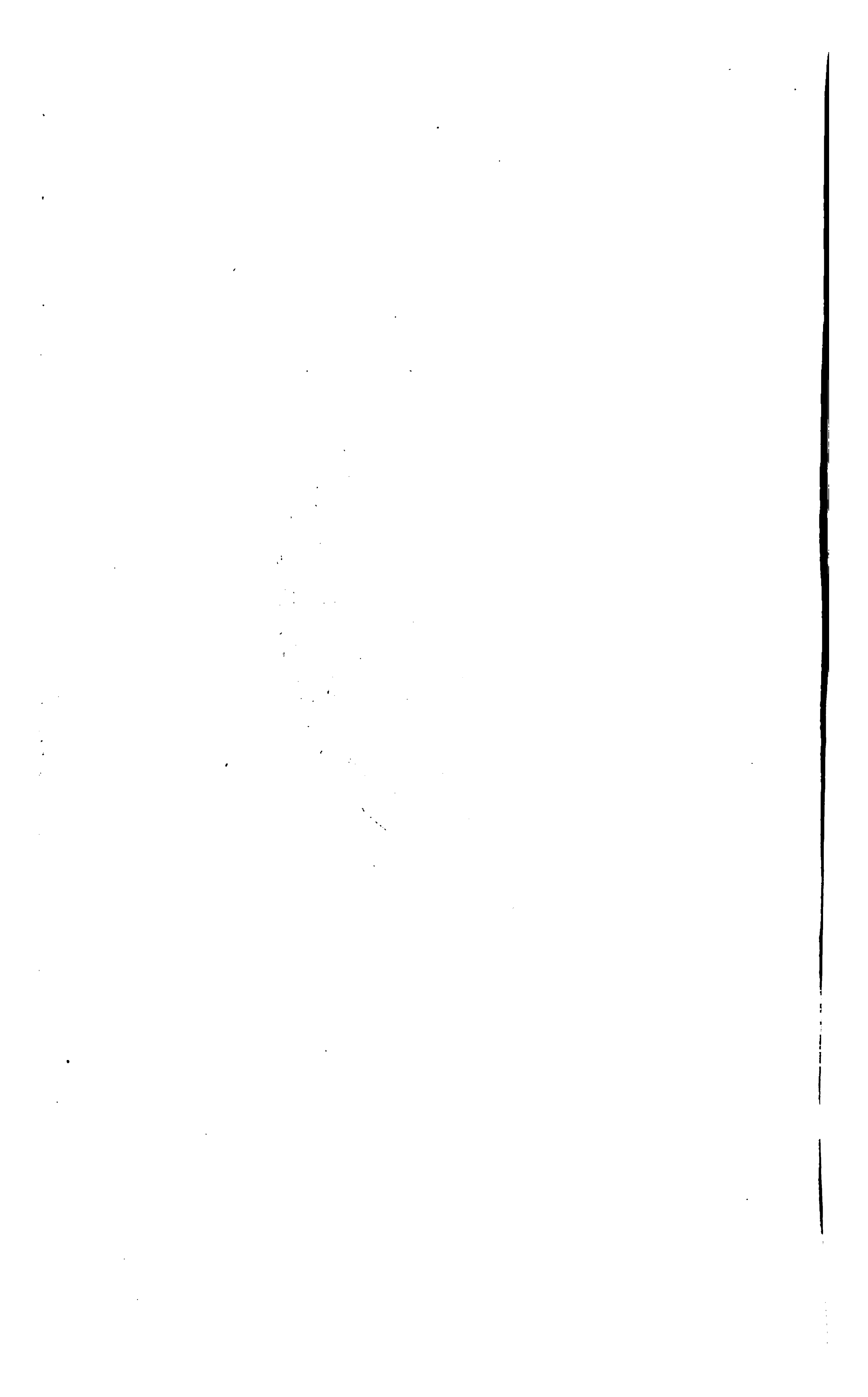
Heinrich durchirrte ein unruhvolles Leben. Er trat in jungen Jahren in das nahegelegene Stift Murbach, und als am 10. März 1542 der Abt Georg von Masmünster das Zeitliche

[1] Aus meiner Sammlung: Lehens- und Adelsverhältnisse im Sulzmattertal.

[2] Bezirksarchiv Unterelsass, G 847.



FRIEDERIKE BRION.
Nach einer Silberstiftzeichnung von Tischbein.



segnete, hoffte er bereits auf dessen Nachfolgerschaft. Da die Sache fehlging, vergewisserte er sich der Unterstützung seiner Brüder und des befreundeten Adels, um mit Gewalt zu erobern, was ihm auf rechtlichem Wege nicht gelungen war. Am 5. April 1542 überrumpelte er in der Morgenfrühe das Schloss Hugstein, um sich von da aus des Stiftes zu bemächtigen. Aber bald ertönten allenthalben die Sturmglocken im Gebiete des Gotteshauses, eine Knechteschar umringte den Burgstall, und schon zwei Tage darauf musste sich der Störenfried auf Gnade und Ungnade des Stiftes Leuten ausliefern. Da er auf keinen Vergleich eingehen wollte, wurde er zunächst in Murbach und später zu grösserer Sicherheit in den grossen Turm nach Luders gefangen gesetzt. Doch schon am 10. Heumonat durchbrach er dort auf seltsame Weise die dicke Mauer und entfloh. Am 23. März 1544 kam durch Vermittelung des Königs Ferdinand I. ein Vergleich mit Murbach zu stande.[1] Heinrich blieb Dekan in Murbach, erhielt aber die Abtstelle in Hugshofen im Weilertal. Allein sein unsteter Sinn liess ihn nirgends Ruhe finden. Im Jahre 1546 war er Probst in St. Märgen, verzichtete aber erst 1549 auf Hugshofen; 1551 treffen wir ihn als Verwalter des Chorherrenstiftes Marienzell im Schwarzwald, 1544 und 1567 bekleidet er das Amt eines Kommendators zu Allerheiligen in Freiburg, erwirbt inzwischen 1557 die Abtstelle in Neustadt am Main und 1567 die in Kreuzlingen.[2] Am 9. Oktober 1568 wurde er zum Abte in Münster im Gregoriental erwählt, wo er aber erst am 18. Juli 1569 seinen Einzug hielt. Die Streitigkeiten mit den Lutheranern verleideten ihm die Stelle; er verzichtete am 27. Oktober 1573 auf Amt und Würde, zog sich nach Würzburg zurück und starb dort bald darauf.

Von besonderer Bedeutung für Sulzmatt wurde Hans Kaspar. Er trat in den Orden der Deutschritter und beteiligte sich an den Kriegszügen Karls V. gegen Frankreich. Bei der Belagerung von Metz zeichnete er sich als Hauptmann durch grosse Tapferkeit und Kühnheit aus. Im Jahre 1543 verzichtete er auf alle Ansprüche an den Orden, falls er etwa eine Ehe einginge. Sechs Jahre später verwaltete er das Ordenspräzeptorat Kaysersberg, versah von 1550—54 die Komturstelle in Rufach und von 1555—1584 dieselbe Stelle in Beuggen. Auch er wurde noch einmal (1575) mit dem Turm seiner Stamm-

---

[1] Vgl. Gatrio, Die Abtei Murbach, II 175 ff. und Die Gebweiler Chronik, herausgegeben von Schlumberger, S. 196.

[2] Vgl. Kindler von Knobloch, Oberbadisches Geschlechterbuch, II 204.



lande belehnt, gab ihn aber mit allem Zubehör durch Vertrag vom 21. Dezember 1577 wieder an die Sulzer Grafen zurück.

Hans Kaspar war trotz seines wechselvollen Lebens stets darauf bedacht gewesen, seinem gesunkenen Hause wieder zu Wohlstand und Ansehen zu verhelfen. Beim Tode seines Vaters war er allein in Sulzmatt anwesend; er bestattete den Leichnam ehrenvoll in der Kirche des Ortes und ordnete die etwas zerrütteten Vermögensverhältnisse nach eigenem Ermessen, ohne seinen abwesenden Geschwistern irgendwelche Mitteilung zu machen.[1] Er lebte mit Anna Höchlin von Sulzmatt im Konkubinat, und diese gebar ihm drei Söhne: Hans Georg, Hans Melchior und Hans Balthasar, die alle 1557 noch am Leben waren. Auch sein Bruder Heinrich hatte zwei uneheliche Söhne Hans Heinrich und Adam. Da Hans Kaspar, wie schon erwähnt, ein tapferer Krieger war, der stets treu zu Kaiser und Reich gestanden hatte, so willfahrte Kaiser Ferdinand gerne seinen Bitten und legitimierte ihm durch Urkunde vom 20. Februar 1557 nicht nur seine Kinder, sondern auch die seines Bruders Heinrich. Ja schon am 20. April des folgenden Jahres verlieh er ihnen und ihrem Vetter Marx, dem Sohne des oben erwähnten Hans Martin, durch einen Adelsbrief, einen aufrechten, vorwärts schauenden Pferdekopf mit Hals, geöffnetem Maule und roter Zunge in rubinrotem Schilde als Wappen.[2] Zwar fehlte jetzt dem neugeschaffenen Geschlecht noch ein fester anerkannter Adelssitz; aber auch hierin wusste sich der schlaue Komtur zu helfen.

Zu seinem Patrimonium in Sulzmatt gehörte das schon genannte, von den Stören ererbte Wasserhaus im obern Tale, mit dem Wassergraben und mit Haus, Hof, Scheune und Trotte ausserhalb der Umfassung, und diesem Sitze gab er nun, wohl in Erinnerung an die frühere Heimat seiner Ahnen, den Namen Wasserstelzen. Er vereinigte ferner mit dem Anwesen 20½ Schatz Reben, 11½ Tagewerk Wiesen, 7 Juchart Acker, 2 Wäldchen, 1 Sägemühle, 40 ℔ 10 β Geldzinsen, 19 Viertel Roggen, 25 Viertel Hafer und 1 Viertel Gerste Kornzinsen, und an sonstigen Gefällen 2 Hühner, 50 Wellen Stroh und 53½ Ohmen Wein. Durch einen Schenkungsakt vom 23. Juni 1561

---

[1] Seine Geschwister und Verwandten machten ihm deshalb 1579 den Prozess. Es werden zehn Jahre später erwähnt: Anna von Jestetten und . . . Stehelin von Steckburg, Anna von Jestetten und Sebastian von Landenberg. Elisabeth von Jestetten und Martin von Achtsinnit von Neufferenburg und Maria Jakobea von Jestetten und Jakob Münch von Rosenberg. — Bezirksarchiv Oberelsass, C 168.

[2] Bezirksarchiv Unterelsass, G 860 und 862.

übergab er dann das Ganze durch die Hände des Landkomturen Sigmund von Hornstein an die Deutschordensballei Elsass-Burgund, vielleicht in der Hoffnung, es als Adelslehen zurück zu erhalten.

Der deutsche Orden nahm die schöne Schenkung an, aber die erhoffte Wiederbelehnung seiner Söhne blieb aus. Infolgedessen machte der erbitterte Komtur im folgenden Jahre eine zweite Schenkung an den Bischof von Strassburg, ohne die erste zu widerrufen. An die Uebergabe knüpfte er zugleich die Bedingung, dass das Gut zu einem Adelssitz erhoben würde, und dass er und sein Sohn Hans Balthasar denselben als Vasallen des Bischofs in Lehen wieder erhielten. Zur Bestreitung der vielen damit verbundenen Kosten verkaufte er von dem väterlichen Erbe der alten Heimat den Zehnten von Eglisau zu 500 Gulden.[1]

Die Errichtung eines adeligen Freisitzes im Tale von Sulzmatt hiess aber die Talgemeinde belasten. Der Bischof legte deshalb das Anerbieten des Komturs der versammelten Gemeinde zu Sulzmatt vor. Diese erklärte schriftlich ihre Zustimmung, obschon das Haus Wasserstelzen niemals ein Adelsitz gewesen sei, sondern stets Bürgerlichen als Wohnung gedient hätte, so noch im Anfang des Jahrhunderts dem Jerg Glattsam. Sie wollten jedoch nicht auf den Sitz vereidigt werden, da sie dem jeweiligen Besitzer als gute Nachbarn freiwillig Hilfe bei Kriegs- und Feuersgefahr bringen wollten.[2] Darauf erfolgte dann noch 1562 die Belehnung der beiden; an Stelle des noch minderjährigen Hans Balthasar wurde dessen Vogt Philipp Welsinger vereidigt. Hans Balthasar trat erst 1570 in seine Rechte, und mit diesem Jahre begann der Umbau und teilweise Neubau des Schlosses.

So hatte nun Hans Kaspar seinem Hause wieder eine sichere Heimstätte geschaffen. Allein die Hoffnungen, die er auf seinen Sohn gesetzt hatte, scheinen sich nicht erfüllt zu haben. Schon 1577 bewog er ihn durch allerhand Vorstellungen, zugunsten ihres Vetters Hans Christoph von Hagenbach auf das Lehen Verzicht zu leisten. Zwar verwandte er sich im Juni 1582 nochmals zugunsten seines Sohnes, als er den Bischof von Strassburg bat, demselben die erledigte Oberamtmannsstelle in Rufach zu übertragen. Aber bald darauf erfolgte ein vollständiges Zerwürfnis zwischen Vater und Sohn. Hans Kaspar zog sich grollend zu Johann Christoph von Hagenbach nach Waldkirch zurück und starb dort 1583. In einem Testamente

---

[1] Bezirksarchiv Oberelsass, C 168.

[2] Bezirksarchiv Oberelsass, Bericht des Vogtes Morand von Andlau vom 3. September 1562.

enterbte er seinen Sohn und setzte seinen Gastfreund und Hans Georg von Brünighofen zu Haupterben seines gesamten Vermögens ein.

Hans Balthasar war kinderlos mit Maria von Brünighofen verheiratet, und hierin ist vielleicht der Grund der väterlichen Ungnade zu suchen. Nur mit Mühe und Not vermochte er den Adelssitz in Sulzmatt für sich und sein Weib zu retten. Denn nicht nur die Erbschleicher seines Vaters machten ihm das Lehen streitig, auch der Landkomtur Dietrich von Hohenlandenberg versuchte die Schenkung von 1561 für den Orden zur Geltung zu bringen. Die ersteren wurden von dem Bischof, der ihr Getriebe durchschaute, abgewiesen, und den deutschen Orden befriedigte Hans Balthasar 1585 durch eine Abfindungssumme.

Aber er wurde seines Lebens in Sulzmatt nicht wieder froh; mancherlei Anfeindungen aus der eigenen Familie und die häufigen Podagraanfälle verbitterten sein Gemüt. So liess er 1588 seinem Schwager Hans Sebastian von Reinach ungeachtet aller Bitten und Versprechungen den Zehnten in Pfaffenheim wegen rückständiger Zinsen pfänden.

Im Jahre 1587 erlangte er vom Bischof das Versprechen, dass im Falle seines Todes seine Witwe lebenslänglich im Genuss des Lehens bliebe, das jedoch dadurch nicht aufhöre, Mannlehen zu sein. Zwei Jahre später vermachten sich dann beide Eheleute gegenseitig testamentarisch all ihr Hab und Gut. Nach dem Tode des letzten Ueberlebenden sollten sich Maria Dorothea Cantziuncklerin,[1] Maria Cleophea Truchsess von Rheinfelden, geb. Brennerin, und Maria Beatrix von Brünighofen in die Hinterlassenschaft teilen.

Am 22. September 1592 verstarb Hans Balthasar ohne Leibeserben in Sulzmatt und wurde in der dortigen Kirche *juxta defuncti parentis ipsius monumentum* ehrenvoll bestattet. Das Lehen fiel nun an Hans Kaspar von Jestetten, den Burgvogt von Bintzen, und dessen Bruder Marx Christoph. Die verwitwete Maria von Brünighofen blieb aber laut der ebenerwähnten Bestimmungen im Genuss der ganzen Hinterlassenschaft.[2]

Aber schon wenige Monate nach dem Tode Hans Balthasars belegte die vorderösterreichische Regierung die ganze Erbschaft mit Beschlag. Sie behauptete nämlich, die Legitimier-

---

[1] Eine Dorethea von Jestetten war 1551 Witwe von Claudian Cantiuncula, der R. K. M. Kanzler im Oberelsass.

[2] Bezirksarchiv Oberelsass, C 168; ebenda die ganze folgende Prozessgeschichte.

ung des Verstorbenen sei ungültig und bestehe nach ihrem Landrechte nicht; er hätte also keine Gewalt gehabt, über sein Vermögen zu verfügen, da nach bestehendem Rechte der Landesherr alleiniger Erbe der ohne Nachkommen verstorbenen Bastarde wäre, und Hans Balthasar sei niemals aus dem Untertanenverband der Vorderlande ausgeschieden. Die Witwe erhob durch ihren Vogt Jakob Sigismund, Truchsess von Rheinfelden, Protest gegen diese Anmassung, und so kam es zum Prozess. Auch die Stadt Basel trat für die Witwe ein, da Hans Balthasar dort seit dem 25. März 1583 das Bürgerrecht besessen hatte.

Maria von Brünighofen verheiratete sich am 17. Mai 1594 zum zweiten Male mit Hugo Friedrich von Hohenlandenberg, dem murbachischen Obervogt in Wattweiler; aber der Erbschaftsprozess gegen die Vorderlande nahm seinen Fortgang, selbst dann noch, als am 12. April 1601 Maria selbst mit Tod abging und ihren Gemahl zum Erben einsetzte.

Hugo Friedrich von Hohenlandenberg ging seinerseits eine zweite Ehe ein mit einer Tochter von Hans Christoph von Breitenlandenberg, die ihn, als er 1613 starb, beerbte, aber auch der Prozess schwebte noch immer. Hans Christoph wandte sich am 22. Juni 1613 an den Erzherzog und bat um Aufhebung des Prozesses. Nachdem er dann am 18. Juli 1614 mit seiner Tochter schriftlich die Erklärung abgegeben hatte, dass sie die Beilegung der Streitigkeiten als *aine Paur lauttere Landsfürstliche genad und freywillige Gutthat* anerkennen würden, erfolgte endlich unterm 8. Juli 1616 der Verzicht der Vorderlande. Volle 24 Jahre hatte der Streit um die wenigen Kisten und Kasten gedauert.

Inzwischen war das Schlösschen Wasserstelzen, das meistens unbewohnt war, arg in Abgang gekommen. War es doch seit 1592 meistens nur vorübergehend bewohnt, da Hans Kaspar, dem das Mannlehen damals zugefallen war, sich noch immer nicht hatte entschliessen können, nach Sulzmatt überzusiedeln. Er stammte nämlich aus dem Weiherhaus Endenstein zu Schliengen im Breisgau und war seit 1594 bischöflicher Vogt in Bintzen. Seine Gemahlin Maria Rechburger starb im Jahre der Ernennung und wurde im Münster zu Basel beigesetzt.[1] Im Jahre 1597 erwarb er den Dinghof zu Istein, verkaufte ihn aber schon 1601 an Hans Christoph Schenk von Kastell.[2] Erst 1613 ging er mit dem Gedanken um, sich in das stille Sulzmattertal zurückzuziehen, um dort seine letzten Lebenstage friedlich zu beschliessen. Um die vernachlässigten Gebäulichkeiten einigermassen in Stand setzen zu können, verkaufte er

[1] Tonjola, Basilea sepulta, 42.
[2] Oberbadisches Geschlechterbuch, II, 204.

mit Genehmigung des Bischofs etliche Güterzinsen in Pfaffenheim und Umgegend. Aber der Tod ereilte ihn 1619, ehe alles zum Umzug bereit war.

Auch sein Sohn Hans Kaspar verlegte seinen Wohnsitz zunächst nicht nach Sulzmatt. Denn als 1621 der Sulzmatter Arzt Jakob Federer und sein Adjunkt Christoph Schlitzweck ihre Wunderkuren am Sauerbrunnen zu Sulzmatt vornahmen,[1] stand das Schlösslein noch immer leer. Die beiden baten deshalb den Bischof, das Lehen den Jestetten zu kündigen und das Gebäude ihnen zur Verfügung zu stellen. Sie beabsichtigten daraus ein Badehaus zu machen und einen jungen Arzt und eine Apotheke hinein zu verlegen. Dadurch mag Hans Kaspar wohl bestimmt worden sein, die Uebersiedelung zu beschleunigen; doch ist er in Sulzmatt erst 1627 als Pate nachweisbar.

Er war vermählt mit Anastasia Rinck von Baldenstein zu Statzenturm und Neuershausen, mit der er nachweislich vier Kinder zeugte: Hans Kaspar Hieronymus, Franz Ignaz, Heinrich Christoph und Maria Franziska (geb. in Sulzmatt am 18. Januar 1649). Infolge der Kriegszeiten erfolgte die Belehnung mit Wasserstelzen seitens des Bischofs erst am 23. Dezember 1648 und zwar so, dass Vater und Söhne zugleich investiert wurden. Im Jahre 1658 beschäftigte ihn wieder der Schlossbau, die Kriegsjahre waren nicht ohne Spuren der Verwüstung an dem alten Sitze vorüber gegangen. Der Bischof ordnete eine genaue Untersuchung der Schäden an, doch im Verlaufe derselben starb Hans Kaspar in Sulzmatt und wurde am 24. März 1659 in der Kirche begraben.

Von den drei Brüdern blieb der jüngste, Hans Kaspar, bei seiner verwitweten Mutter in der Heimat, die andern zogen gegen den Türken zu Felde. Bereits im Jahre 1664 hielt er im Namen seiner Brüder beim Bischof um die Belehnung mit dem väterlichen Erbe an; der äusserte aber allerlei Bedenken. Die Witwe starb am 14. August 1669, und zwei der Söhne folgten ihr bald ins Jenseits nach. Eine Belehnung seitens des Bischofs erfolgte erst wieder 1686 für den überlebenden Heinrich Christoph und seine Söhne.

Heinrich Christoph von Jestetten war vermählt mit Anna Elisabeth Dormenz von Pfaffenheim, von der ihm drei Kinder geboren wurden: Heinrich, Klara Anna Franziska (11. Dez. 1670) und Gottfried Melchior (4. Juni 1674).

Heinrich war 1691 als Novize in der Abtei Murbach, legte

[1] Vgl. Acidularum Sulzmattensium historica observatio, in qua praecipue effectus, qui ab ineunte anni Christiani MDCXIX Julio ad idem insequentis anni tempus circa varios corporis humani affectus exhibentur. Ms. im Bezirksarchiv Colmar, Mundat, I 16, Nr. 2.

am 22. April desselben Jahres Profess ab, wobei er den Namen Augustinus erhielt. Im Jahre 1700 verliess er Murbach und begab sich nach Schwarzach in Franken.[1] Die Heimat erfuhr von da an nichts mehr von ihm.

Auch Gottfried Melchior studierte in Murbach, um sich auf den geistlichen Stand vorzubereiten. Später ging er nach Pruntrut und gelangte durch Vermittelung des Bischofs von Basel, seines Verwandten, als Alumnus 1695 an das *Collegium Germanicum ad st. Apollinarem* nach Rom. Dort fiel er bald in Ungnade, kehrte zurück und erhielt das Rektorat in Aesch, wo er am 11. November 1717 starb.[2]

Anna Elisabeth Dormenz starb am 5. Juli 1680, und der Witwer ging am 17. Januar 1681 eine zweite Ehe ein. Die Auserkorene war Anna Margaretha Blum von Horndorf. Auch aus dieser Ehe ging eine zahlreiche Nachkommenschaft hervor:

Anna Margaretha, geb. am 11. November 1681, trat in das Stift Ottmarsheim. Am 18. August 1714 übergab ihr die verwitwete Mutter vor dem Talschreiber in Sulzmatt ihr Erbteil, nämlich 100 Gulden à 15 Batzen, 20 Viertel viererlei Fruchtzinsen vón dem grossen Meierhauser Lehen in Markolsheim, 4 Schatz Reben am Niering in Sulzmatt und 1 1/2 Schatz im oberen Tale. Dafür verzichtete die Tochter auf alle Ansprüche sowohl an das väterliche als an das mütterliche Vermögen. Sie starb am 8. Dezember 1751.[3]

Josephus Melchior, geb. am 27. Februar 1683, starb jung, desgleichen Anna Maria Margarethe 1693.

Anastasia, geb. am 8. November 1695, wurde 1712 Domfrau an St. Stephan in Strassburg.

Ursula Katharina vermählte sich in erster Ehe mit Nikolaus de Balasti, der 1719 starb. Am 28. November 1726 ging sie mit dem verwitweten Joh. Meinrad Jakob Zu Rhein von Pfastatt eine zweite Ehe ein.[4]

Johann Wilhelm Jakob, geb. den 31. Dezember 1696, wurde ein fahrender Kriegsmann und verscholl in venetianischen Diensten.

Anna Elisabeth, vermählt mit Franz Konrad de Toussaints und in zweiter Ehe mit Philipp Heinrich von Rathsamhausen, starb am 16. September 1740 in Pfastatt.[5]

Joseph Antonius, getauft den 30. Juni 1691, wählte den Priesterstand und feierte seine Primiz in Sulzmatt am 5. No-

---

[1] Ingold, Diarium von Murbach, I 7 u. 70.
[2] Ebenda, II 83.
[3] Gemeindearchiv Sulzmatt, JJ 11. — Walter, Alsatia superior sepulta, 189.
[4] Ingold, Diarium von Murbach, II 198.
[5] Ebenda, III 130.

vember 1719. Er übernahm niemals eine cura animarum noch irgend ein Beneficium, sondern lebte zurückgezogen auf seinem väterlichen Erbe im Tale und starb dort am 15. Dezember 1761 als der letzte männliche Sprosse des Stammes.

Franz Wilhelm, der eigentlich dazu berufen schien, den Stamm weiter zu führen, war Fürstbischöflich Baselscher Vogt in Pruntrut und hatte sich mit Maria Anna Brimsing von Herblingen vermählt.[1] Als er am 28. April 1732 in Pruntrut starb, hinterliess er ausser fünf Töchtern ein am 29. September 1728 geborenes Söhnlein Michael Konrad Franz Wilhelm Ignatius; und kurze Zeit darauf, am 3. November 1732, kam die Witwe mit Zwillingen, Joseph und Johann Baptist, nieder. Doch starb der älteste Sohn schon 1734 in Masmünster, und die beiden jüngstgeborenen überlebten ihren Eintritt ins Leben nur wenige Monde.

Von den Mädchen starb Maria Anna Franziska am 28. Dezember 1758 in Sulzmatt, doch nicht im Schlosse der Ahnen, sondern bei den befreundeten Landenbergern. Maria Anna Katharina Franziska wurde Stiftsdame in Ottmarsheim, ebenso Maria Regina Margaretha in Schennis und M. J. N. L. K. Sidonia in Strassburg. Auch Maria Antonia war ursprünglich Stiftsdame in Andlau, trat aber später in die Welt zurück und verheiratete sich mit Franz Ignaz Fridolin Reich von Reichenstein, dem Landvogt von Schliengen.[2]

Maria Anna Brimsin von Herblingen starb als Witwe am 11. Januar 1737 zu Thann und liegt in St. Theobalds Münster daselbst begraben.[3]

Somit erlosch, wie schon erwähnt, 1761 das Geschlecht der Jestetten im Mannesstamme vollständig, und das Sulzmatter Lehen mit dem Schloss Wasserstelzen fiel an den Bischof von Strassburg heim. Man fahndete zunächst noch einige Zeit nach dem verschollenen Wilhelm Jakob, und der Rufacher Obervogt Franz Leopold Junker wurde durch ein bischöfliches Mandat vom 22. April 1762 mit der Verwaltung des gesamten Jestettischen Lehens beauftragt. Da aber keinerlei Nachrichten über den Gesuchten einliefen, wurde im August desselben Jahres der Baron Franz Nikolaus von Spon damit belehnt, dessen Familie es beim Ausbruch der Revolution noch besass.

---

[1] Ingold, Diarium von Murbach, III 29.

[2] Vgl. Kindler v. Knobloch. Oberbadisches Geschlechterbuch, II 205.

[3] Kirchenbücher von Thann. Bezirksarchiv Unterelsass, G 862.

V.

Zur Geschichte des Post- und Reiseverkehrs im alten Strassburg.

Von

E. Eichler.

Das weite Gebiet der Geschichte des Verkehrswesens ist, obwohl es einen überaus wichtigen und lehrreichen Zweig der Geschichte der Kultur und der staatlichen Verwaltung bildet, vielleicht gerade, weil beide Gebiete berührend, bei weitem noch nicht ausreichend erforscht. Ausser dem klassischen Geschichtswerke von Stephan «Geschichte der preussischen Post u. s. w.» gibt es verhältnismässig nur wenige auf wissenschaftlichen und archivalischen Quellen beruhende Schriften dieser Art. Deshalb darf auch die Bekanntgabe einzelner verkehrsgeschichtlicher Begebenheiten, die Darstellung einzelner Zeitabschnitte des Verkehrslebens, soweit sie geeignet ist, ein helleres Licht in das Dunkel längst vergangener Zeiten zu werfen, nicht als überflüssig betrachtet werden. Solche Beiträge wirken anregend und drängen zu weiterem Forschen. Von diesem Standpunkt aus betrachtet, können auch die nachfolgenden Zeilen einiges Interesse beanspruchen.

Seit den ältesten Zeiten deutscher Geschichte hat das Elsass fast andauernd im Vordergrunde der geschichtlichen Ereignisse gestanden. Welterschütternde Begebenheiten haben auf elsässischem Boden sich abgespielt und ihre blutigen Spuren hinterlassen. Was könnte also für den Historiker wohl dankbarer sein, als eine Geschichte des Elsasses zu schreiben? Da

ist es denn nicht zu verwundern, wenn unzählige Gelehrte und Nichtgelehrte mit Eifer und zum Teil bewundernswertem Fleisse sich dieser Arbeit unterzogen haben. Und doch — wie stiefmütterlich sind in all diesen Werken fast ohne Ausnahme diejenigen privaten oder öffentlichen Einrichtungen behandelt worden, welche die mehr oder weniger entwickelten Keime einer der gewaltigsten Verkehrsanstalten der Neuzeit, der heutigen Post, in sich tragen! Dabei stehen unerschöpfliche archivalische Quellen auf diesem Gebiete zur Verfügung.

Es möge hier auf die verdienstvollen Forschungen von Löper und Rübsam[1] hingewiesen werden, die für die nachstehenden Erörterungen eine wertvolle Grundlage darboten, jedoch in wichtigen Beziehungen der Ergänzung bedürfen.

Die ersten Beförderungsanstalten.

Die geographische Lage Strassburgs begünstigt den Verkehr der Einwohner mit den Bewohnern anderer Städte und Länder ungemein. Zwei natürliche Verkehrswege, schiffbare Flüsse, nämlich die Ill und die grosse Völkerstrasse, der Rhein, führen in unmittelbarer Nähe der alten freien Reichsstadt vorbei. Uralte Kunststrassen gehen nach allen Richtungen, deren Entstehung uns in die graue Vorzeit des Römertums zurückführt, wo der cursus publicus geregelte Verbindungen schuf zwischen dem römischen Kastell Argentoratum, dem heutigen Strassburg, und den umliegenden Lagern Tres Tabernae, Mons Brisiacus, Moguntiacum u. s. w.

Mit dem Untergange der Römerherrschaft verschwindet auch diese hochentwickelte, einheitlich organisierte Staatspost. Wie auf den verschiedensten anderen Gebieten, so finden wir auch im Verkehrswesen im Beginne des Mittelalters ein Zurücktreten staatlicher Tätigkeit. Wo uns heut die geordnete Verwaltung des machtvollen Staates entgegentritt, zeigt uns das Mittelalter in Strassburg, wie in andern grösseren Städten, wie die Aufgaben gesellschaftlicher Wohlfahrt zuerst ganz vernachlässigt, dann von einzelnen Verbänden wahrgenommen werden.

Regelmässige Verbindungen, deren man nicht sowohl für politische Bedürfnisse, als namentlich auch im Interesse des ausgedehnten Handels und zur Uebermittelung privater Nachrichten wohl bedurft hätte, bestanden nicht. Während des grössten Teiles des Mittelalters konnte man sich zur Beförderung

---

[1] Vgl. Löper, Zur Geschichte des Verkehrs in Elsass-Lothringen, Strassburg 1873, und verschiedene Veröffentlichungen desselben im Archive für Post und Telegraphie, sowie Rübsam im Archive f. P. u. T. Jahrgang 1893, S. 538 ff.

von Briefen nur zufälliger Gelegenheiten bedienen, sei es, dass man seine Korrespondenz irgend einem mehr oder minder bekannten Reisenden anvertraute, der den Auftrag übernahm, ohne indes die Ausführung sicher zu stellen, sei es, dass bestimmte Handelsleute, die in regelmässigen Zwischenräumen die Messen besuchten, gegen Vergütung die Vermittelung übernahmen.

Eine grosse Rolle sollen angeblich auch im Elsass die sogenannten «Metzgerposten» gespielt haben. Dieser Erzählung begegnet man fast in der gesamten einschlägigen Literatur, ohne jedoch Belege hierfür angegeben zu finden. Man wird nicht fehlgehen, wenn man dies als eine Legende bezeichnet, deren Entstehen wohl verständlich ist, weil in mehreren anderen Gegenden des Reichs tatsächlich die Metzgerposten bestanden haben. In den alten Urkunden des Strassburger Stadtarchivs, die, man möchte sagen, über alle Vorkommnisse des täglichen Lebens Auskunft geben und die auch in zahlreichen Fällen auf Metzger sich beziehen, ist über die den Metzgern zugeschobene gewerbsmässige Beförderung von Briefen nichts zu ermitteln gewesen. Wohl aber taucht im 17. Jahrhundert in Strassburg eine unter städtischer Aufsicht stehende Metzgerpost auf, über welche Näheres weiter unten mitgeteilt werden wird, und die vielleicht zur Entstehung jener Legende mit beigetragen haben mag.

Nebenbei mag hier erwähnt werden, was Piton, der ebenfalls die Erzählung über die Beförderung von Briefen von Strassburg aus durch Metzger übernommen hat, in seinem «Strasbourg illustré», Bd. II, S. 45 hervorhebt:

«Eins ihrer Wahrzeichen treffen wir noch jetzt als alten Bekannten wieder. Das Horn des deutschen Postillons ist nichts als eine Ueberlieferung aus längst vergangenen Tagen, wo die Metzger ebenfalls mit einem Horn ausgerüstet waren, das ihre Anwesenheit in einer Gemeinde anzeigte und die Bauern, die Vieh zu verkaufen hatten, von den Feldern zusammenrief.»

Das Bedürfnis zum Austausche von Nachrichten und Gut musste naturgemäss mit der fortschreitenden Kultur im Laufe der Zeit derartig sich steigern, dass die primitiven und unsicheren Beförderungsangelegenheiten nicht mehr ausreichten. Nichts war natürlicher, als dass diejenigen Kreise, in denen jenes Bedürfnis besonders empfunden wurde, durch besondere Einrichtungen zu dessen Befriedigung schritten. Wir sehen daher, wie die ersten Bestrebungen dieser Art, die ersten Ansätze eines geordneten Postwesens von dem Brennpunkte des geistigen Lebens jener Zeit, der Geistlichkeit, ausgeht. Nachdem die Bischöfe ihre Korrespondenz mit der Geistlichkeit der

Diözese lange Zeit durch wandernde Mönche oder durch Laienbrüder, wohl auch durch besondere Boten, von Kloster zu Kloster bis zum Bestimmungsorte hatten befördern lassen, machten sie sich bald ihre politische Machtstellung auch für diesen Zweck dienstbar. Sie nahmen das feudum portandi litteras für sich in Anspruch.

Das in lateinischer Sprache abgefasste Erste Strassburger Stadtrecht bestimmt nämlich in den Artikeln 88 und 89 was folgt:

«Zu den Rechten des Bischofs gehört es, dass ihm aus der Bürgerschaft, und zwar nur aus der Zunft der Kaufleute, 24 Boten zur Verfügung stehen, denen die Pflicht obliegt, innerhalb des Bistums die Botschaften des Bischofs an seine Leute zu überbringen. Wenn sie dabei irgendwelchen Schaden an ihrer Person oder an den Sachen, die sie bei sich führen, erleiden, so muss der Bischof diesen ersetzen.

Jeder muss dreimal im Laufe eines Jahres[1] solche Botschaften auf Kosten des Bischofs ausführen. Der Bischof seinerseits muss ihnen insofern Ehre erweisen, als er ihnen bei Festlichkeiten, die er seinen Leuten gibt, Ehrenplätze neben sich beim Essen anzuweisen hat, damit sie vor seinen Leuten desto besser erkannt werden.»

Das Erste Strassburger Stadtrecht ist zwar erst nach dem Jahre 1129 aufgestellt worden; es steht jedoch fest, dass seine Bestimmungen damals schon längere Zeit zu Recht bestanden[2] und dass sie keine neue Gesetzgebung darstellten, sondern vielmehr den Zweck hatten, die schon längere Zeit bestehenden Rechtsgewohnheiten festzuhalten. Es ist daher nicht zu bezweifeln, dass dieser Botendienst schon in der Blütezeit der bischöflichen Herrschaft, also wahrscheinlich schon im 10., spätestens aber im 11. Jahrhundert, entstanden ist. Jedenfalls hat nach den bisherigen Forschungen kaum eine andere deutsche Stadt schon in so früher Zeit ein so geregeltes Botenwesen aufzuweisen, wie Strassburg.

Das Botenwesen im Mittelalter.

Zu einer gewissen festen Gestaltung kam dieses Botenwesen erst durch die Schaffung der «geschworenen Läuferboten». Die daneben bestehende Einrichtung der sogenannten «Einspennigen»,

---

[1] Nach dem vermutlich späteren deutschen Text (vgl. «Die Alteste Teutsche so wol Allgemeine Elsessische und Strassburgische Chronicke von Jacob von Königshoven. Herausgegeben von Schiltern. Strassburg 1698») soll jeder Bote nur einmal im Jahre in Anspruch genommen werden.

[2] Schilter, a. a. O., S. 621 und Hegel, Die Chroniken der deutschen Städte, Bd. IX, S. 924.

städtischer Sicherheitsbeamten, die gelegentlich zur Ueberbringung eiliger Botschaften der Stadt verwendet wurden, und der sogenannten «Ehrbaren Botten», die eigentlich nur Gesandte waren, kann hier unerörtert bleiben, weil darüber bereits im Archive für Post und Telegraphie, Jahrg. 1876, S. 198 ff., eingehend berichtet worden ist und weil der daselbst vorausgesetzte Zusammenhang dieser Einrichtungen mit dem eigentlichen Boten-, dem späteren Postwesen doch nur ein recht loser ist.

Wann dieses Läuferbotenwesen geschaffen worden ist, steht nicht fest. Urkundliche Bestimmungen über die Läufer- oder laufenden Boten finden wir schon erheblich früher, als in der auf S. 201, a. a. O., erwähnten Ordnung «Die löffere» vom Jahre 1443, die bisher gewissermassen als älteste «Postordnung» gelten konnte. In dem Strassburger Stadtrecht aus dem Jahre 1322 heisst es nämlich im Art. 447 «Von der statschribery» im § 6:

«Ouch so sollent her Jeger der oberschriber und die andern schriber zu allen zyten dartzu sehen, lugen und warnemen, das der stette louffenden botten von der stette gelte nit fürer gelonet werde, dan so vil als inen geburet von dem louffe, den su der statt tun sollent oder geton haben ungeverliche (ohne Betrug); geburt es sich aber, das su an demselben louff den burgern oder iemans anders furbasser (weiter) lieffent, do sollent sie von dem oder denen, den su also furbasser louffent oder gelouffen habent, das uberige gelte von dem furlouffe (Weiterlaufe) nemen und nit von der stett gelte, wan (denn) man sol den louffern deheinen (keinen) louff lonen usser der stette gelt, es gang dan die gemeine statt an by iren eiden ungeverliche.»[1]

Wir sehen hieraus, dass die laufenden Boten der Stadtschreiberei zugeteilt waren und unter der Aufsicht des Oberschreibers standen. Unter dem Ober- oder Stadtschreiber[2] arbeitete noch ein Unterschreiber und ihnen waren zwei Unterbeamten unterstellt. Vermutlich sind das die laufenden Boten

[1] Urkundenbuch der Stadt Strassburg, Bd. IV², S. 156.

[2] Auch der Dichter des Narrenschiffs, Sebastian Brant, ist lange Zeit Stadtschreiber in Strassburg gewesen. In seinem Nachlasse befand sich ein Verzeichnis der Strassen und Wege von Strassburg aus nach einer grossen Zahl Städte in Deutschland, der Schweiz, Frankreich u. s. w. Dieses Verzeichnis, abgedruckt in «Caspar Hedios auserlesene Chronik» Anhang, S. XVII ff., ist ein wertvolles Dokument, das vermutlich den Strassburger Boten zur Richtschnur gedient hat und vielleicht unter deren Mitwirkung entstanden ist; man kann es als das älteste Kursbuch in deutscher Sprache ansehen, es ist etwa 30–40 Jahre älter, als das älteste bekannte französische Kursbuch.

gewesen. Der Dienstälteste führte den Titel «Oberbote», wie wir aus einer in der Schilterschen Bearbeitung der Königshovenschen Chronik abgedruckten Vollmacht des Rats für den «geschworenen Oberboten Hanns Meyger» vom Jahre 1477 entnehmen dürfen.

In den Urkunden jener Zeit begegnen wir auch der Bezeichnung «brieftreger»,[1] die zweifellos mit Läuferbote gleichbedeutend ist.

Dass die Einrichtung des Läuferbotenwesens in Strassburg erst aus dem Jahre 1322, in dem das Stadtrecht geschaffen wurde, stammen sollte, ist nicht anzunehmen. Vor 1322 ist ein geschlossenes Strassburger Stadtrecht nicht vorhanden gewesen, «wan (denn) vormols hatte men uf der Pfaltzen (Rathaus) kein buch und men rihtete noch gewonheit oder iederman noch sime sinne und der stette reht und gesetzede worent geschriben an viel briefen und zedeln, die men underwilen nüt vinden kunde, so men dernoch rihten wolte».[2] Mit der Ordnung des Materials und der Aufstellung des Gesetzbuches wurden «zwelf wise manne» beauftragt. Es geht daraus hervor, dass man in erster Linie nicht sowohl neue Rechtsbestimmungen schaffen, als vielmehr die alten sammeln und ordnen wollte und dass das städtische Botenwesen schon lange vorher bestanden haben mag.

Eine Briefbeförderung zugunsten des Privat- und Geschäftsverkehrs durch öffentliche Boten ist hiernach doch schon erheblich früher vorhanden gewesen, als man gemeiniglich annimmt.

Von regelmässigen Botengängen nach bestimmten Orten konnte bei dem gering entwickelten Verkehr im Anfange natürlich noch keine Rede sein. Nichtsdestoweniger erfreute sich die Einrichtung schon bald lebhafter Benutzung. Waren früher die Kaufleute und Bürger genötigt, zur Nachrichtenvermittlung jede sich darbietende Gelegenheit (Reisende, wandernde Mönche, Fuhrleute u. s. w.) zu benutzen, so ist es begreiflich, dass besonders den Kaufleuten eine solche Beförderungsgelegenheit willkommen sein musste. Wenn auch anfangs die Handelskorrespondenz unbedeutend war, weil die Kaufleute ihre Geschäfte meistens persönlich abmachten, und zwar hauptsächlich beim Besuche der grossen Messen und Märkte in Frankfurt

[1] Im Strassburger Achtbuche, Verzeichnis aller in den Jahren 1388—1400 aus der Stadt Verbannten und ihrer Vergehen findet sich z. B. «Heinrich Bünckelin, der brieftreger» eingetragen, er «het fünf jare ussgesworen tages an den burgbau und nahtes ein mile».

[2] Hegel, a. a. O., S. 744.

(Main), Leipzig, Lyon, Rheims, Troyes, wo der Umsatz der Handelsartikel vorzugsweise sich abwickelte, so bot diese Gelegenheit den Kaufleuten doch so viele Vorteile, dass sie sich die Einrichtung bald fast ausschliesslich dienstbar machten, während die übrigen Bürger sie verhältnismässig am wenigsten benutzten.

Diese offiziellen Boten kamen oft recht langsam vorwärts. Als einst ein Bischof den Ortschaften seiner Diözese dringende Nachrichten zu übermitteln hatte, übergab er sie einem laufenden Boten, der drei Batzen für die Marschstunde von jedem Interessenten einziehen sollte. Anstatt sich zu beeilen, hielt er sich nach der Reihe in Hagenau, Colmar u. s. w. auf und versuchte, jeden Magistrat um die Gesamtsumme der Kosten zu prellen, als wenn er besonders zu ihm entsandt worden wäre.[1]

Der französische Sprachmeister Daniel Martin in Strassburg, der einen gewissen Ruf genoss, gibt uns in seinem Werke «New Parlement», Strassburg 1637, S. 329 ein anschauliches Bild über die Ausrüstung der Läuferboten, sowie über die Art und Weise, wie Privatleute ohne behördliche Vermittelung Abmachungen mit ihnen zu treffen pflegten. Die dort mitgeteilte Unterhaltung zwischen einem Fremden, einem Strassburger Bürger und einem Läuferboten möge deshalb, soweit sie für uns Interesse hat, hier Platz finden:

«Guter freund / ist das nicht ein geschworner Strassburger Bothe.»

«Ja / es ist einer: wie ihr leichtlich an seiner Liberey (Livree) sehen könnet / welche ist ein halb weiss vnd rothes Röcklein; vnd an seiner Büchsen[2] / die er vbers hertz henckē hat / darauff der Stadt Wappen ist». . . . . .

«So will ich dann hingehen / meine Gamaschen anziehen / vnd meinen springstock oder bottenspiess holen».

«Vnd ich gehe heim . . . . . meinen Brieff / der schon geschrieben vnd zusammengelegt ist / zu verpitschieren. Er ist mit ziffern oder vnbekanten buchstaben geschrieben / die man nit ausslegen oder aussrathen kan / damit wann er auffgefangen werden solte / mein geheimniss nicht offenbahrt werde: dann er stehet an einen man / der mit grossen reichshändeln vmbgehet / vñ dem ich wichtige sachen zu wissen thue».

«Schreibt ihr auff den Brieff keinen bericht / wo er zu erfahren sei?»

«Ja / aber einen falschen: doch will ich euch dermassen

[1] Mossmann, Matériaux, Revue d'Alsace, 1876, S. 327.

[2] Die Büchse war aus Silber verfertigt; von 1562 an trugen die Boten auch noch ein kleines silbernes Schild auf der Brust.

unterrichten / wo er zu finden sey / das ihr nicht verfehlen könnet / ihme meinen brieff zu lieffern».

Ueber die Vergütung erfahren wir nichts Bestimmtes; er fährt nämlich fort:

«Kompt nur zu mir heim / wann ihr fertig seyd / so werdet ihr auff einer tischecke ein halbmass Wein / Brot vnd Käss finden / euch die Beine zu stärken / vnd das hertz zu erlustigen. Was eweren Lohn anlangt / so wollen wir wol eins drumb werden».

«Ich begehre nur dz ordinari, Geschichts aber das mir ein ehrlicher man etwas weiters gibt / nemme ichs für ein trinckgelt an / vñ dank ihm drumb / vnd befinde mich desswegen verbunden vnd schuldig ihm einander mahl noch fleissiger zu dienen».

Besonderes Vertrauen scheinen die Boten aber nicht genossen zu haben, denn an einer andern Stelle werden sie «Lugenschmidt» genannt.

Am 20. März 1381 schliesst Strassburg mit Mainz, Worms, Speyer, Frankfurt, Hagenau, Weissenburg einen Bund auf drei Jahre und bereits am 17. Juni desselben Jahres tritt dieser Bund in ein enges Verhältnis zu dem schwäbischen Städtebund. Kurze Zeit darauf erfolgte der Anschluss der schweizer Städte. Damit ist der Grund gelegt zu einer ausserordentlich regen, bedeutungsvollen und folgenschweren politischen Aktion, an der wir die Stadt Strassburg, die schon als die natürliche Führerin der kleinen elsässischen Städte und als Mittelpunkt eines bereits ausgedehnten und stets wachsenden Verkehrs eine einflussreiche Rolle spielt, stets an hervorragender Stelle teilnehmen sehen.

Die Stellung der Stadt im Städtebunde bedingte den weiteren Ausbau des Botenwesens, da die Unterhaltung der Bundesbeziehungen einen häufigen Austausch von Botschaften und eine gewisse Regelmässigkeit in den Botengängen notwendig machte.[1] In welchem Masse gerade Strassburg am Bundesverkehr beteiligt war, zeigt uns eine Bemerkung in den Bundesrechnungen 1388/1389:

«Gedenckent an der von Strassburg schribere, daz den ouch gelonet werde ire arbeit also andern schribern, wande (denn) sú von des gemeinen bundes wegen . . . . me geschriben hant denne in keiner stat uff dem Ryne geschrieben ist ussgenommen der schriber zu Spire».[2]

An einen Läuferboten Strassburgs aus dem Mittelalter

---

[1] Vgl. Näheres hierüber im Archive f. P. u. T.; Jahrg. 1876, S. 201 ff.

[2] Urkundenbuch der Stadt Strassburg, Bd. VI, S. 260/261.

knüpft sich eine interessante Sage. Es wird nämlich berichtet, dass ein solcher Bote beim Herannahen der Armagnaken an den Rat von Basel abgesandt worden sei, um diesen von der drohenden Gefahr in Kenntnis zu setzen. Der Bote soll den etwa 150 km langen Weg in einem Tage zurückgelegt haben und nachdem er das Schreiben übergeben, tot niedergefallen sein. Zur Erinnerung an dieses bemerkenswerte Ereignis wurde im Hofe der Kanzlei in Strassburg und über der Haupttreppe des Rathauses zu Basel eine diesen Boten darstellende Figur aufgestellt.[1]

Fremdenverkehr und Verkehrsmittel in alter Zeit.

Der allmähliche Aufbau des Münsters hatte ein ausserordentlich lebhaftes Zuströmen von Fremden im Gefolge, die aus aller Herren Länder herbeigereist kamen, das Weltwunder anzustaunen. Nicht wenig trug zur Hebung des Fremdenverkehrs auch die Gewährung des Privilegiums einer Messe durch Ludwig den Baiern im Jahre 1336 bei («umb dangkbern dienst willen, die sie uns und dem Rich gethan habend», wie es in der Urkunde heisst), so dass Strassburg nachgerade dieselbe Bedeutung für den Oberrhein erlangt hatte, wie das reiche und mächtige Cöln für den Niederrhein.

Meister und Rat der Stadt taten alles, um den Fremdenverkehr zu heben und das Aufblühen der Stadt zu begünstigen. Fremde Reisende wurden in Strassburg in zuvorkommendster Weise aufgenommen, durch besondere Verordnungen wurde dafür gesorgt, dass sie von den Einwohnern nicht übervorteilt wurden. Z. B. findet sich im Stadtarchiv eine Bekanntmachung des Rats aus Anlass eines im Jahre 1390 abzuhaltenden Turniers. Es heisst da[2]:

«. . . . Wir wöllent och, daz alle die unsern, wer die sint, die frömden geste an allen köffen bescheidenliche und túgentlichen haltent.

Und mit namen so söllent alle wúrte und wúrtin ir geste disen hof halten in solicher bescheidenheit und gedinge und nit me von in nemen denne also hie noch geschriben stot: . . . . (folgt ein Verzeichnis von Lebensmitteln u. s. w. mit Angabe der Preise) und wer sine mol (Mahlzeit) by inen nymet, von dem söllent sie von der herbergen nútschit nemen noch heischen, er gebe es in oder irme gesinde denne gerne ungeheischen und ungetunget . . .»

---

[1] Mitteilungen der Gesellschaft für Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler im Elsass, II. Folge, 18. Bd., Jahrg. 1897, Nr. 4320.

[2] Vgl. Urkundenbuch der Stadt Strassburg, Bd. VI, S. 318.

Auch später ist der Rat stets in hervorragender Weise bemüht gewesen, den fremden Reisenden den Aufenthalt in Strassburg so angenehm wie möglich zu machen. So erzählt uns ein märkischer Edelmann Lewin von der Schulenburg entzückt von dem «hochwisen Rathe, der mir ihren Stadthauptmann, gar einen versuchten Mann von Adel, zugeordnet und der mir nicht allein das Zeughaus, sondern auch die Kornhäuser, Weinkeller, die Pfalz und alle anderen Sachen, so zu sehen, hat zeigen lassen».[1]

Was die Beförderungsmittel der Reisenden anlangt, so scheint man besondere Reisewagen vor dem 16. Jahrhundert nicht gekannt zu haben. Bemittelte Reisende pflegten ihre Reisen zu Pferde zurückzulegen. Die weniger wohlhabenden Personen und die Leute, die es nicht eilig hatten, reisten bescheiden zu Fuss, oder verstauten sich und ihr Gepäck in einem der grossen Rollwagen, die vornehmlich für den Warentransport eingerichtet waren. Der Hintergrund war mit Ballen, Kisten, Fässern u. s. w. angefüllt, während man vorn auf beschränktem Raume eine bestimmte Anzahl von Plätzen angebracht hatte für den Führer, den Kaufherrn und seinen Gehülfen, manchmal auch seine Frau und u. a. für seine Freunde oder andere Landsleute, die dafür Zahlung leisteten; alles überspannt von der riesigen Plandecke, die dem Regen und Sonnenschein, dem Sturme und wirbelnden Schnee mehr oder weniger Einlass gewährte. Man kam natürlich nur langsam vorwärts und suchte die Zeit mit Reiselektüre oder Erzählen zu vertreiben. Ein elsässischer Dichter, Georg Wickram, der im 16. Jahrhundert lebte, hat deshalb einer seiner Anekdotensammlungen den Titel «Das Rollwagenbüchlein» gegeben.

Die Preise waren recht mässig und den Verhältnissen und Ansprüchen angepasst. Z. B. ging im 15. Jahrhundert von Strassburg nach Zabern allwöchentlich ein Rollwagen, der ausser den Handelsgütern auch Reisende mitnahm; der Fuhrlohn von einer Stadt nach der andern war im Sommer auf 10 Pf. (nach jetzigem Gelde etwa 52 Pf.) für die Person und im Winter auf 1 ß (Schilling), d. s. 12 Pf. festgesetzt. Im nachfolgenden Jahrhundert wurde dieser Lohn um 2 Pf. im Sommer und 4 Pf. im Winter erhöht. Der Fuhrmann, den man gemeiniglich Roller nannte, erhielt seine Bestallung vom Bischof und musste ihm den Eid der Treue und des Gehorsams leisten.[2]

---

[1] P. Hassel, Aus dem Reisetagebuche eines märkischen Edelmannes (1602—1609) vornehmlich über Strassburg. Hannover 1872, S. 38.

[2] Dag. Fischer in La feuille du samedi (Elsässisches Samstagsblatt), Jahrg. 1868, S. 47.

Reisepässe scheinen sehr häufig ausgestellt worden zu sein, wenigstens benutzte man in Strassburg gedruckte Formulare zu solchen Pässen. Ein in der Landesbibliothek in Strassburg erhaltenes Exemplar, das leider nicht den Vordruck des Jahrhunderts trägt, lautet:

«Vorweiser dises . . . . . . zu reysen vorhabens / wolle man / als von hiesiger Statt / welche durch die Gnade GOttes / gesunden Luffts / und von der Contagion nicht inficirt, herkommend / aller Orthen sicher und ungehindert passiren lassen / Datum Strassburg . . . .»

Trotz der grossen Unbequemlichkeit, die das Reisen zu jener Zeit mit sich brachte, war die Reiselust doch schon verhältnismässig gross. Die im 15. und 16. Jahrhundert wirkenden geistigen Kräfte und die gesellschaftlichen Umwälzungen hatten nachgerade Ursache und Ziel der Reisen verändert. Jeden Gebildeten fesselten die Berichte von den Zuständen und von dem Wirken geistig hervorragender Personen in Strassburg. Man denke nur an die Erfindung der Buchdruckerkunst, die durch Gutenberg und Mentelin von Strassburg aus weitere Verbreitung fand, an Männer wie Sebastian Brant, Geiler von Kaysersberg, Jakob Sturm, deren Namen bis weit über die Grenzen des Reichs hinaus einen guten Klang hatten. Selbst die beschwerlichsten und weitesten Fussreisen scheute man nicht, um in Strassburg, wo Kunst und Wissenschaft, wo auch das Zunftwesen in höchster Blüte stand, Bereicherung seiner Kenntnisse oder auch nur Beschäftigung und weiteres Fortkommen zu suchen.

Handwerksburschen wanderten natürlich auch schon damals herum, «sonst sagt man ihnen zum schimpff / sie seyen weit gewandert / wie ein kühwadel / von einem backen zum andern».[1]

Weite Reisen zu Wagen verboten sich schon von selbst, weil der Zustand der Wege und Strassen im Elsass das unmöglich machte. Was in späterer Zeit unter französischer Verwaltung in der Verbesserung der von Strassburg ausgehenden Strassen im Elsass geleistet worden ist, tritt in besonders vorteilhaftem Lichte hervor, wenn man es mit den traurigen Zuständen der Verkehrswege während des Mittelalters und bis ins 17. Jahrhundert hinein vergleicht. Zu jenen Zeiten waren die Vogesen nur von wenigen schlechten Strässchen und Saumpfaden durchzogen, die meist noch der Römerzeit ihre Entstehung verdankten, so dass eine Reise von Strassburg nach

---

[1] Martin, a. a. O., S. 118.

Frankreich als ein gefährliches Wagnis erschien. Neue Wege anzulegen oder die alten zu verbessern, fiel nicht leicht jemandem ein; vielmehr geriet mancher alte Römerweg während des Mittelalters in Verfall, weil niemand sich um seine Unterhaltung kümmerte.

Wagte hier und da einmal jemand, Verbesserungen und Neuanlagen von Wegen vorzunehmen, so musste er auf heftigen Widerspruch der benachbarten Landstände gefasst sein. Diese Erfahrung machte besonders der Pfalzgraf Georg Hanns von Veldenz-Lützelstein bei seinen im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts unternommenen Versuchen, die Verkehrsverhältnisse des heutigen Reichslandes zu heben. Seine Wegeanlagen beschränkten sich nicht bloss auf das eigene Gebiet des Fürsten, sondern griffen vielfach auf fremde Gebiete über, so besonders auch auf die Herrschaften des Strassburger Bischofs. Er stiess hierbei auf heftigen Protest und lebhaften Widerstand des Bischofs und der Stände, die, so sonderbar es scheint, in der Tat nur die möglichen Nachteile, nicht aber den wirklichen Nutzen der Strassenbauten für den Güter- und Reiseverkehr Strassburgs und der kleineren elsässischen Städte in Betracht zogen. Es war bei ihnen nur eine Stimme darüber, dass das Unternehmen des Pfalzgrafen ebenso rechtswidrig, wie nachteilig und gefährlich sei: rechtswidrig, weil es ein Eingreifen in fremde Gerechtsame bedeute, nachteilig wegen der Beschädigung von Wald und Flur, gefährlich vor allen Dingen, insofern dadurch das Reich «fremden Nationen» geöffnet werde. Die Furcht vor feindlichen Ueberfällen der Welschen war der Hauptgrund des unbegreiflichen Widerstandes.[1]

Wieder ist es Daniel Martin, der im New Parlement in seiner urwüchsigen Art uns ahnen lässt, in welchem Zustande sich die Strassen befunden haben mögen.

«Was mich anlangt», erzählt da ein Reisender, «ist es war / dann ich muss stracks abhaspeln (mich erbrechen) / mit gunst zu reden / oder mit reverenter / sagen die weiber».

«Vnnd mich», fügt ein zweiter hinzu, «kompt ein schwindel vnnd hauptwehe an / dz mich auff der gantzen reyse nicht verläst».[2]

Daher das damals sprichwörtlich gewordene «schwere wie ein fuhrmann». «Dieweil sie vnsinnig schweren / vnd schröcklich lästern vnd fluchen / wann ihr karch im koth stecken bleibet».

---

[1] Vgl. Winckelmann im Jahrbuche für Geschichte, Sprache und Literatur Elsass-Lothringens, Jahrg. VII, 1891, S. 97.
[2] a. a. O., S. 226.

Natürlich war bei solchen Zuständen an schnelle Beförderung nicht zu denken. Unter den zahlreichen Beispielen, die man vorbringen könnte, über die Art zu reisen und über die Zeit, die man brauchte, um grosse Entfernungen zurückzulegen, mag nur die Reise erwähnt werden, die im Jahre 1523 eine Deputation der Stadt Strassburg an den Kaiser Karl V. nach Spanien unternahm. Die Abordnung, die am 18. Mai von Strassburg abgereist war, kam erst am 6. August in Valladolid an; man brauchte also damals 79 Tage für diese Reise.[1]

Die erste Notiz über Reisewagen, die im Strassburger Archive zu finden ist, stammt aus dem Jahre 1570, wo der Herzog von Mecklenburg mit acht Wagen dieser Art in Strassburg eintraf. Büheler sagt in seiner Chronik: «Uff Montag den 6. Tag 9bris ist allhier der Hertzog von Mechelburg inzogen mit 8 Gutzen und ist in gülden Schaaf zu Herberg gelegen». Interessant ist, was Piton, der in Strasbourg illustré dieselbe Stelle zitiert, dazu bemerkt: «Ne trouverait-on pas dans cette ancienne ortographe du mot allemand Kutschen l'étymologie de ce mot, par l'abréviation de Gut-si-tzen?».

Diese ersten Wagen, die in Strassburg auftauchten, fanden bald Nachahmung, denn schon sieben Jahre später, als der Kurfürst von der Pfalz und der Markgraf von Baden in Karossen in Strassburg anlangten, konnten sie dort andere mieten, die sie nach Rastatt bringen sollten («Und haben inen abermals frische Gutzen und Pferd geliehen»).

Diese Verbesserung in der Beförderung von Reisenden blieb jedoch lange Zeit das Vorrecht der oberen Gesellschaftsklassen; die Beispiele, die wir in alten Urkunden finden, beziehen sich nur auf Fürsten und Bischöfe.

Anfänge geregelten Postwesens.

Erst die allmähliche Verbesserung des Botenwesens und das Eingreifen der Fürsten von Taxis in die Strassburger Verhältnisse brachten es dahin, dass auch für die Reisenden regelmässige Verbindungen eingerichtet wurden. Schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts hatte sich die Notwendigkeit herausgestellt, die Boten beritten zu machen, weil sich mit dem taxisschen Postamt in Rheinhausen, ein recht reger Verkehr entwickelt hatte. Rheinhausen, ein kleiner Ort am Rheine gegenüber von Speyer, war ein wichtiger Knotenpunkt auf dem im Jahre 1516 eingerichteten grossen Postkurse von Wien nach Brüssel.

---

[1] Piton, Strasbourg illustré, Strasbourg 1855, Bd. II, S. 48.

In dieser Zeit taucht zuerst das Wort «Post» im Strassburger Verkehrswesen auf. Die von der Stadt ernannten und vereideten reitenden Boten nannte man nämlich «Postreuther».[1] Der Postreuter musste die abzusendenden Briefe sammeln; er schaffte sie selbst nach Heidelberg, Speyer, Worms und nach den auf dem Wege dahin gelegenen Orten. Diejenigen Briefe, die nach entfernteren Orten bestimmt waren, wurden vom Postreuter beim Postamt in Rheinhausen abgegeben und von dort durch die Reichspost weiter befördert. Auch nach Basel wurde eine Verbindung durch Postreuter eingerichtet. Bemerkenswert ist, dass der Postreuter für das Einsammeln und Ueberbringen der Strassburger Briefschaften nach Rheinhausen durch das kaiserliche Postamt in Rheinhausen entlohnt wurde.

Als im Jahre 1633 im Postwesen Strassburgs mehrere Verbesserungen eingeführt wurden, entliess man den Postreuter; an seine Stelle traten die dem Postmeister unterstellten Postillione.

Ein regelmässig organisierter Postdienst beginnt erst im Jahre 1615, wo der Postmeister Birchden in Frankfurt (Main), derselbe, der später auf dem Friedenskongress in Münster als Sachverständiger wirkte, den Magistrat der Stadt ersuchte, einen Strassburger Bürger zum Postmeister zu ernennen. Dieser richtete im Jahre 1619 einen regelmässigen Postwagenverkehr zwischen Strassburg und Rheinhausen ein. Die Wagen verkehrten zweimal wöchentlich, Montags und Freitags.[2]

Im Anfange des dreissigjährigen Krieges, nach den Erfolgen Tillys und Wallensteins, setzte der kaiserliche General-Postdirektor selbst einen Postmeister in Strassburg ein, der mehrere Jahre lang die Dienstgeschäfte leitete; als aber die Schweden mehr und mehr Erfolge errangen, wurde Strassburg auf seine Unabhängigkeit eifersüchtig, setzte den Eindringling ab und ernannte einen seiner Bürger, Balthasar Krauth, einen vielgewandten und energischen Mann, zum Postmeister. In Betreff seines Dienstes stand er unter der taxisschen General-Postdirektion in Frankfurt, der er seine Rechnungen zuzustellen hatte, und von welcher er sein Gehalt bezog. Krauth hatte viele Jahre lang diese Stellung inne. Er starb als Mitglied des Rats der 21 im Jahre 1668.[3]

Das Briefpostamt befand sich während des dreissigjährigen

---

[1] Auch Landgraf Ludwig von Hessen, der 1606 von Strassburg nach Frankfurt (Main) reiste, sagt, er sei «uff der Post gewest». (Quetsch, Geschichte des Verkehrswesens am Mittelrhein, Freiburg 1891, S. 213).

[2] Martin, a. a. O., S. 115.

[3] Reisseisen, Aufzeichnungen, S. 80.

Krieges am alten Kornmarkt Nr. 1[1] bei der Ammeisterstube. Diese Lage war jedenfalls gewählt, damit die hochgestellten Personen möglichst schnell nach Ankunft der Kuriere in den Besitz ihrer Briefschaften und Zeitungen gelangen konnten. Daniel Martin gibt uns ein sehr genaues Bild von dem Postdienste damaliger Zeit. Man fertigte eine alphabetische Liste über die angekommenen Sendungen an, getrennt nach männlichen und weiblichen Personen und übergab diese Liste zur Einsichtnahme allen denen, die nach Briefen an ihre Adresse fragten. Die Adressaten oder ihre Beauftragten suchten die für sie bestimmten Briefe aus und bezahlten das Porto.[2] Die Höhe des damals zu zahlenden Portos ist schwer festzustellen, denn wenn nach Martin «ein halb kopfstuck» für ein Paket Briefe aus Württemberg zu zahlen war, so wissen wir nicht, ob ein lothringisches oder französisches kopfstuck gemeint ist. Letzteres galt im Jahre 1637 etwa 1 M. 45 Pf.[3]

Weitere Entwicklung des Reiseverkehrs bis zum dreissigjährigen Kriege. Strassburger Reisebücher.

Der Verkehr Strassburgs mit Frankreich war, obwohl die französische Grenze sich in der Nähe befand, auffallenderweise wenig entwickelt. Erst die Erhebung der Strassburger Akademie zur vollständigen Universität im Jahre 1621 brachte hierin eine Aenderung. Die Universität erlangte bald grossen Ruf und zog lernbegierige Schüler aus allen Richtungen herbei. In der Matricula serenissimorum et illustrissimorum wird keine der adeligen Familien des früheren deutschen Reiches vermisst. Nicht gering war auch die Zahl der jungen Franzosen, die in der berühmten freien Reichsstadt dem Studium oblagen. Es konnte nicht ausbleiben, dass sich ein reger Gedankenaustausch und Verkehr mit Paris entwickelte, wo schon seit langer Zeit eine Universität bestand.

Im Jahre 1631 erhielt ein Fuhrunternehmer die Erlaubnis, regelmässig verkehrende Wagen auf dem Wege Strassburg-Paris über Nanzig einzustellen; da jedoch bald darauf die

---

[1] Ueber die Lage der Postämter in Strassburg im 18. Jahrhundert vgl. Adolph Seyboth, Das alte Strassburg vom 13. Jahrhundert bis zum Jahre 1870, Strassburg 1898.

[2] a. a. O., S. 107 ff.

[3] Wir erfahren bei dieser Gelegenheit auch, dass damals noch Stundengläser in Gebrauch waren. Der Bote, der nach einer Stunde zum Postamte zurückkehren soll, um Briefe abzuholen, erhält den Auftrag: «Wende das stundglass um vnd lauff dahin / wann es aussgelauffen ist».

kriegerischen Ereignisse in Lothringen ihren Anfang nahmen, so wurde dieser Dienst schon nach kurzer Zeit wieder eingestellt. Bereits im Jahre 1607 scheint übrigens eine ähnliche Verbindung bestanden zu haben, denn der oben erwähnte brandenburgische Edelmann erzählt in seinem Reisetagebuche, dass er in Strassburg vor seiner Weiterreise nach Paris seine Pferde verkauft habe, um «die Strassburger kutschen» zu nehmen, was auf einen mehr oder weniger regelmässigen Dienst hinzudeuten scheint.[1]

Ueber die Reisetagebücher bezw. über die aus ihnen hervorgegangenen Reisebücher sind hier einige Bemerkungen am Platze, weil die wenig zahlreichen Exemplare, die uns aus dem 17. Jahrhundert erhalten geblieben sind, uns eine wertvolle Quelle bieten zur Beurteilung der Kultur- und Verkehrszustände jener Zeit und weil gerade Strassburg es ist, wo das Bedürfnis nach Reisebüchern zumeist empfunden wurde und wo die berühmten Zeillerschen Reisebücher entstanden sind.

Die ersten Reyssbücher (auch Rayssbücher oder Raeyssbücher geschrieben) die im Anfange des 17. Jahrhunderts unter der Bezeichnung «Wegweiser» erschienen, waren noch mit den Spuren unreifer Ursprünglichkeit behaftet. Sie verfolgten keinen andern Zweck, als dem Leser die Wege in grossen Zügen und die Entfernungen seiner Reisen anzugeben und boten nur eine dürftige Namen- und Ziffernanhäufung. Die Darstellung ist durchaus von dem historisch-antiquarischen Interesse beherrscht, der Sinn für die Gegenwart bleibt unentwickelt: Lebensart und Treiben der Menschen, Handel und Gewerbe, Kultur des Landes und Bauart der Städte, alles dies beschäftigt die Autoren nicht. Martin Zeiller, der durch seine in Gemeinschaft mit dem Verleger Mathäus Merian begonnenen Topographien (Topographische Beschreibung und Abbildung der vornehmsten Oerter, 19 Bände, Frankfurt (Main) 1642–1672) rühmlich bekannt ist, sagt von diesen Büchern: «die kleinen Reyssbüchlein, so vorhanden, sein mehr Irrweg als Wegweiser».[2]

Zeiller darf den Anspruch erheben, als Begründer des deutschen Reisebuchs in seiner, den modernen Forderungen wenigstens nahekommenden Gestalt betrachtet zu werden. Die Stadt aber, die den Ruhm hat, dass dieser neue Zweig deutscher Bücherarbeit aus ihrer Presse hervorgegangen, ist keine andere als Strassburg. Zeillers Wegbuch für Deutschland und die angrenzenden Reiche, «Itinerarium Germaniae et vicinorum reg-

---

[1] Hassel, a. a. O., S. 43.

[2] Zeiller, Itinerarium Germaniae nov-antiquae, Teutsches Reyssbuch durch Hoch- und Nieder-Teutschland, Strassburg 1632, Vorrede.

norum», deutsch geschrieben in zwei Bänden, wurde 1632 zu Strassburg bei Lazarus Zetzners Erben verlegt. Das Original gehört heute zu den Seltenheiten,

Die Strassburger Reisebücher wollen ihre Sache erschöpfen: sie sind zugleich Wegweiser auf der Reise und Führer bei der Besichtigung der Städte, zugleich Berichte eines Augenzeugen, der dem Leser von seinen eigenen Wanderungen erzählt, und Sammlungen aus geographischen, antiquarischen und historischen Quellen.

Man erhält ein getreues und lebendiges Bild von den Städten, Schlössern und Burgen, wie sie in jener Zeit gewesen. Sie weihen den Leser in die so äusserst beschwerlichen Pass- und Zollverhältnisse ein, machen ihn mit den Beförderungsmitteln bekannt, verweisen ihn auf die Herbergen, wo er sicher sein kann, gutes Unterkommen zu finden, und geben ihm bisweilen selbst Fingerzeige über die Preise. Selbst im Auslande erwarben die Strassburger Reisebücher Anerkennung, wie eine in Amsterdam verlegte lateinische Uebersetzung beweist.[1]

Schon vorher waren in Strassburg einzelne Reisetagebücher erschienen, u. a. im Jahre 1612 das Tagebuch des Ritters Hans Jakob Breuning von Buchenbach über seine orientalischen Reisen.

Aus zahlreichen, zum Teil recht guten Abbildungen in diesen Reisebüchern erhalten wir auch ein Bild von der Beschaffenheit der Reisewagen im 17. Jahrhundert.[2] Man hatte im Elsass zwei Arten von Reisefahrzeugen, die leichteren und weniger bequemen «caletschen» und für weitere Entfernungen die schweren und bequemeren «gutschen» oder «landgutschen». Letztere waren sehr einfach eingerichtet. Der Wagen bestand aus einem hölzernen Kasten, der fest auf der Achse ruhte; das Dach war aus Leder. Eine schmale, mit einem Fenster oder auch nur einer Fensteröffnung versehene Tür führte ins Innere. Anscheinend wurde im Elsass vom Sattel gefahren.

Im allgemeinen waren die Wagen für sechs Personen eingerichtet, doch gab es auch grössere Wagen. So erfahren wir aus den Verhandlungen eines Strassburger Fuhrwerkbesitzers mit mehreren Fremden wegen einer Reise nach Paris: «Es können acht personen auff meiner kutschen sitzen / zwo vornen / zwo hinden / vnnd zwo an jegliche̅ schlag».[3]

Die kriegerischen Ereignisse im 17. Jahrhundert, die Un-

---

[1] Vgl. Hassel, a. a. O., S. 9 ff.
[2] Vgl. insbesondere Zeiller, topographia Alsatiae, Strassburg 1644.
[3] Martin, a. a. O., S. 214.

sicherheit auf den Landstrassen und die gewaltigen Verheerungen im Elsass hatten den lebhaften Post- und Reiseverkehr in Strassburg nur vorübergehend zu hemmen vermocht. In welchem Umfange durch die Wirren des dreissigjährigen Krieges auf dem platten Lande jeder Verkehr unterbunden worden war, zeigt ein Vermerk in den Kirchenregistern von Obermodern im Elsass, wonach die Wege noch im Jahre 1650 teilweise so von Gestrüpp u. s. w. überwuchert waren, dass weder Reiter noch Wagen durchdringen konnten. Der Benediktiner Mönch P. Luc. Gran, der im Herbste 1643 die grossen Verbindungsstrassen im Elsass bereiste und auch nach Strassburg kam, schreibt an seine Klosterbrüder, er habe zwischen Strassburg und Rufach, also auf einer Wegstrecke von mehr als 80 km, in keinem Dorfe auch nur einen einzigen Einwohner gefunden. All diese Verheerungen wirkten in gewissem Sinne belebend auf den Fremdenverkehr in Strassburg ein, weil viele die unsichere heimatliche Scholle verliessen, um sich hinter den festen Mauern Strassburgs niederzulassen oder vorübergehend dort Schutz zu suchen.

Bis in die 60er Jahre des 17. Jahrhunderts pflegten die Reisenden in Ermangelung regelmässig verkehrender Fuhrwerke von und nach Strassburg die «Post zu reiten», d. h. die Reise in Begleitung eines Postillions zu Pferde zurückzulegen oder sonst sich eigener oder fremder Reitpferde, seltener auch eigener Wagen zu bedienen. So erwähnt u. a. Martin Zeiller, dass er 1621 von Basel nach Strassburg gereist sei: «Weile wir den nechsten Weg nicht, sondern vmbgereist sein, so haben wir dem possillon von Bassel hierher von drey Pferden bezalt 21 Gulden». Ebenso ritt Zeiller damals mit Postpferden von Strassburg nach Ulm.

War sonach die Benutzung von Postpferden verhältnismässig wohlfeil, so blieb das Reisen mit Wagen noch längere Zeit das Vorrecht der wohlhabendsten Gesellschaftsklassen. Piton berechnet als Kosten für eine Reise von Strassburg nach Paris im zweispännigen Wagen bei einer Reisedauer von 14 Tagen eine Summe von rund 530 fr., wobei angenommen ist, dass der Wert des Geldes damals $6^{5}/_{12}$ mal so gross war, wie 1855. Diese Summe scheint mir viel zu niedrig gegriffen zu sein. Bei Martin (New Parlement, S. 214) erklärt ein Fuhrmann, der acht Personen nach Paris fahren muss: «Nun kan ich eine solche reyss vnder achtzig reichsthaler / mit einem wort / länger vngemarckt (ohne weiter zu feilschen) nicht verrichten . . . . . hat einer ein felleyse oder reisstruhe / nemme ich drey reichsthaler für den centner».

Gegen Ende des Jahrhunderts zahlte man für jedes Pferd

von Strassburg nach Basel 3 fl 5 ß,[1] nach Frankfurt (Main) 6 fl 5 ß, nach Nanzig 6 fl; für eine Kalesche 3 Batzen, eine Kutsche 5 fl für den Tag; Trinkgeld 1 Reichstaler für die Woche.

Die Entfernungen rechnete man nach «Posten», welche 7 Stunden betrugen. (Im Jahre 1800 rechnete man auf dem linken Rheinufer die französische Post zu 2 Stunden, auf dem rechten Rheinufer die deutsche Post zu 2 Meilen oder 4 Stunden).[2]

Verkehrsverhältnisse nach dem dreissigjährigen Kriege und Einfluss der politischen Lage auf den Verkehr.

Die lebhafte Tätigkeit, die nach Beendigung des dreissigjährigen Krieges auf allen Gebieten einsetzte, machte sich auch im Post- und Reiseverkehr bemerkbar. Im Jahre 1659 wurde dem französischen Unternehmer Claude Lefèbre in Paris vom königlichen Hofe in Versailles von Neuem die Befugnis eingeräumt, eine Landkutsch-Verbindung zwischen Paris und Strassburg einzurichten. Die Fuhrwerke sollten im Sommer wöchentlich einmal, im Winter mindestens in vierzehn Tagen je einmal verkehren. Lefèbre erregte jedoch bald den lebhaftesten Unwillen der Strassburger Fuhrwerksbesitzer, da er an den Rat das Ansinnen stellte, niemand als Konkurrenten zuzulassen.

Auch der französische Hof, der ein besonderes Interesse an dieser Verbindung hatte, ersuchte den Rat, den Pariser Unternehmer nach Kräften zu unterstützen und nicht zuzugeben, dass ihm «etwas Widriges» zugefügt werde. Der Rat war indessen vorsichtig genug, dem Lefèbre keine alleinige Konzession zu erteilen. Bei der Beratung des königlichen Schreibens hob ein Ratsmitglied mit Recht hervor, dass es mit diesem Unternehmen nicht anders bestellt sei, als mit andern Handwerken und Gewerben, und dass «alle monopolia verbotten» seien. Da auch der französische Resident in Strassburg auf besondere Weisung des Pariser Unternehmens sich lebhaft annahm, so hielt man es für notwendig, das königliche Schreiben zu beantworten. «Gleichwie aber dasselbe in terminis generalibus eingerichtet gewessen, also wirdt die Antwort auch also einzurichten und sich dahin zu erklähren sein, dass man dem Kutscher einige Verhinderung zu thun nicht, sondern vielmehr gewillt seye, ihme allen Vorschub zu leisten, jedoch dergestallten, dass denen hiesigen Bürgern dadurch ihr Recht und Freyheiten nicht geschmalert, sondern auffrecht erhalten werden». Dieser

---

[1] 1 fl = 1 M. 60 Pf., 1 ß = 16 Pf., 1 Batzen = 12 Pf.
[2] Pack, die Posten von Strassburg nach Deutschland.

Vorschlag wurde denn auch zum Beschluss erhoben. Ein anderes Ratsmitglied bemerkte geradezu, dass der Pariser Kutscher sich durch das «allzuviele Anlauffen je länger je verdächtiger» mache und scheine es darnach, als wenn «er etwas anders dahinter suche».

Dies Unternehmen scheint bis zum Eintritt kriegerischer Ereignisse im Elsass im Jahre 1668 bestanden zu haben.

Im Jahre 1661 genehmigte der Magistrat eine Uebereinkunft seines Postmeisters Krauth mit dessen Amtsgenossen Nicolas Sorin in Basel, um die Beförderung der Briefschaften und Reisenden durch Ober-Elsass zu erleichtern. Der Dienst hat sich aber offenbar wenig zufriedenstellend gestaltet; denn Philipp Jakob Wormser, der Ammeister der Stadt, hielt es für nötig, am 30. Juni 1662 ein langes darauf bezügliches Reglement herauszugeben, angeblich die erste den Postdienst betreffende gedruckte Urkunde,[1] die wir kennen. Die Reisenden, heisst es da, beklagen sich darüber, dass sie «bald mit schlechten vnd liederlichen pferdten versehen / bald auch in der bezahlung weit über die gebühr übersetzt worden; Welchem ohnwesen länger also nachzusehen / so wohl Vns ohnverantwortlich / als auch gesampter dieser Statt an frembden orten fast schimpfflich vnd nachtheilig sein wollen». Es wird deshalb eine Reihe Massnahmen angeordnet, die peinlich befolgt werden sollen, «so lieb einem ieglichen ist / Vnsere vngnad vnd Obrigkeitliche schwäre andung zu entfliehen».[2] Augenscheinlich konnte man mit der taxisschen Post nicht in erfolgreiche Konkurrenz treten.

Einige Jahre später wurde durch das Gebiet des Bistums eine neue Postverbindung eingerichtet, die von Strassburg durch das Breuschtal über mehrere Poststationen nach Nanzig führte. Ein Bürger von Mutzig lieferte dem Kuriere jeden Montag die nötigen Pferde. Weitere Postverbindungen bestanden in den siebziger Jahren des 17. Jahrhunderts nach Heidelberg, Zabern, Basel. Daneben wurden Briefpostverbindungen durch Fussboten unterhalten, z. B. zwischen Strassburg und Hagenau u. s. w.

Den Anstoss zu weitergehenden Reformen im Beförderungswesen gab eine im Jahre 1662 an den Rat in Strassburg gerichtete Beschwerde der Gastwirte und Fuhrleute wider den Wirt zum Raben, Johann Adam Goll, weil dieser sich «Caleschen» — also offene Wagen — angeschafft hatte und mit diesen Reisende nach anderen Orten beförderte oder von dort abholte, um sie

[1] Inwieweit diese, aus Reuss, L'Alsace au dix-septième siècle, Paris 1897, Bd. I, S. 650, übernommene Behauptung zutrifft, hat Verfasser nicht festzustellen vermocht.

[2] Landesbibliothek in Strassburg.

in seinem Gasthofe zu beherbergen. In der Klageschrift ist hervorgehoben, dass der Verklagte nicht nur den Erwerb der Fuhrleute beeinträchtigte, sondern auch den anderen Gastwirten Schaden zufüge, da er ihnen die Gäste entführe.

Diese Beschwerde, bei der die Interessen einer grösseren Anzahl Bürger Strassburgs in Frage kamen, gab dem Rate Veranlassung, das Beförderungswesen gründlich zu regeln. Es wurde damals eine Anzahl Verordnungen erlassen, die den Zweck verfolgten, die Befugnis zur Beförderung von Briefschaften für den Postmeister allein sicher zu stellen und ihm ausserdem die Aufsicht über den Reiseverkehr zu übertragen.

Die vom Postmeister in Ausführung dieser Verordnungen herangezogenen Unternehmer waren Metzger, die zur Ausübung ihres Berufs ohnehin Pferde besassen und zur besseren Unterscheidung vom Postmeister oder Posthalter die Bezeichnung «Postillion-Meister» annahmen. Für das «Postillion-Recht» hatten sie jährlich 200 Reichstaler an die Gemeindekasse zu entrichten.

Das ist die sogenannte «Metzger-Post» in Strassburg, über die manche unrichtigen Angaben in den elsässischen Geschichtswerken sich vorfinden. Es ist etwas ganz Zufälliges, dass es Metzger waren, die die Lehnpferde unterhielten. Es wäre ja möglich, dass sie hin und wieder einzelne Briefe befördert haben, dann lag aber eine Kontravention vor, keinesfalls haben aber die Metzger ein Monopol in Betreff der Beförderung von Briefen besessen, wie es z. B. Krug-Basse in L'Alsace avant 1789, Paris und Colmar 1876, S. 55 behauptet.

Die «Pferdepost» war zunächst ausserhalb der Stadtumwallung vor dem Metzgertor untergebracht, anscheinend um die zahlreichen Pferde, die der Reiseverkehr erforderte, bequemer unterstellen zu können. Während der Kriege Ludwig XIV. wurde sie jedoch in das Innere der Stadt verlegt.

In diese Zeit fällt einer der ersten internationalen Postverträge. Im Jahre 1674 war nämlich der französische Postmeister Charlier nach Strassburg gekommen, um mit dem Postmeister Krauth daselbst wegen der Beförderung der Briefe von der französischen Poststation in Zabern nach Philippsburg und Breisach, wo damals französische Garnisonen lagen, durch Strassburger Gebiet einen Vertrag abzuschliessen. Für die Beförderung der Briefe durch Strassburger Gebiet wurde eine Transitgebühr von 2 ß für je eine halbe Unze gewährt.

Um das Jahr 1679 erhielten zwei französische Unternehmer, Bourcard und Bennell, vom königlichen Hofe in Frankreich die Befugnis, eine Landkutsche zwischen Paris und Strassburg einzurichten, die wöchentlich einmal fahren sollte. Der Unternehmer Bennell begab sich nach Strassburg, um wegen Führung

Vorschlag wurde denn auch zum Beschluss erhoben. Ein anderes Ratsmitglied bemerkte geradezu, dass der Pariser Kutscher sich durch das «allzuviele Anhalten je länger je verdächtiger» mache und scheine es darnach, als wenn «er etwas anders darunter suche».

Dies Unternehmen scheint bis zum Eintritt kriegerischer Ereignisse im Elsass im Jahre 1675 bestanden zu haben.

Im Jahre 1661 genehmigte der Magistrat eine Uebereinkunft seines Postmeisters Krauth mit dessen Amtsgenossen Nicolas Stein in Basel, um die Beförderung der Briefschaften und Reisenden durch Ober-Elsass zu erleichtern. Der Dienst hat sich aber offenbar wenig zufriedenstellend gestaltet: denn Philipp Jakob Wormser, der Ammeister der Stadt, hielt es für nötig, am 30. Juni 1662 ein langes darauf bezügliches Reglement herauszugeben, angeblich die erste den Postdienst betreffende gedruckte Urkunde,[1] die wir kennen. Die Reisenden, heisst es da, beklagen sich darüber, dass sie «bald mit schlechten vnd leiderlichen pferdten versehen | bald auch in der bezahlung weit über die gebühr übersetzt worden: Welchem ohnwesen länger also nachzusehen | so wohl Vns ohnverantwortlich | als auch gesampter dieser Statt an frembden orten fast schimpflich vnd nachtheilig sein wollen». Es wird deshalb eine Reihe Massnahmen angeordnet, die peinlich befolgt werden sollen, «so lieb einem jeglichen ist Vnsere vngnad vnd Obrigkeitliche schwäre andung zu entfliehen».[2] Augenscheinlich konnte man mit der taxisschen Post nicht in erfolgreiche Konkurrenz treten.

Einige Jahre später wurde durch das Gebiet des Bistums eine neue Postverbindung eingerichtet, die von Strassburg durch das Breuschtal über mehrere Poststationen nach Nanzig führte. Ein Bürger von Mutzig lieferte dem Kuriere jeden Montag die nötigen Pferde. Weitere Postverbindungen bestanden in den siebziger Jahren des 17. Jahrhunderts nach Heidelberg, Zabern, Basel. Daneben wurden Briefpostverbindungen durch Fussboten unterhalten, z. B. zwischen Strassburg und Hagenau u. s. w.

Den Anstoss zu weitergehenden Reformen im Beförderungswesen gab eine im Jahre 1662 an den Rat in Strassburg gerichtete Beschwerde der Gastwirte und Fuhrleute wider den Wirt zum Raben, Johann Adam Goll, weil dieser sich «Caleschen» — also offene Wagen — angeschafft hatte und mit diesen Reisende nach anderen Orten beförderte oder von dort abholte, um sie

---

[1] Inwieweit diese, aus Reuss, L'Alsace au dix-septième siècle, Paris 1897, Bd. I, S. 650, übernommene Behauptung zutrifft, hat Verfasser nicht festzustellen vermocht.

[2] Landesbibliothek in Strassburg.

(Alt-) Breisach berühren sollte und der dort residierende französische Intendant sich lebhaft für das Zustandekommen dieses Unternehmens interessierte, so hielt man in Strassburg dafür, dass das Unternehmen nicht nur zum Besten der Reisenden, sondern auch «zur Unterhaltung guter nachbarlicher Beziehungen zwischen Strassburg und den Franzosen» beitragen würde.

Unter französischer Herrschaft.

Unmittelbar nach der schmählichen Ueberrumpelung Strassburgs (in französischen Werken heisst es natürlich unverfänglicher «capitulation») ging auch das Kaiserliche Postamt in Strassburg in französische Hände über.[1]

Der französischen Verwaltung erschien die Vielfältigkeit im Beförderungsdienste der einzelnen Städte bald lästig und schwer zu überwachen. Schon am 21. November 1681, also wenige Wochen nach der Besitznahme Strassburgs, erging auf Veranlassung des Marquis de Louvois, des Grand Maistre des Courriers et Sur-Intendant des Postes de France, eine königliche Verordnung, wonach das in sämtlichen französischen Provinzen bereits bestehende monopole postal auch in Strassburg und im ganzen Elsass eingeführt wurde.

Die auf die Uebertretung dieser Verordnung gesetzte Strafe war ausserordentlich streng. Die Verordnung schliesst nämlich: «bei vermeydung obgesetzter Straff der dreyhundert Pfunde und Verliehrung Ihrer bey sich habender Güter. Vnd wollen Ihre Maiestät, dass die Jenige von obvermeldten, so nicht in dem Vermögen seynd, bedeutete Straffen zu bezahlen, dass selbige mit Ruthen aussgestrichen, und mit der Gilgen (Lilie, im Wappen der Bourbonen) gebrennt werden sollen, wie solches alles in denen Königlichen Verordnungen weitläufftiger enthalten ist».[2]

Man hatte sich jedoch mit dieser Verordnung offenbar überstürzt. Da sie nicht genügend vorbereitet war, so hätte ihre Durchführung im ganzen Elsass jeden Verkehr zwischen den kleinen Orten sofort gänzlich unterbunden. Wenige Tage darauf erging deshalb eine erläuternde Verfügung, wonach es gestattet war, innerhalb der Gemeinden und im Verkehr zwischen denjenigen Gemeinden, die von königlichen Posten nicht berührt wurden, sich jedes Beförderungsmittels zu bedienen. Ferner waren darin mehrere den brieflichen Verkehr der Studenten erleichternde Bestimmungen getroffen worden.

---

[1] Vgl. Näheres hierüber im Archive f. P. u. T., Jahrg. 1893, S. 579 ff.

[2] Löper, a. a. O., S. 235.

Der Postverkehr Strassburgs nahm jetzt einen ganz ausserordentlichen Aufschwung, welchem allerdings im 18. Jahrhundert ein längerer Stillstand folgte. Dass dieser Aufschwung vornehmlich den umsichtigen Massnahmen der rührigen französischen Verwaltung zuzuschreiben ist, muss neidlos anerkannt werden. Wenn aber Krug-Basse, a. a. O., S. 55 behauptet: «Im Elsass war der Postdienst unter deutscher Herrschaft noch nicht organisiert; es war der französischen Verwaltung vorbehalten, diese nützliche Anstalt einzurichten», so beweisen diese oberflächlichen, mit den geschichtlichen Tatsachen im Widerspruch stehenden Angaben nur, wie wenig er sich in die Angelegenheit vertieft hat.

Bedeutende Verbesserungen im Post- und Reiseverkehr gelangten jetzt namentlich in der Richtung nach Frankreich zur Ausführung. Die französische Regierung hatte naturgemäss in dieser Zeit zu viel dienstliche Beziehungen mit Strassburg, um sich mit einer wöchentlichen Verbindung dahin begnügen zu können. Von 1682 ab wurden deshalb dreimal wöchentlich Kuriere nach Paris abgefertigt. Auch nach andern Richtungen wurden die Postverbindungen vermehrt. Ein im Strassburger Stadtarchiv erhalten gebliebener Postbericht aus dem Jahre 1681 gibt uns nähere Auskunft über die Abgangs- und Ankunftszeiten der verschiedenen Kuriere.[1]

Um die Postverbindungen von und nach Strassburg günstiger gestalten zu können und den Reiseverkehr dorthin zu erleichtern, waren durchgreifende Verbesserungen im Wegebau unumgänglich notwendig. Wie schon oben erwähnt, waren die Wege im Mittelalter vollständig vernachlässigt worden. Es hatte ja auch seine Schwierigkeiten, in einem Lande, das sich infolge der fortwährenden Kriege andauernd in Aufregung befand, und das in unzählige unabhängige Herrschaften zerstückelt war, grössere Arbeiten von allgemeinem Interesse einzuleiten und auszuführen. In dieser Beziehung lag also noch alles im argen, als das Elsass französisch wurde.

Im August 1685 erliess deshalb «der gros Weeg- und Strassen-Meister» in Strassburg eine strenge Verordnung an die Gemeinden und beauftragte sie, alle Strassen und Wege bis Ende September in guten Zustand zu setzen. «Wofern als dann einiger fehler wird gefunden werden, so wird eine gewisse Straaf von dem Herrn Intendanten euch angesetzt werden».[2]

Man begnügte sich aber nicht damit, die vorhandenen alten Wege zu verbessern, sondern ging bald ernstlich an die Aus-

---

[1] Löper, a. a. O., S. 236.
[2] Landesbibliothek in Strassburg.

führung grosser Strassenverbindungen, die Strassburg zum Ausgangspunkte hatten. So entstanden bis zum Ende des 18. Jahrhunderts folgende gut unterhaltenen königlichen Strassen:

1. Von Strassburg nach Landau über Hagenau und Weissenburg,
2. nach Landau über Drusenheim und Beinheim,
3. nach Pfalzburg durch den Kochersberg über Stützheim und Zabern (alter Weg),
4. nach Zabern über Wasselnheim,
5. nach Belfort über Benfeld, Schlettstadt, Colmar,
6. Die Rheinstrasse Strassburg-Basel über Neu-Breisach,
7. Die berühmte Zaberner Steige.

Da nach den wiederholten Kriegszeiten die Waldungen öfters den Dieben und Wegelagerern zur Zuflucht dienten, so wurden dieselben auf beiden Seiten der durchgehenden Strasse auf einen Flintenschuss weit ausgestockt; diese Einrichtung half auch dazu, die Wege trocken zu erhalten.[1]

Wegen der Beförderung von Personen von Strassburg aus kam es nach dem Uebergang des Postwesens in französische Hände zu zahlreichen Streitigkeiten zwischen dem Postmeister und den Besitzern von Landkutschen. Obwohl im Jahre 1681 der Stadt Strassburg in der Kapitulations-Urkunde die Aufrechterhaltung aller Privilegien, Rechte, Ordnungen und Gewohnheiten gewährleistet worden war, wurde schon im folgenden Jahre die Beförderung von Personen von Strassburg nach Paris durch andere Gelegenheit als die von seiten des Staates eingerichteten Verbindungen bei Vermeidung einer Strafe von 300 Livres untersagt. Gleichwohl beförderten die Landkutscher nach wie vor Personen nach Paris. Sie drangen in den deswegen entstehenden Prozessen auch teilweise durch, bis sie um die Mitte des 18. Jahrhunderts angesichts der dauernden Begünstigung der Postmeister durch die französischen Behörden [illegible]losen Kampf aufgeben mussten, die Landkutschen [illegible] mehr durch Diligencen oder Geschwind-[illegible]ssageries royales» verdrängt.

[illegible]erie-Unternehmung in Strassburg wurde ver-[illegible] Pächter genossen aussergewöhnliche Vorrechte, [illegible]ner Bekanntmachung vom Jahre 1687 verzeichnet

. . Dass sie der würklichen Einquartierung der Soldaten [illegible]arzu gehörigen sachen / Contributionen und beyhülff [illegible]e Einquartierung betreffend / befreyet seind.

[1] Strobel, Vaterländische Geschichte des Elsass, Strassburg 1846, [illegible]. V, S. 169.

Der freyheit dass sie einige Fütterung vor die Völker oder Pferdte wann man ihnen auch schon die Bezahlung davor offeriren wollte / denselben herbey zuschaffen auch einige frohndienste zu thun / nicht schuldig sein.

Bemelte Admodiateurs können nicht ernennet werden zu einvernehmeren / vormünderen / vögten / verwahrer oder Sequestris der durch die Obrigkeit gepfändeter güther.

Sie können nicht gezwungen werden einige wachten zuverrichten / auch einigen gemeinen ämbtern / sogar auch in kriegszeiten unterworfen zu sein.

Sie können zu keinen höheren aufflagen angehalten werden weder umb schulden noch gar wegen der Königlichen gelter.

In den grossen Stätten können drey / in den kleinen zwey / und in jedem Stättlein und Flecken ein Admodiateur sein.

Desswegen hat man sich in Herren Kornmanns behausung in Strassburg bey Mr. dela Bruyere anzumelden / der alss gewalthaber hoch berürten Monseigneur de Louvois die vergleich darüber auffrichten wirdt».[1]

Diese Vorrechte wurden jedoch durch das Dekret der National-Versammlung vom 12. Juli 1790 sämtlich aufgehoben. Als Entschädigung erhielten die Postmeister (Posthalter) 30 Livres für jedes Dienstpferd ausgezahlt.

Die Wagen der messageries royales legten in 24 Stunden 15 Meilen zurück. Auf der Strecke Paris-Strassburg fuhren die Wagen am Sonnabend früh aus Paris und kamen nach anderthalb Wochen am Mittwoch in Strassburg an. Der Preis für einen Platz betrug 1 livre für jede Meile. Die grössten Wagen konnten acht Reisende fassen.

In den wichtigeren Orten der Provinz wurden sogenannte Nachtwagen, namentlich für den Verkehr nach Strassburg, eingerichtet, welche einen Teil der Fahrt in der Nacht zurücklegten und daher ihren Namen hatten. Es waren das grosse Wagen, die 10, 20, ja sogar 25 bis 30 Personen aufnehmen konnten. Man fuhr mit ihnen, wenn auch mit wenig Bequemlichkeit, so doch schnell und zu billigen Preisen nach Strassburg, wo besonders an den Mess- und Markttagen ein starker Nachtwagenverkehr herrschte.

Ein wie reger Personenverkehr sich im Laufe des 18. Jahrhunderts entwickelte, lässt sich daraus entnehmen, dass das Bedürfnis nach Herausgabe von Kursbüchern hervortrat. Mit vielem Fleisse ist das Kursbuch eines «gewesenen Postbeamten» Jean Daniel Pack angefertigt, welches den Titel führt: «Liste

[1] Landesbibliothek in Strassburg.

des Postes principales, dressée en faveur des voyageurs qui partent de Strasbourg par les chariots des Postes impériales». Es enthält die von Strassburg ausgehenden Reisewege mit Angabe der Entfernung in Meilen und mit einer Tabelle über die Umrechnung des deutschen Geldes in französisches Geld. Wir sehen daraus, dass man z. B. für eine Reise nach Mainz oder Frankfurt (Main) 2½ Tage gebrauchte, nach Hildesheim 8 Tage, nach Wien 12—14 Tage, wobei man von Ulm aus das Schiff benutzen musste.

Die Briefpostverbindungen liessen bis zu der im Jahre 1774 erfolgenden Vereinigung mit den messageries royales noch manches zu wünschen übrig. Bei der Handelskammer in Strassburg ist ein Aktenstück aus dem Jahre 1689 erhalten geblieben, das die damaligen Zustände des Postwesens einigermassen kennzeichnet. Der Zunftmeister Kellermann und der Kaufmann Herf waren nämlich seitens der Zunft beauftragt worden, mit dem Postmeister de Courcelle wegen der häufigen Verspätungen der Postboten, die Gegenstand andauernder Klagen des Handelstandes waren, zu unterhandeln. Der Postmeister antwortete in einem Schreiben folgenden Inhalts: «Wenn Herr Zunftmeister und Herr Herf bewirken wollten, dass die drei Ordinari-Boten aus Holland in Frankfurt, der alte Ordinar-Bote von Augsburg in Rheinhausen und diejenigen aus Genf und andern Orten der Schweiz in Basel überall rechtzeitig einträfen, zu besserer Erreichung dieses Zweckes auch die Flüsse und Gebirge passierbar, die Wege frei von Landstreichern wären, welche die Boten anhielten, so könnten sie überzeugt sein, dass alles andere in Ordnung sein würde. Uebrigens wisse er, dass die Ordinari-Boten seit der Zeit seiner Anwesenheit im Orte nicht unregelmässiger einträfen, als es vor dem Kriege der Fall gewesen wäre.

Ein Reformversuch wurde im Jahre 1779 gemacht. Durch Beschluss des Staatsrats vom 11. April 1779 erhielt ein gewisser Auvrest die Konzession zur Errichtung einer besonderen Stadt-Postanstalt (petite-poste) zur Beförderung und Bestellung der Postsendungen innerhalb der Stadt Strassburg, den Vorstädten und 162 Ortschaften. Das Gebiet dieser Anstalt, die im Jahre 1780 ins Leben trat, erstreckte sich bis an die Vogesen, Bischweiler auf der einen und Geispolsheim auf der andern Seite.

Die Briefträger der Stadt-Postanstalt (im Ganzen vierzehn) dürfen jedoch nach denjenigen Orten, woselbst eine staatliche Postanstalt sich befindet, Briefe nicht austragen. «Sie werden in Schritt gehen und nur bis zum ersten Stockwerk aufsteigen».[1]

[1] Löper, a. a. O., S. 271 ff.

Die hervorragende Stellung die Strassburg unter deut:
Herrschaft als freie Reichsstadt eingenommen und der e
eigenartigen, an interessanten Einzelheiten so reiche Entwick
seines Verkehrslebens zu verdanken hatte, hat es mit
Uebergang in französische Verwaltung verloren. Die aus
beiden letzten Jahrhunderten erhaltenen Dokumente kö
deshalb nicht in dem Masse allgemeines Interesse beanspru
wie diejenigen aus der früheren deutschen Zeit. Das Verk
leben Strassburgs verliert seine Eigenartigkeit ; es geht ı
in dem allgemeinen Verkehrsleben des Elsasses.

VI.

D' Ankunft der Strossburjer Schiff in Paris den 29. April 1836.

Zum Wiederabdruck gebracht

von

Julius Euting.

Herr Ingenieur F. Reussner zur Zeit in Paris, Sohn meines ehemaligen lieben Kollegen des verstorbenen Professors Dr. Reussner, zugleich Enkel des Professors am protestantischen Seminars und Oberbibliothekars in Strassburg Andreas Jung (1793—1863), zeigte mir vor längerer Zeit die heitere Beschreibung von der Ankunft des ersten Strassburger Schiffs, welches unter Führerschaft seines Grossonkels des Schiffmeisters Jakob Jung auf dem nach den Plänen des Ingenieurs Brisson (1827) in den Jahren 1828 ff. erbauten Rhein-Marne-Kanals nach 24-tägiger Fahrt am 29. April 1836 glücklich in Paris eintraf.

Die Beschreibung ist zusammen mit dem beigefügten Gedicht Gottlieb Stöbers ursprünglich erschienen in der Beilage 38 zu dem Anzeige- und Unterhaltungsblatt für die Stadt Strassburg und das Niederrheinische Département (Strasbourg, impr. Dannbach 1836), dürfte aber ziemlich selten geworden sein, und daher manchem Leser in diesem Abdruck willkommen erscheinen.

D' Ankunft der Strossburjer Schiff, der Neptun un[illegible]n der Louis-Philippe, an der Barrière de la Rapé[illegible], in Paris, den 29. April 1836, Morjes am acht[illegible].

E Fuehr zum B. sim Vin chaud im Risse.

I.

Alles isch gottlob noch nüchtere, der Admiral losst vo[illegible]n Schiffsjunge der jetz Mousse heisst sine schwarze Frack usbürst[illegible], sin Hut der in der Pappedeckel-Lad durch's Rajewetter isc[illegible]h nass worre, wurd am Fleischkessel-Hocke, üwerm Fir getrückel[illegible]. D' Matrose zeihe d'Sejel, d'Flacke unn d'Wimpel uff, der Admira[illegible]l selbst sucht in der Coj d'passavants, acquits à cautions, acquit[illegible]s de paiement, quittances de droit de péage unn wie dies Zey'[illegible]s sunst noch heisst, nebst de Frachtbriefe evor, G. der als Vo-lontaire die Campagne mitmacht, sitzt vorne in der Fleecht uff-[illegible]n Theerfässel und spielt mit sim Bünsch, unser Herrgott im [illegible]e geblumte Schlofrock vum Pauvre diable sine, schaut vun ow[illegible]e erab dem Spass zu un raucht e régie cigarre vum Butterle.

Der welsch Matros zum Luï: hein! c'est-il bea[illegible]u ce pays de France, les contrées que nous avons traversées pou[illegible]r arriver dans la Seine, ne sont que des pays conquis pour donne[illegible]r une lisière à la véritable France, mais ici nous sommes che[illegible]z nous, mon père possède un château pareil à celui que je t'a[illegible]i fait remarquer ce matin, (il prit l'hospice de Charenton pou[illegible]r une maison de plaisance), c'est autrement soigné que votr[illegible]e Krutenau, Rupertsau et Wanzenau.

Der Luï zum Welsche: Si c'est ainsi, pourquoi viens-[illegible] tu donc manger des Bletzer et des Knackwürst dans notr[illegible]e pays de choux-croute.

Der Volontaire: Erzürn di nit Luï, die Gascogner sin[illegible]n, alli so, derweje awer sinn si doch gueti Saldate g'sinn, denk[illegible] nur an d'Bruck vun Montereau, wo merr vorgest fast drunte[illegible]r stecke sinn gebliwwe wie ä gewiss Schiff unterm Mehlschliess[illegible]e ze Strossburck.

Der Luï: Jo, vun zeller Fuhr henn si merr au g'schriwwe, [illegible] si henn awer licht nass wäre g'hett, 's het de ganze Charfrita[illegible] geräyt.

Ein Douannier, am Ufer stehend: Hé, là-bas! [illegible] Amarrez par ici!

Der Hans-Dännel: Schla mi der Dunder, jetz geht's[illegible] los, was mach i denn mit dem Päckel G'sundheits-Knaster, w[illegible]

i im Tamburkapral von de Pumpié soll Präsent mache, dass er de Strossburjer Pumpié ä Theori-Büchel und ä Muster fur ihr Uniform schickt.

Der Pilote: Virez de bord.

Der Admiral: Fahre zue, an de Land.

Die Matrosen: So, dis versteht merr doch au.

Der Mousse: Schiffmann, do isch 's vorderiaire!

Der Admiral: Red' merr nit so dumm, merr sinn jetzt bi de fine Welsche.

II.

Während dem hett 's Admiral-Schiff sin Ise gelait unn angemärt, e Douanen-Lieutenant mit e Paar préposés unn etlichi Ang'stellti vum Oktroi kumme uff 's Verdeck.

Der Lieutenant zum Admiral: Monsieur j'ai l'honneur de vous saluer (der Admiral denkt, der isch höflicher als di bi uns) comme lieutenant des douanes royales de France, je viens vous demander d'ou vous venez et si vous n'avez rien à déclarer.

Ze glicher Zit, saat e Octrojaner: Comme surveillant de l'octroi municipal et de bienfaisance de la bonne ville de Paris, je veux voir si vous n'avez point d'articles soumis à notre tarif.

Der Admiral schaut denne vun newes an unn saat zuem Volontaire. Gib merr uff diss Bürstel do acht, sisch glauwi einer vum Moreau sim Corps.

Der Admiral zum Lieutenant: Monsieur, je viens de Strasbourg et vais vous faire voir les marchandises que j'amène, je n'ai rien de prohibé.

Der Lieutenant: Monsieur pas de mauvaises plaisanteries, je vous en prie, on ne vient pas de Strasbourg à Paris par eau, vous vous êtes pris d'un jour trop tôt pour me faire avaler un poisson d'avril et s'il était même possible que vous disiez vrai, Strasbourg est en Allemagne et par conséquent vos bateaux devraient être bachés, ficellés et plombés à la frontière.

Wie der so red' kriet der Admiral e Gawel, springt in d' Coj, hohlt sini Papier unn geht uff de Receveur zue der unterdesse au uff 's Schiff kumme isch unn im Lieutenant g'sait hett dass Strossburck la Capital vum Elsas isch wo der Kleber, Lefevre, Kellermann Vater unn Sohn, Schramm Vater unn Sohn, Schauenburg, Dorsner, Brayer, Becker, Geudert, Kessel, Barbier, Walter, Frühinsholtz, Offenstein, Scherb, die Brüder Beyermann unn Klein, unn noch anderi Generäl herstamme.

D' Sach' duet sich jetzt fridli ab, der Admiral muess nurr

e Passe-debout für de Wolxemer nehme wo im der Jerry hett mit gänn noch St. Ouen.

III.

Der Volontaire sieht vun wytem etlichi bekannti Strossburjer kumme und schiesst ppf — pum — poum, e Maron d'air ab. Der Admiral thut sine Gottesdischrock an, d' Matrosse wäsche s' Verdeck unn ihri G'sichter unn begäwwe sich derno au in de Staat, um im Schifferstand vun Strossburck Ehr ze mache. Die Pariser-Strossburjer mit Name A. B. C. unn D. springe in's Schiff unn rufe im Chor «Willkumme, Willkumme, ihr liewi Landslit, Vivat der Admiral leb' hoch! Ehr unn Respeckt für denne der s' Curage hett ghet ze Wasser vum Rhin in d' Seine ze fahre.»

Alles umarmt sich unn grynt vor Freide üwwer 's glückli Gelinge vun dem Unternemme.

Der Admiral losst sine Flaschekeller uff 's Verdeck bringe, der Mousse soll d'Römer zum Rhinwyn schwenke, wie dis der A und der B sehn ruefe si ze glicher Zit Nix do, ken Wyn, Bier uff de Lade!

Der Admiral: Naze denn! i ha ich 200 Ehmle Mirackels Lauerbier us der Hoffnung mitgebrocht; he! d'Schoppe-Glässer eruff, ihr nun de diés Matrosse riehre ich oder s'derf mer kenner vun ich zum Schiff nus für d' Stadt ze b'schaue.

Jetzt trinke si G'sundheite vum Admiral, vum Volontaire, unn vun der ganze Schiffmannschaft, au vun denne wo in Strossburck e Fraid an dem G'schäft henn. Bi errre jede G'sundheit wurd e maron d'air abg'firt.

Der C: Wer hett denn die famose Maron gebäschelt?

Der Volontaire: Was frou ä ner, ihr sinn jo au ardeficié g'sin in der Zitt vum Spitzel, vum Gustel, vum Maus unn vum Capitaine Schnaps, wer hett denn als g'schafft wo di getrunke henn?

Der D: 'S isch wayer na wohr, dis isch im Admiral sin Bruder, allo, uff's Karl sin G'sundheit.

Alli z'samme: Bravo, 's gilt, dass em d'Ohre klingle!

Derwylst hett der Mousse d'pliants uffg'stellt, merr setzt sich unn b'stürmt de Admiral mit Frouje üwwer sin schnelli Fahrt.

Der A. zuem Admiral: Du sottst, bi Gott, jetz d' Seine nab fahre üwwer Rouen, Havre, durch d' Manche noch Amsterdam unn de Rhin nuff zeruck uff Strossburk.

Der Admiral: I ha vun dem Way im Risse geredt eh i furt bin, do hett mer awer e praktischer Rhinschifffahrts-

Gelehrter bemerkt, dass d' Meereng so schmal isch dass merr nit e rächt drinn lawiere kann, unn dass durch di Engi au d' Wind ze stark drinn gepfrengt sin.

Der A: Dem hätt i g'sait, wenn de so redst, verstehscht e Lokäs dervon.

Der B: Jo do wärst de gut ankumme, min Vatter hett em e mol so ebbs uff der Wachtstubb widderredt, do hett er em zer Antwort gän: «Zä wärde di Alli z'samme Essel g'sinn wo mi zuem Woldischeer Scherschand gemacht han!

Der Admiral zue sine Lyt: Esse-n-ihr jetz z'Morje, unn aerno de Kessel uff 's Fihr vur d' Läwwerknöpfle.

D'G'sellschaft stimmt 's Lob vun Strossburri, vum Vetter Daniel an, unn singt:

„I bin e hiesis Burrjerskind,
„Unn zell isch halt min Lust etc.

IV.

S' Abfihre vun de Marons hett vyl Neugirigi derzue gelockt, unter Anderm au e G'sellschaft vun gemutzte Herre und Madame, die um d' Erlaubniss g'frout henn d' Schiff ze b'sichtige, diss hett ne der Admiral gern zueg'sait.

Uewwerdem hohle d' Matrosse, zu ihrem Frueistück, e frische Makkünmikäss, vum Hetzel, in erre Lad erruff, unn wi di eint Madam di schön Lad sicht kumme satt si zuem e Herre: «Ah mon dieu, Monsieur comme cet amiral traite son équipage voilà qu'on va leur donner un paté de foie d'oie à déjeuner, pour le moment je voudrai bien être un matelot, approchons un peu si c'est un paté du gros Müller.

Le Monsieur: Il ne faut pas vous étonner de cela, Madame, ces gens viennent de Strasbourg ou l'on a ces patés là pour rien, on y en mange dans les brasseries.

Underdesse sinn die zwei grad an de Disch kumme wo e Matross de Deckel vun der Lad hett g'hebt, unn do d' Madam ihr Nass e bissel ze noth hett gebrocht, se hett si denne Kässtrüffel-Geruch vun der erste Hand krijt.

La Dame: Oh quelle infection, quelle horreur! ce pâté est tont[1] pourri, vite mon eau de senteur.

Le Monsieur: Je vois maintenant, Madame, ce que c'est, c'est un pâté de rebut que le patron a probablement acheté au rabais, je connais cela.

Indem hört merr: plan-ran-plan, plan-ran-plan, plan-ran-plan, d' Dambure vunn der Nationalgard schlupfe us de Gasse,

---

[1] Lies: tout.

grad wie der Admiral de Madame hett welle mit Wolxemer unn mit Zwiebächle vum Elephantebeck uffwarte, die Herre welle awer nim Stich halte.

Un monsieur à l'amiral: Nous vous sommes très reconnaissants, monsieur, de l'acceuil gràcieux que vous avez bien voulu nous faire, votre nom est dès à présent inscrit dans les annales de Paris, permettez que nous vous adressions nos bien sincères felicitations sur la réussite de votre courageuse entreprise, je suis rédacteur d'un journal et si cela vous plait, vous redigerez vous-même un article à votre éloge, je me ferais un plaisir de l'insérer dans ma feuille et vous ne m'en payerez que trente sous par ligne d'impression, autrement ni moi, ni mes confrêres ne pourraient rien dire en votre fâveur.

L'amiral au journaliste: Merci, mon bon monsieur, je ne suis pas venu à Paris pour recueillir des éloges, je voulai seulement faire voir à mes compatriotes qu'il faut savoir marcher de ses propres jambes, pour toute récompense, j'ambitionnai un bon chargement en retour et comme il m'est déjà assuré et audelà, j'ai bien l'honneur de vous saluer. — Der Admiral nickt em mit em Kopf zuem Abscheid und denckt noch ebb's derzue.

Der Volontaire; Jetz saue merr nix meh üwwer d' Nazionalgard seeli vun Strossburgck. Allwi ihr do gebabbelt henn ze hawi denne eine g'frout worum's rapplirt, ze satt er merr, sisch dass sie Zitt henn zuem Capitain ze kumme, vūn dem zuem Chef de Bataillon, derno zuem Chef de legion unn dass si endli üwwermorje uff em Platz yntreffe wo si der Kinni an sim Namesda musterre wurd.

Bäch!

An Jacob Jung

dem wackern Strassburger Schiffmann, der erste der die Fahrt von hier aus auf den Vereinigungs-Canälen zwischen dem Rhein, der Rhone, der Saone und der Seine nach Paris unternahm und in 24 Tagen glücklich vollführte.

Brav Schakob, 's isch e Meisterstück
Dies du do unternumme,
So g'schwind unn mit so vielem G'schick
Bis noch Baris ze kumme.
Unn 's Brüschel, d' Ill, unn d' Seine unn d' Rhon,
Si mache grossi Aue,
Als sie de brave Strossburg's Sohn

Uff ihrem Wasser b'schaue.
De Wälsche hescht es jetz gezait
Was d' Schiffische hie kinne,
Unn dass mer mit Beharrlikeit
Gar viel eruss kann sinne.
Viel Pfanne hescht de uffgedeckt,
De lost di nix verdriesse;
Am Mascht dort unser Fähnel steckt,
Es grüsses dausig Schliese.
Im Pung Nef (Pont-Neuf) bringst e Binsekranz,
Es macht Blesir diss Strissel,
Es glicht bi Gott so gar unn ganz
Der warme Zürcher Schüssel.
D' Barisser saue Sacredie!
Sinn doch nitt vun de Dumme,
Dis sinn ma foi kenn Tête caré
Die do ze schwimme kumme.
Hest ne e Gruess vun Strossburri g'sait,
Unn au vom Schifflit Staade?
Unn dass merr mit der gröschte Fraid
D' Seine zu derr Ill duen lade.
Unn dass merr alli Kerrel sinn,
Unn Strossburjer Franzose,
Unn dass merr bliwe wie merr sinn
Unn nitt vum Fähnel lose?
Hest Schakob, hest 's ne herzaft g'steckt,
D' Hundsfütter nitt ze mache,
Unn was am Mascht dort owwe steckt
Nächt fescht mit uns ze bache?
Jetzt kumm Schakob, gibb merr e Hand,
E Gumbbe möcht i leere,
E Gumbbe Win dem Vaterland,
De Schiffische ze Ehre.

Gottlieb Stöber.

VII.

Dagobert Sigismund Reichsgraf von Wurmser

Kaiserlicher Feldmarschall (Marschall «Vorwärts»), geb. zu Strassburg 7. Mai 1724, † zu Wien 21. August 1797.

Ein Elsässer Lebens- und Charakterbild aus dem 18. Jahrh.

Von

Stieve-Zabern

Ehrenpräsident des V. C.

Die Familie der Wurmser gehörte zu den ältesten und reichsten Patrizier-Geschlechtern der Stadt Strassburg. Ihre Genealogie reicht in den Anfang des 14. Jahrhunderts zurück. In der Zeit von 1482 (dem Jahr, in welchem die freie deutsche Reichsstadt ihre Verfassung vollendete) bis zum Jahr 1790, in welchem die revolutionäre Munizipalverfassung ins Leben trat, bekleideten nicht weniger als vierzehn Wurmser die Würde eines «regierenden Stettmeisters», das höchste und [illegible] Amt der Republik. Die Familie teilte sich um 1500 in die Zweige Wurmser von Schäffolsheim und Wurmser von Vendenheim, letztere wieder seit 1612 mit [illegible] Sundhausen [illegible] bei Schlettstadt. [illegible] 15. und 16. Jahrhundert [illegible] durch die [illegible] Wurmser lieferte 1583 [illegible] zur [illegible] Die Stadt [illegible] für die [illegible] (grossen) Re-

volution. Auch der letzte Strassburger Stettmeister war ein Wurmser. Der Wurmser-Hof, auch Schäffolsheimer-Hof genannt, lag in Strassburg, Elisabethstrasse 1. Die Sundhauser Linie hatte einen eigenen Hof am heutigen Broglie (Reichsbank).

Unser Wurmser gehört der Sundhauser Linie an. Sein Vater Jakob von Wurmser (1660—1746) hatte 13 Kinder, von denen nur dieser eine Sohn und eine Tochter ihn überlebten. Dagobert, geb. 7. Mai 1724 zu Strassburg, wurde dort in St. Nikolas getauft. Im Alter von siebzehn Jahren trat er in den Dienst des Königs Louis XV. und zwar in das Regiment Royal-Allemand (cavallerie) und bewies im östreichischen Erbfolgekrieg (1740—1748) in den Niederlanden solche Bravour, dass er 23 Jahre alt das Patent als capitaine de cavallerie erhielt. Hatte er damals gegen die Kaiserlichen gefochten, so focht er nicht minder tapfer an deren Seite im siebenjährigen Kriege (1756—1763) gegen den König Friedrich II. von Preussen. Am Ende des siebenjährigen Krieges war er bereits französischer Brigadier und Oberst eines Husaren-Regiments.

In Strassburg hatte damals das Franzosentum noch wenig Wurzel geschlagen. Die Annalen jener Zeit sind voll von Klagen über die Erpressungen, Bedrückungen, Willkür und Ungerechtigkeit der Franzosen. «En 1752 prit fin la désastreuse administration du préteur royal Klinglin. Il laissa une situation déplorable: le trésor public était à sec, et les dettes de la ville montaient à 2 855 820 livres. Pour faire face aux besoins et aux exigences de la cour (Mätressen), on puisa dans la caisse de la fortune patrimoniale; on aliéna pour 750 000 livres de propriétés; on vendit des rentes; on fit des emprunts, et en quelques années les dettes de la ville montèrent à 5 millions. En 1752 la ville paya 150 000 livres pour l'installation de l'Intendance dans le palais (dem heutigen Statthalter-Palast) de M. de Klinglin et la construction de ses bureaux. En 1758 «don gratuit» de 360 000 livres. La ville frappa de nouvelles taxes les vins, les eaux-de-vie et la viande. En 1756 la caserne de la Finkmatt fut achevée; elle coûta à la ville 760 000 livres. En 1762 «don gratuit» de 200 000 livres pour la marine. Sogar das Conseil souverain d'Alsace (Staatsrat) schrieb 1768 an den König: La province est épuisée. Cet épuisement est le résultat de la masse incroyable d'impositions qu'elle supporte. Par sa position, l'Alsace devrait être l'entrepôt de tout le commerce entre la France, l'Allemagne, la Suisse et l'Italie, et, par suite des nombreux impôts établis dans le cours du siècle, ce commerce a passé à l'étranger. Strasbourg, qui était une des premières places de commerce de l'Europe, n'est plus aujourd'hui qu'un théatre de banqueroutes et une simple ville de guerre,

reduite à un faible commerce de détail.»[1] Entgegen dem Art. VI der Kapitulation von 1681, welcher stipulierte: «que toute la bourgeoisie demeurerait exempte de toutes contributions», wurde die Stadt auf jede Weise nicht nur vom König und seinem Hofe, sondern auch von der Zivil- und Militärverwaltung, ja sogar für die Taschen der Beamten und Generale ausgebeutelt. In der Zeit von 1681 bis 1789 wurden in Strassburg widerrechtlich beigetrieben:

an Kopfsteuer (impôt de capitation)	11 938405	livres
für sog. dons gratuits (erzwungene Geschenke)	8 388691	»
für Kasernen, Hauptwache, Militär-Spital . .	11 001209	»
für Fortifikationen	5 940764	»
Dienstwohnungen der Generale u. Intendanten	10 811090	»
für Gehälter des Conseil souverain	378228	»
Bodenwert der Zitadelle	400000	»
für das Gestüt	250000	»
Gelegenheits-Geschenke, Handsalben, Gratifikationen, Reisegelder, Festlichkeiten, mindestens	3 000000	»
Summa . . .	54 108387	frs.

Darf man sich wundern, dass Wurmser dieser bourbonischen Misswirtschaft den Rücken kehrte und, in Erinnerung an die deutsche Reichs-Herrlichkeit seiner Vaterstadt, nur in der Rückkehr zu Kaiser und Reich das Heil des Elsasses erblickte? Schon sein Vater und andere Adelige, sowie auch viele Bürger waren im Unmut über den Niedergang der Stadt und des Landes ausgewandert. Ihn selbst finden wir, während er noch in französischen Diensten stand, in Beziehungen zu Kaiser und Reich. Die Niederelsässer Reichsritterschaft war nach Art. 87 des westfälischen Friedens reichsunmittelbar geblieben. Wurmser liess sich der rechtsrheinischen (Ortenauischen) Ritterschaft einverleiben, und wurde durch Kaiserliches Patent vom 30. Januar 1761 von Kaiser Franz I. (ehemals Herzog von Lothringen, Gemahl der Kaiserin Maria Theresia) in den Reichsgrafenstand des heiligen römischen Reiches deutscher Nation erhoben. In dem Patent[2] wird gesagt: «Da Wurmsers Geschlecht sich bei mehren Gelegenheiten für das gemeine Beste sowohl in Kriegs- als in Friedenszeiten durch mannigfaltige Dienste besonders hervorgetan, und da er ansehnliche

---

[1] Vgl. E. Müller, Le Magistrat de la ville de Strasbourg (Strasbourg, Salomon 1862) S. 93.

[2] Vgl. Mitteilungen des K. K. Kriegs-Archivs (Wien, Waldheim 1878) S. 82; Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaisertums Oestreich, Bd. 59, S. 5.

Güter im heiligen römischen Reiche und im Elsass besitze, und schon vor Jahren der Ortenauischen Ritterschaft einverleibt sei, auch sein älterer Bruder als französischer Oberst und Deutschordensritter in der Schlacht bei Bergen gefallen, und er selbst (Dagobert Sigismund) sich während des gegenwärtigen (siebenjährigen) Krieges bei allen Vorfällen ungemein hervorgetan, und jetzt durch den Tod seines Bruders Erbe der gesamten Wurmserschen Güter geworden, finde der Kaiser sich bewogen, ihn und seine Deszendenz in den Reichsgrafenstand mit dem Titel eines Hoch- und Wohlgeboren zu erheben.»

Zwei Jahre später trat Wurmser aus dem französischen in den Kaiserlichen Dienst über, und zwar durch Vermittelung des Herzogs Karl von Lothringen (Bruders des Kaisers Franz I.),[1] welcher als Statthalter der Niederlande und als Feldherr im siebenjährigen Kriege die kühnen Reitertaten Wurmsers kennen gelernt hatte. Wurmser nahm die ihm von Herzog Karl übermittelten Offerten an durch ein im K. K. Kriegs-Archiv aufbewahrtes Schreiben an den Herzog, welches in deutscher Uebersetzung lautet wie folgt:

«Monseigneur! Der Herr Baron von Wimpffen hat mir die äusserst gütige Antwort übergeben, mit welcher Euer Königliche Hoheit mich zu beehren gewürdigt haben; sie nimmt meine vollste Dankbarkeit in Anspruch und kann meinen Eifer für den Dienst Ihrer Majestät nur vermehren. Ich habe die Ehre, Euer Königliche Hoheit zu benachrichtigen, dass ich einen Brief von dem Herzog von Choiseul erhalten habe, in welchem mir zu wissen getan wird, dass der König mir erlaubt, mit meinem Korps in den Dienst Ihrer Majestät der Kaiserin-Königin zu treten. Infolgedessen rechnete ich darauf, ein Detachement in Stärke von etwa 900 Mann nach Wesel abgehen zu lassen; aber Herr von Vogué, welcher dort das Kommando führt, eröffnete mir, dies nicht zugestehen zu können, bevor er nicht darauf bezügliche Befehle seines Hofes erhalten haben würde. Ich hege jedoch die Ueberzeugung, dass diese Befehle nicht lange ausbleiben, und einige Tage Verzögerung in dieser Jahreszeit dem Dienste Ihrer Majestät keinen Abbruch tun werden. Ich bitte, Monseigneur, gütigst den Ausdruck tiefer Verehrung entgegen zu nehmen, mit welcher ich bin Monseigneur Euer Königlichen Hoheit ergebenster und gehorsamster Diener Frankfurt am 2. Januar 1763. Wurmser.»

Das Freikorps, welches Wurmser geworben hatte,

---

[1] Vgl. Stieve, Geschichte der Stadt Zabern (Zabern, Fuchs 1900) S. 188 sqq.

und mit ihm in den Dienst des Kaisers trat, bestand aus einem Infanterie-Regiment (zwei Bataillone à 2 Grenadier- und 6 Füsilier-Kompagnien), einem Husaren-Regiment (6 Schwadronen, jede zu 2 Kompagnien) sowie einer Artillerie-Kompagnie mit 6 Geschützen. Das Korps hatte einen Sollstand von 1250 Mann, war aber nicht komplet. Es wurde deshalb mit ihm folgender Akkord geschlossen: 1. der Graf von W u r m s e r tritt als Generalmajor in K. K. Dienste; jedoch wird ihm, falls er beim Friedensschluss in andere Dienste treten sollte, der Charakter als General-Feldmarschall-Leutnant beigelegt. 2. Um das Korps zu komplettieren und auszurüsten, werden dem General Wurmser 700000 livres ausgezahlt, die eine Hälfte sofort, die andere in zwei Terminen. 3. Die beiden Regiments-Kommandeure Baron von Wimpffen und Baron von Kirchheim werden zu K. K. Obersten ernannt, und erhalten bei Friedensschluss den Charakter als Generalmajore, falls sie in andere Dienste gehen wollen. 4. falls dies nicht geschieht, werden sie in ihrer Charge und Gehalt als Obersten belassen; alle übrigen Offiziere können alsdann ohne Anstand und ohne dem Allerhöchsten Aerario weiter zur Last zu fallen, entlassen werden.

Als dieser Akkord geschlossen wurde, waren die Friedensverhandlungen auf Schloss Hubertusburg bereits im Gange. Am 15. Februar 1763 wurde der Friede unterzeichnet, der dem siebenjährigen Krieg ein Ende machte. Es folgten für W u r m s e r einige Friedensjahre, während deren er 1773 zum Feldmarschall-Leutnant aufrückte, und 1775 Inhaber des 8. Husaren-Regiments wurde. In diese Zeit fällt auch seine Vermählung mit Sophie Freiin von und zu der Thann sowie der Ankauf der Herrschaft Dobranitz in Böhmen, wo seine Familie gewöhnlich wohnte. Seine Anhänglichkeit an seine Elsässer Heimat aber fand ihren Ausdruck darin, dass er als Hauslehrer seiner Kinder einen jungen Strassburger Theologen Georg Friedrich Donauer nach Dobranitz kommen liess. In wie hohem Masse Donauer sich des Vertrauens seines Herrn erfreute, ergibt sich aus dem Briefe d. d. Dobranitz le 10 April 1778, welchen wir als Anlage mitteilen.[1] Der Brief ist zugleich ein Dokument liebenswürdiger Fürsorge des Generals für die Seinigen: die Kinder sollen nicht erfahren, dass der Papa sich den Gefahren des Krieges aussetzen muss; für jeden einzelnen seiner Domestiken sorgt er väterlich gutherzig. Von seiner edlen Freigebigkeit wird aus der Zeit des siebenjährigen

[1] Ich verdanke diesen Brief wie auch das Porträt des Marschalls dem Herrn Bankdirektor Gustav Ungerer zu Strassburg (Banque de Mulhouse), einem Urenkel des Donauer.

Krieges folgender Zug berichtet. Als Oberst erfuhr er nach dem Treffen von Görlitz (1760), dass einer seiner Leutnants ohne Vermögen, welcher sich ausgezeichnet hatte, sein Pferd verloren habe. Sofort schickte er ihm aus seinem eigenen Stall das beste Pferd mit folgendem Billet: «J'ai juré que ce cheval appartiendrait au plus brave, et j'espère, Monsieur, que vous me ferez l'honneur de l'accepter.»[1]

Die erste Gelegenheit, sich für den Kaiser zu schlagen, wurde Wurmser durch den bairischen Erbfolgekrieg (1778 bis 79) geboten. Sein Name ist der einzige, an den sich in diesem an entscheidenden Waffentaten sonst so armen Kriege glänzende Waffentaten knüpfen. Zunächst schlug er mit seiner Kavallerie bei Jaromirz im Juli 1778 ein starkes preussisches Korps zurück. Sodann schlug er die preussische Arrièregarde im August bei Hohenbruck. Der Krieg, aus der Eifersucht zwischen Preussen und Oesterreich entsprungen, wurde beiderseits mit wenig Eifer geführt. Maria Theresia verabscheute denselben, und missbilligte das Vorgehen ihres Mitregenten, des Kaisers Joseph II. Der König von Preussen Friedrich II., schon ein Greis, hatte keine Freude mehr am Kriege. Ohne dass es zu einer grossen Schlacht gekommen wäre, musste die preussische Armee sich aus dem von ihr verheerten Böhmen im Herbst 1778 nach Schlesien zurückziehen. Wurmser folgte ihr auf dem Fusse nach, und rückte mitten im Winter in die gebirgige Grafschaft Glatz ein. Sein Ueberfall bei Dittersbach kostete den Preussen 400 Mann, die Kasse und 8 Fahnen. Sein mit grosser Bravour und Umsicht in fünf Kolonnen unter den Generalen Kinsky, Alvinczi, Pallavicini und Terzy ausgeführter Ueberfall von Habelschwert am 18. Januar 1779 begründete seinen Ruf als Stratege, und kostete dem auf preussischer Seite kommandierenden Herzog Ferdinand von Braunschweig 7 Geschütze, 10 Fahnen, 34 Offiziere und über 1000 Mann; gefangen wurde General Prinz Hessen-Philippsthal, 3 Oberste, 1 Major.[2] Dieser Ueberfall rief im preussischen Hauptquartier solche Bestürzung hervor, dass die Friedensverhandlungen beschleunigt wurden. Friedrich II. selbst schreibt in seinen Denkwürdigkeiten: «Die Kaiserlichen übertrafen die preussischen Truppen in der Kriegslist, in schlauen Ueberfällen und feinen Anschlägen». Der zu

---

[1] Michaud, Biographie universelle (Paris 1828) Bd. 51, S. 265.

[2] Vgl. den ausführlichen Bericht in den «Mitteilungen des K. K. Kriegs-Archivs (Wien, Waldheim 1878) S. 86—90. — Ebendaselbst S. 123 ist ein Promemoria Wurmsers über die Erziehung von Soldatenkindern d. d. Prag 23. August 1782 abgedruckt.

Anfang März abgeschlossene Waffenstillstand, welchem der Friede von Teschen 13. Mai 1779 folgte, setzte Wurmsers Tatendurst ein Ziel. Das Kommandeurkreuz des Maria Theresien-Ordens und ein äusserst gnädiges Handschreiben des Kaisers Joseph II. war sein Lohn.

Im September 1787 wurde Wurmser General der Kavallerie und, als der Türkenkrieg ausbrach, vom Kaiser zum kommandierenden General und Gouverneur in dem durch die erste Teilung Polens erworbenen Galizien ernannt, wo er sich durch Gerechtigkeit und Humanität die Liebe der Bevölkerung erwarb. Er konnte deshalb an dem türkischen Feldzug 1788/89 nicht teilnehmen.

Es folgte der Ausbruch der französischen Revolution 1789. Kaiser Leopold II. (1790—92) konnte nicht ruhig zusehen, wie das französische Königspaar, sein Schwager und seine Schwester, entthront wurde und die Expansivkraft der Revolution die Grenzen des deutschen Reiches bedrohte. Durch die revolutionären Dekrete von 1789 bis 1791 waren zahlreiche deutsche Reichsstände um ihre Besitzungen und Rechte auf dem linken Rheinufer gekommen: der Fürstbischof von Strassburg, der Fürstbischof von Speier, Kurmainz, Kurtrier, Kurköln, Württemberg mit 9 Herrschaften, Hessen-Darmstadt mit 90 Ortschaften, Pfalzzweibrücken (mit den Aemtern Lützelstein, Bischweiler, Gutenberg, Selz, Hagenbach, Kleeburg, Rappoltstein), Baden, Nassau, Leiningen, Löwenstein, der Deutschorden — alle schrieen in ihrer Not um Schutz und Hilfe zum deutschen Kaiser. Der Kaiser kam deshalb am 24. August 1791 mit dem König Friedrich Wilhelm II. von Preussen in Pillnitz zusammen, und beide unterzeichneten eine von den emigrierten bourbonischen Prinzen formulierte Erklärung, dass sie den französischen Thron schützen, der Anarchie in Frankreich ein Ende machen und die soziale Ordnung Europas retten wollen. Aber Leopold II. starb schon am 1. März 1792. Im folgte sein Sohn Franz II. (1792—1806), der letzte deutsche Wahl-Kaiser, der letzte deutsche Kaiser aus dem habsburg-lothringischen Hause. Es dauerte bis zum 28. Juli 1792, dass der preussische Oberbefehlshaber Herzog Ferdinand von Braunschweig im Namen des Kaisers und des Königs von Preussen der französischen Nation seinen Einmarsch in Frankreich ankündigte, und zwar in einem hochtrabenden Manifest, welches den Nationalstolz der Franzosen stachelte, die revolutionäre Regierung als Verteidigerin des Vaterlandes legitimirte, und die von dem emigrierten französischen Adel gebildeten Emigrantenarmeen in die Rolle von Feinden ihres Vaterlandes drängte. Im August 1792 rückten die Verbündeten in Frankreich ein. Sie glaubten, einen leichten

militärischen Spaziergang nach Paris anzutreten, und nahmen auch zu Anfang einige französische Plätze ein. Aber im Argonnerwald trat ihnen Dumouriez entgegen. Am 20. September 1792 siegte Kellermann über die Preussen bei Valmy. Ohne eine Schlacht zu wagen, trat der Herzog von Braunschweig und die deutsche Reichsarmee einen schmachvollen und verlustreichen Rückmarsch an. Braunschweig hatte seine gänzliche Unfähigkeit bewiesen. Ihm war der ganze Feldzug contre coeur. Es ärgerte ihn, wenn auf den eingenommenen Plätzen nicht die preussische, sondern die deutsche Reichsfahne aufgepflanzt wurde.

Wurmser hatte den 1792er Feldzug nicht mitgemacht. Erst im Februar 1793 wurde er aus Galizien an den Rhein berufen und mit dem Oberbefehl über die im Breisgau stehende Kaiserliche Armee betraut.[1] Die militärische Lage der Verbündeten war damals eine sehr günstige. Die Revolutionsarmee, welche unter Custine 1792 siegreich vorgedrungen war und die Festung Mainz eingenommen hatte, wurde am 22. Juli 1793 durch Braunschweigs Uebermacht gezwungen, Mainz zu übergeben, und befand sich in aufgelöstem Zustande auf dem Rückzug. Wurmser verlangte nunmehr eine kräftige Offensive: die Preussen unter Braunschweig sollten die Weissenburger Linien nehmen und von da nach Lothringen vordringen, während er (Wurmser) den Oberrhein überschreiten, die Festungen Neubreisach, Hüningen und dann Strassburg und das Elsass einnehmen wollte. Die Stimmung im Elsass und besonders die der Strassburger Bürgerschaft war diesem Plane günstig. Vergebens versuchten die Emissäre des Konvents durch die Redensart: «das Vaterland sei in Gefahr», die Elsässer zu begeistern. Das Treiben der Jakobiner war dem alamannischen Charakter unsympathisch. Die Kirchenschändung eines Eulogius Schneider und Genossen hatte die Revolution gründlich verhasst gemacht. Wenn im Elsass die junge Mannschaft auf öffentlichen Plätzen zusammengetrieben und notdürftig mit Piken bewaffnet war, lief sie an der nächsten Ecke wieder auseinander. Offiziere und Kriegszucht fehlten. Es wäre für die Verbündeten ein leichtes gewesen, diese kerndeutschen, dem deutschen Reiche einst entrissenen Gebiete wieder in Besitz zu nehmen. Aber Braunschweig war nicht zu bewegen, die Weissenburger Linien anzugreifen.

Dem Elsässer Wurmser brannte der Boden unter den Füssen. Sein Sinn stand immer auf das Elsass. Er wollte

---

[1] Vgl. Vivenot, Thugut, Clerfayt und Wurmser. Original-Dokumente. (Wien, Braumüller 1869) S. 95 sqq.

das Elsass für Kaiser und Reich wiedergewinnen. In ihm glühte das kriegerische Feuer der alten Alamannen. Endlich erhielt er von Kaiser Franz II. die Erlaubnis, trotz Braunschweig gegen die Weissenburger Linien vorzugehen. Lauterburg war das östliche, Weissenburg das westliche Bollwerk dieser im Jahr 1706 von Ludwig XIV. angelegten, vier Stunden langen Verschanzungen auf dem rechten Ufer der Lauter. Doch zuvor musste der Rücken gedeckt und die Pfalz von den Franzosen gesäubert werden. Am 11. August 1793 griff Wurmser die französische Moselarmee an und drängte sie bei Pirmasens, und am 20. August aus Jockrim zurück. Von Braunschweig wegen dieses «Ungehorsams» getadelt, liess Wurmser sich nicht stören, sondern setzte im Monat September sein «Jagen im Bienwalde», wie man es im preussischen Hauptquartier nannte, erfolgreich fort. «Schlug man die französischen Heere vernichtend», sagt Sybel (Franz. Rev. II, 258), «so war nichts gewisser, als dass General Wurmser von dem Elsass mit vollem Jubel als Befreier empfangen und dieses Land ohne weiteres gewonnen wurde».

Die Franzosen unter General Carlin hielten die Weissenburger Linien mit 51590 Mann besetzt. Wurmsers Armee zählte nur 43185 Mann, worunter 9596 Reiter und 2323 Emigranten unter dem Prinzen Condé. Aber Wurmser besass das vollste Vertrauen seiner Soldaten und konnte sich auf ihre Tapferkeit und Hingebung verlassen. Der Angriff erfolgte in sieben Kolonnen gleichzeitig auf der ganzen Linie. Am 13. Oktober 1793 früh 3 Uhr schlug Wurmser seine Brücken über die Lauter. Das Geräusch weckte die Franzosen. Sie eröffneten aus der befestigten Bienwaldmühle ein heftiges Kartätschenfeuer. Dies hinderte aber die Kaiserlichen nicht, mit dem Bajonett den Wall zu übersteigen und mit dem erbeuteten Schanzzeug Wallübergänge für die Reiterei und Artillerie zu bahnen. Die Franzosen wurden geworfen. Nachmittags wurden die Redouten bei Gross- und Klein-Steinfeld und Nieder-Otterbach genommen, und der Geisberg von dem Condéschen Korps erstürmt. Ein Tor von Weissenburg wurde eingeschossen, und um 6 Uhr Abends die Stadt erobert.

Noch in der Nacht retirirte die französische Armee auf Hagenau. Sie hatte ausser zahlreichen Positions- und Feldgeschützen 12 Fahnen und gegen 8000 Mann verloren. Der Verlust der Kaiserlichen betrug nur 11 tote und 33 verwundete Offiziere und 1477 Mann, worunter 341 Tote. Am 14. Oktober stand Wurmser in Hagenau, von der Bürgerschaft mit Jubel aufgenommen. Am 17. Oktober wurde Fort Louis eingeschlossen und am 14. November erobert. Ueberall in den Dörfern kamen

die Bewohner festlich geschmückt Wurmser als ihrem Befreier entgegen. In Sulz u. W. wurde sein Sieg durch ein Tedeum gefeiert. Seine Husaren streiften bis vor die Tore von Strassburg. Er hatte in Strassburg gute Freunde. Zwei Deputierte der Bürgerschaft kamen zu ihm mit der Bitte, er möge schnell kommen und die Stadt besetzen. Ein Konvents-Kommissar Baudot hatte nämlich öffentlich erklärt: Strassburg eigne sich nicht für die Freiheit; wegen seiner Sprache, wegen seiner Sitten und wegen seines Handels hänge es an Deutschland; man müsse es deshalb ganz umwandeln und seine für die Knechtschaft geeigneten Bewohner in das Innere Frankreichs versetzen und eine Kolonie von Patrioten nach Strassburg versetzen; Marat habe im Konvent nur 200000 Köpfe verlangt; wäre aber auch eine Million nötig, man müsse sie abschlagen. Derartige Drohungen bewirkten, dass die Strassburger in Wurmser ihren Retter herbeisehnten. Er verlangte Frist, um in Wien anzufragen. Er glaubte, Strassburg könne ihm nicht entgehen.

Aber durch Braunschweigs Untätigkeit gingen alle Erfolge, die Wurmser an der Spitze einer heldenmütigen Armee errungen hatte, wieder verloren. Der Sieger von Weissenburg, dessen Waffentaten der Kaiser durch das Grosskreuz des Maria-Theresien-Ordens geehrt hatte, sollte keine Lorbeeren aus dem 1793er Feldzuge einheimsen.

Der preussischen Politik, wie sie sich seit 1740 durch Friedrich II. entwickelt hatte, lag nichts ferner, als dem Kaiser zu helfen, das Elsass wiederzugewinnen. Braunschweig erhielt den Befehl, seine Truppen niemals in ein ernstliches Unternehmen zu verwickeln. Er befolgte gern diesen Befehl und dachte nur noch an gute Winterquartiere in der Pfalz.

Wurmser machte zwar noch einen Vorstoss gegen Zabern (22. November 1793), musste sich aber vor der Uebermacht der Franzosen, die über die Zwietracht der Verbündeten gut unterrichtet waren, bis hinter Hagenau zurückziehen, und deckte seine Stellung von Reichshofen bis Drusenheim a. Rh. durch 28 Schanzen. Hier hatte er mit seiner durch Verluste geschwächten Armee den Angriff der ganzen von Pichegru geführten französischen Rhein-Armee zu bestehen. Jeden Tag folgte ein neuer Angriff; am 2. Dezember auf der ganzen Linie, wobei die Condésche Emigrantenarmee bei Berstheim tüchtig stritt. Mit derselben Erbitterung schlug man sich am 4. und 8. Dezember auf der ganzen Linie. Die Franzosen waren gewöhnlich anfangs durch ihren ungestümen Angriff im Vorteil, konnten aber die zähe Tapferkeit der Kaiserlichen nicht überwinden. Letztere, ohnehin die Minderzahl, schmolzen indes,

täglich im Gefecht, immer mehr zusammen. Am 11. Dezember bat Wurmser den Herzog von Braunschweig dringend um Unterstützung. Aber Braunschweig, eingedenk seiner Niederlage von Habelschwert, liess Wurmser im Stich. Wie zum Hohn gab er ihm den Rat, sich hinter die Sauer zurückzuziehen, und liess es geschehen, dass auch noch die Moselarmee unter Hoche sich auf Wurmser warf. Der 24jährige General Hoche, welcher in Zeit von zwei Jahren vom Sergeanten zur obersten Würde im Heer gestiegen war, übernahm den Oberbefehl über die vereinigte Mosel- und Rheinarmee. Hoche griff mit dreifacher Uebermacht bei Wörth und Fröschweiler den rechten Flügel Wurmsers an. Wörth und Fröschweiler wurden trotz heldenmütigen Widerstands mit Sturm genommen und 20 Kanonen erobert. Wurmsers Stellung war umgangen. Er musste sich auf dasselbe Weissenburg zurückziehen, welches er vor zwei Monaten erobert hatte. Seine Armee war durch 37 Schlachten und Gefechte erschöpft und entmutigt, ohne Brot, ohne Munition, mit tausenden von Kranken belastet; die Wege bodenlos. Der alte Wurmser weinte wie ein Kind bei dem Anblick all des Elends, bei dem Scheitern seiner feurigsten Wünsche. Am 26. Dezember wurde noch um den Geisberg gestritten. Am 30. Dezember ging Wurmser bei Philippsburg über den Rhein auf das rechte Ufer zurück.

In der Revolutionsarmee war es Regel, dass, wenn ein General nicht siegte, er die Guillotine besteigen musste. Das geschah unserm Wurmser nicht. Aber er wurde auf Betreiben Preussens unter Zeichen der Ungnade von der Rheinarmee abberufen, und nahm an dem unglücklichen 1794er Feldzug (in den Niederlanden) nicht Teil. Am Oberrhein fiel nichts erhebliches vor.

Das Jahr 1795 begann für das deutsche Reich verhängnisvoll. Am 5. April 1795 schloss Preussen mit der französischen Republik den Separatfrieden von Basel, den diplomatischen Vorläufer der Katastrophe von Jena. Der deutsche Kaiser (ohne Preussen) musste allein den Krieg fortführen. Durch äusserste Anstrengung gelang es, die kaiserliche Armee bis auf 200000 Mann zu bringen. Aber der Oberbefehl wurde nicht in geeignete Hände gelegt. Der deutsche Reichsfeldmarschall Clerfayt, als General früher vielfach erprobt, war ein gebrochener Mann. Trotz aller Mahnungen des Kaisers war er nicht zu bewegen, den Rhein zu überschreiten und zur Offensive überzugehen. Seine Armee, von Basel bis Düsseldorf auf dem rechten Rheinufer auseinandergezogen, gab kein Lebenszeichen von sich. — Da entschloss sich der Kaiser um

Mitte Juli 1795 zur Zweiteilung der Armee, und übertrug dem General Wurmser den Oberbefehl über die neugebildete Oberrheinarmee. Im August sammelte Wurmser im Breisgau seine Armee mit der Losung: «Vorwärts in das Elsass!» Seine Streitkräfte betrugen 83027 Mann mit 24103 Pferden.

Aber auch diesmal machte ihm das Schicksal einen Strich durch die Rechnung. Kaum hatten die Franzosen erfahren, dass Clerfayts Armee auf die Hälfte reduziert sei, als Pichegru und Jourdan am Mittelrhein zur Offensive übergingen und den Rhein überschritten. Schmachvoller Verrat kam ihnen zu Hilfe. Die pfalzbaierischen Truppen, 10000 Mann stark, übergaben die Festung Mannheim an 70 Franzosen. Rasch entschlossen, gab Wurmser seinen Elsässer Plan auf, und führte in Eilmärschen seine Armee an den Mittelrhein, entwaffnete die pfalzbaierischen Truppen, rettete die grossen Heidelberger Magazine, und schlug die Franzosen an der Bergstrasse bei Handschuhsheim (24. September) zurück. Die Franzosen belagerten die Festung Mainz und bedrohten Ehrenbreitstein. «Ich befehle Ihnen in der gemessensten Weise», schrieb Kaiser Franz am 23. September an Clerfayt, «und bei Strafe des Ungehorsams, die Lahn nicht zu verlassen»; und am 25. September: «Ich erwarte Ihre Berichte darüber, wie sie die Befehle Ihres Monarchen befolgt haben». Aber Clerfayt war zaghaft. Am 2. Oktober hatte er mit Wurmser eine Besprechung in Heidelberg und akzeptierte dessen Kriegsplan, gemeinsam gegen Jourdan die Offensive zu ergreifen. Aber in derselben Nacht verliess das sächsische Reichskontingent die kaiserliche Armee heimlich, und deshalb wollte Clerfayt wieder nicht schlagen. Wurmsers Feuereifer und der Enthusiasmus der Wurmserschen Truppen rissen ihn widerwillig in den Kampf. Jourdan wurde bei Höchst 12. Oktober und an der Nidda wiederholt geschlagen und wich in wilder Hast bis Neuwied zurück, musste sogar das rechte Rheinufer wieder räumen. — Nunmehr galt es, die Festung Mainz zu entsetzen, welche von Pichegru belagert wurde. Am 29. Oktober erfolgte die glänzendste Waffentat des Feldzuges, der längst ersehnte Hauptschlag, die Erstürmung der feindlichen Kontravallationslinien bei Mainz. Auch zu dieser Schlacht wurde der Oberfeldherr Clerfayt von den ihm untergebenen Generalen quasi gezwungen, sodass er stöhnte: «Will man mir den Prozess machen und in Wien den Kopf abschlagen?» — worauf ihm General Graf Merveldt die bedeutsame Antwort gab: «das könnte sicherlich geschehen, wenn Ew. Exzellenz keine Schlacht liefern». Der Angriff gelang über Erwarten. Die Franzosen verloren ihren ganzen Artilleriepark, über 200 Kanonen, 300 Munitionswagen, 2000 Tote, 3000

Gefangene, darunter 100 Offiziere und 2 Generale. Am gleiche Tage warf Wurmser die Franzosen von den Höhen de Galgenberges und Rabensteins bei Heidelberg.

Aber Clerfayt nutzte den Sieg nicht aus, und verfolgte de fliehenden Feind erst, als Wurmser ihm seine besten Truppe schickte. In der Nacht des 3. November setzte Wumser 1 Bataillone und 40 Eskadrons bei Worms über den Rhein, un schlug Pichegru in zwei aufeinanderfolgenden Treffen be Frankenthal in der Pfalz.

Jetzt war auf dem rechten Rheinufer nur noch die Festun Mannheim in den Händen der Franzosen. Die Stadt gehört dem Kurfürsten Maximilian Joseph von Baiern-Zweibrücken und war durch dessen Untreue von den Franzosen (etwa 800 Mann) besetzt. Wurmser schritt sofort zum Angriff auf di französische Armee, welche Mannheim decken sollte. Mit den Rufe «wer folgt mir?» führte er persönlich seine Husaren gege den Feind, und konnte nach glücklichen Gefechten und einer mörderischen Bombardement am 22. November die Schlüsse der Festung zu seines Kaisers Füssen niederlegen. Die fran zösische Besatzung musste die Waffen strecken. 383 Geschütze 30 000 Gewehre und grosse Vorräte wurden erbeutet. De pfälzischen Minister Oberndorf, ein Hauptwerkzeug des Verrats liess er verhaften.

Wurmsers Erfolge wirkten so entmutigend auf di republikanische Armee, dass ihr Oberbefehlshaber Pichegru di Stunde gekommen glaubte, um die Bourbonen nach Frankreic zurückzuführen. Er stand schon längst in geheimen Verhand lungen mit dem Prinzen Condé, welcher mit seiner Emigranten armee unter Wurmser bei Mannheim focht. Wurmse wurde von Condé ins Vertrauen gezogen, verhielt sich abe gegen diese geheimen Umtriebe ablehnend. Wurmsers Zie war nicht, die Bourbonen in sein geliebtes Elsass zurückzu führen; auch nicht auf geheimen, verräterischen Schleichwegen sondern als ehrlicher Soldat wollte Wurmser sein Ziel er reichen. Er stand damals auf dem Gipfel seines Ruhmes un seines Lebens. Der Kaiser verlieh ihm den Marschallstab. I der kaiserlichen Armee hiess er, (im Gegensatz zu dem zag haften Clerfayt) nicht anders, als der «Marschall Vorwärts! «Besonnenheit im Unglück, Kaltblütigkeit in der Gefahr, Stand haftigkeit, Zuversicht, Gottvertrauen, die schönsten Tugende des Soldaten zieren diesen Mann», schrieb damals Für Dietrichstein über ihn. In seinem Hauptquartier ging es se einfach zu. Wurmser selbst war zeitlebens ein Wasse trinker. In seinem Hauptquartier herrschte, wie Graf Bell garde schreibt, herzgewinnende Einfachheit und Frohsinn, je

herrliche Fröhlichkeit und Heiterkeit, welche die süsseste Mitgift eines vorwurfsfreien Herzens sind. Herzenssache war ihm auch die Fürsorge für seine Soldaten, besonders für kranke und verwundete. Was ihn aber in jener Zeit besonders auszeichnet, ist sein echter deutscher Patriotismus, wie derselbe aus seinem Dankschreiben an den Kaiser hervorleuchtet. «Möge nur Gottes Segen», schreibt er, «auf allen meinen Bemühungen für die Wohlfahrt unseres Vaterlandes ruhen, um Ew. Majestät in den Stand zu setzen, Ihren Feinden eherne Gesetze vorzuschreiben; aber nur jene der Redlichkeit, der Gerechtigkeit und der Ehre». Das Ziel seines Patriotismus war immer das Elsass. Das Elsass für Kaiser und Reich wieder zu erobern, darauf stand sein Sinnen und Trachten, als er (nach Clerfayts Abberufung 7. Februar 1796) zum Oberbefehlshaber der beiden vereinigten kaiserlichen Armeen am Rhein erhoben wurde.

Die Vorbereitungen zu dem neuen Feldzug, die Schwerfälligkeit der Verpflegung und der Rekrutierung, nahmen Zeit und Geld in Anspruch. Am 6. Mai 1796 wurde der neue Kriegsplan festgestellt, wonach Wurmser durch das Oberelsass in das Innere Frankreichs eindringen sollte. Wurmser und seine siegreiche Armee brannten vor Begierde, direkt auf Paris zu marschieren. Gerade so, wie 17 Jahre später der preussische «Marschall Vorwärts!» Denn in Paris lag die Entscheidung.

Aber auch diesmal sollte die heisse Sehnsucht seines Herzens ihm entschwinden wie ein leerer Traum. Die Hiobsposten aus Italien veranlassten den Kaiser, seinen besten Feldherrn plötzlich vom Rhein abzurufen, um die Lombardei zu retten und Bonapartes Siegeslauf Einhalt zu tun. «Ich glaube Ihnen ein hervorragendes Zeichen meines Vertrauens zu geben,» schrieb der Kaiser am 29. Mai 1796 an Wurmser, «indem ich Ihnen den Oberbefehl der Armee (in Italien), welche zur Vollbringung so grosser Taten berufen ist, übertrage.» Der Kaiser beging mit dieser Abberufung ohne Zweifel einen grossen Fehler. Aber Wurmser gehorchte ohne Zaudern. Mit jugendlichem Feuer ging der 71jährige Held an die grosse Aufgabe, welche ihm gestellt war. Ihm folgten 30000 Mann seiner besten Truppen, aber nicht seine Generalstabs-Chefs Grünne und Bellegarde.

Am 27. Juli kamen die letzten Truppen vom Rhein in Trient (Tirol) an, und unmittelbar darauf ergriff Wurmser die Offensive. Es galt, die Festung Mantua zu entsetzen, welche von Bonaparte hart bedrängt wurde. Wurmser, aus den Tiroler Bergen in die Ebene der Lombardei herabsteigend,

teilte seine aus 47000 Mann mit 192 Geschützen bestehende Armee in drei Kolonnen: die erste sollte den Gardasee umgehen und die Franzosen im Rücken fassen; die dritte den Po überschreiten und Piacenza gewinnen; mit der zweiten wollte er selbst die Franzosen von Mantua vertreiben. Als aber Bonaparte die Belagerung dieser Festung schleunigst aufhob, änderte Wurmser am 2. August seinen Plan, und gedachte kühn auf Mailand zu marschieren, um die Lombardei von den Erpressungen des Feindes zu befreien. Die Franzosen wurden an diesem Tage überall von Wurmser zurückgeworfen, der Weg nach Mantua frei gemacht, und von der kaiserlichen Garnison der ganze französische Belagerungspark erobert. Dieser schnelle Erfolg erregte in Wien eine stürmische Freude. Wurmser war der Held des Tages. «Ihre glänzenden Erfolge», schrieb ihm der Kaiser, «haben ganz Wien mit Jubel erfüllt. Ich kenne meinen wackeren und tapferen Wurmser zu gut, um nicht sicher zu sein, dass nun die Verfolgung des Feindes nachdrücklichst betrieben, und der Sieg mit aller Energie ausgenützt werden wird.» Wurmser wusste nicht, als er seinen Sieg nach Wien meldete, dass inzwischen die erste Kolonne seiner Armee (unter Quosdanovich) bei Salo, Lonato und Gavardo von Bonaparte gänzlich geschlagen war. Das Unglück schritt schnell. Am 5. August warf sich Bonaparte mit seiner ganzen Macht auf Wurmsers Kolonne, und brachte ihm am 5. August bei Castiglione (Solferino) eine solche Niederlage bei, dass die Kaiserlichen nach Südtirol zurückgedrängt wurden. Mantua sah sich von neuem blockiert. Ein harter Schlag für den alten Marschall. Er hatte das Vertrauen seiner Armee verloren. Aber er verzagte nicht. Am 31. August rückte er wieder vor, um Mantua zu entsetzen, aber diesmal nicht in drei Kolonnen, sondern (wegen des schwierigen Defilé und der Verpflegung wegen) in fünf Kolonnen zersplittert, mit der Absicht, in Bassano am 7. September sich zu sammeln. Bonaparte schlug eine Kolonne nach der anderen. Wurmser, auf dem Schlachtfeld von Bassano in verzweifelter Lage, musste froh sein, zu retten was noch zu retten war. Mit kühnem Entschluss, den Degen in der Faust, bahnte er sich mit seiner Kavallerie und einem Teil seines Zentrum den Weg durch die feindliche Armee, und warf sich nach — Mantua! nach Mantua, in die Festung, welche er hatte befreien wollen!

In Zeit von zehn Tagen hatte Wurmser 20000 Mann und unzähliges Material verloren, ja er hatte tatsächlich alles verloren. Anstatt auf Mailand zu marschieren, sass er in dem sumpfigen Mantua mit einer geschlagenen Armee wie in einer Mausefalle. Mantua erhielt unter diesen Umständen die Be-

deutung, wie im 1870er Kriege — Metz. Von dem Schicksal Mantuas hing das Schicksal Italiens ab. Mit äusserster Anstrengung bot der Kaiser alle Kräfte auf, um Mantua zu entsetzen. Mitten im Winter stieg Alvinczy über die schneebedeckten Alpen zweimal mit frischen Armeen, um Wurmser die Hand zu reichen, aber nur mit dem Erfolge, dass viele tausende seiner Soldaten im Schnee und in den Abgründen umkamen, und diejenigen, welche die Poebene erreichten, nur dazu dienten, Bonapartes Ruhm bei Arcole (15., 16. und 17. November 1796) und bei Rivoli (14. und 15. Januar 1797) zu erhöhen.

«Solange hier noch ein Pferd, ein Hund, eine Katze, ein Bissen Brot vorhanden ist», schrieb der alte Wurmser aus Mantua am 30. Dezember an Alvinczy, «kann von der Uebergabe keine Rede sein, und kein Ungemach wird mich hiezu vermögen». Unter den Leiden des Hungers und der Epidemien, des Skorbut und des Spitaltyphus, schmolz die Garnison in Zeit von 7 Monaten von etwa 18000 auf höchstens 4000 Kampffähige zusammen. Während der Belagerung waren 3828 Pferde verzehrt. Zuletzt gab es nur noch aus Stroh und Reis gebackenes Brot. Am 2. Februar 1797 musste Wurmser kapitulieren.

Es gereicht Bonaparte zur Ehre, dass er die Standhaftigkeit des alten Helden ehrte. Derselbe durfte mit 700 Mann seiner Wahl, mit fliegenden Fahnen und sechs Geschützen frei von Mantua abziehen.

Auch der Kaiser machte seinem geschlagenen Feldherrn keinen Vorwurf, sondern suchte ihn zu trösten und aufzurichten, indem er ihm schrieb:

«Vienne le 14 Février 1797.»

«J'ai reçu votre Rapport par le comte Degenfeld, contenant les détails relatifs au blocus et à la capitulation de Mantoue. Quelque fâcheux que soient les revers de la dernière campagne en Italie, et quelqu'affligeante que soit la perte d'une place aussi importante que celle, qui vient de tomber au pouvoir de l'ennemi, je n'ai jamais cessé de rendre justice à la loyauté de vos efforts et de votre zèle pour le bien de mon service. Je vous invite de vous rendre à Vienne, où je serai bien aise de faire usage de vos avis, et où il est juste, que vous jouissiez du repos, dont dans ce moment vous devez avoir un besoin très pressant après tant de fatigues.»

Der Brief gereicht dem Briefsteller nicht weniger zur Ehre, als dem Adressaten. Es war der «gute» Kaiser Franz, der diesen Brief schrieb, derselbe, der noch heute im Volkslied als «der gute Kaiser» fortlebt. Als Wurmser nach Wien kam, und schluchzend seinem Kaiser zu Füssen sank, schloss

dieser ihn liebreich in seine Arme. Ja, er tat mehr. Er übertrug ihm das Generalkommando in Ungarn, damals den höchsten Ehrenposten militärischer Verdienste. Aber Wurmser hat diesen Posten niemals angetreten. Der Kummer über sein Unglück nagte an seinem Herzen. Er starb in Wien am 21. August 1797. Noch im Delirium des Sterbenden trug sein tatendurstiger Geist sich mit der Eroberung des Elsass. Mit dem «Elsass» auf den Lippen hauchte er seinen Geist aus, einer der edelsten Söhne des Elsass. Sein letzter Hauch war —: «Elsass!»

Er war 73 Jahre alt, als er starb; und 73 Jahre sollten noch vergehen, bis das Elsass für Kaiser und Reich wiedergewonnen wurde.

Kaiser Franz Joseph I. ehrte das Andenken Wurmsers durch dessen Marmorstandbild in der Ruhmeshalle des K. K. Arsenals zu Wien.

Von seinen zwei Kindern war die Tochter Henriette Dorothee vermählt mit einem Grafen Schliertz gen. Görtz zu München, und starb 1827. Sein Sohn Graf Christian Wurmser (geb. 1768) war Kammerherr am Wiener Hof und Staatsrat für Galizien. Er starb zu Wien am 8. September 1844, unvermählt, als der letzte männliche Spross der Familie Wurmser von Vendenheim, die mit ihm erlosch. Der Feldmarschall war protestantisch, und hat auf seine eigenen Kosten in Pest eine protestantische Garnisonskirche bauen lassen.

Wurmsers Wappen: Geteilter Schild. Im unteren goldenen, wie im oberen schwarzen Felde je ein silberner Mond. Auf der Krone des Helmes steht eine gekrönte Jungfrau, welche statt der Arme zwei goldene Hörner hat und die Farben und Symbole des Wappens an der Kleidung trägt, oben bis an die Hüften schwarz, an der Brust die zwei silbernen Monde, unten golden. Die Helmdecken sind schwarz mit Gold unterlegt.

Wurmsers im Elsass gelegene Güter wurden 1797 von der revolutionären Staatsgewalt konfisziert und als Nationalgut versteigert. Von seinem Schloss in Sundhausen ist nur noch ein Teil übrig, pietätvoll restauriert von dem jetzigen Besitzer Herrn Kastler, welcher seit dem Kriege 1870/71 nach Paris verzogen ist. Noch heute sind, an der Schlossgasse beginnend, die Grenzen des ehemaligen Schlosshofes und Parkes zu erkennen. Noch heute steht die mächtige Zehnt-Scheuer des Grafen Wurmser.

Dobranitz le 10 Avril 1778.

J'étais enchantée mon cher Donauer d'aprendre de vos nouvelles et de mes cheres Enfants, j'ai reçu. vos lettres de Strasbourg et de Nickenau, j'envoye Fuchs à Praague, qui Vous diras combien que nous sommes tracassée pour mon despart, je mande à mes Enfants que je suis partie pour faire de revuës, mais entre nous soye dit cest pour aller en avant, je compte cependant que Vous pourrois rester tranquilement à Dobranitz pendant l'été, je pourrais desja Vous prevenir assez tot quand il seras temp que Vous alliez a Praague, je Vous prie d'aller avec les Enfant voire la maison du Baron de Strerowitz que j'ai loué pour voire coment que Vous Vous rengerois. Elle est très belle et spacieuse, il est très heureu que vous ayez quelque chose de reste en argent. Vous donnerois, des accomptes a la Marie pour le menage par 25 ou 30 florins et je ne Vous laisserois pas manquer d'argent. donnée moy tous les jours de postes de vos nouvelles, tantot Vous ou les Enfants ou la Marie ou la Neuhoff, je me fie à Vous mon cher Mr Donauer dans tous les cas pour l'ordre et l'education de mes cheres Enfants, quand au menage Vous savez que la Marie est intelligente, qu'elle aime la propretée et qu'elle est fidele on pourras s'en rapporter a Elle, j'ay appris que François est venuë avec Vous comme je peu me passer de luy je l'est recomandée au Marquis de Vogheras qui le prendras comme Vallet de Chambre il auras un Mestre qui aime l'ordre s'il est un peu vif il est d'ailleur un bon Mestre et un bien Gallanthome, il faut seulement quil soye sage, laborieu, et quil tienne tout en ordre, quand il seras grondée qu'il ne reponde pas, et quil prenne garde au petit Hansele que le Marquis aime come son fils et qui luy raporte tout ce que les autres disent quil se garde de parler aux autres Domestiques du Mestre, enfin quil soye prudent et sage il trouverras un bon Mestre. quand a Stephany Vous luy dirois que je le fait Fourier de mon Reg^mt^ il ne seras pas obligate, je pense que cela luy conviendras si non il resteras avec nous, pour Wentzel Vous luy donnerais son Congée, Vous retirerois sa Livray et luy ferois achetter un vieu habit, il me parois que jay mille choses a Vous dire mais Vous aurois encore de mes nouvelles desfendée a tous ceux qui aprochent les Enfants de leurs parler de la guerre et de milles mensonges qui vont courir dés que les operations de campagnes Comenceront, mes Compliments a Mamselle Maykuchel, ne montrée pas cette lettre a mes enfants, adieu mon cher Monsieur Donauer Mr Utz viens de partir avec mes chevaux je suis tout a Vous.

C' de Wurmser.

VIII.

Zu Montanus Gartengesellschaft.

Mitteilung

von

Johannes Bolte
Berlin.

In meiner Ausgabe der Schwankbücher des Martin Montanus (Tübingen 1899, S. 634) konnte ich zu der letzten Erzählung der zwischen 1559 und 1566 zu Strassburg gedruckten «Gartengesellschaft» auf Grund einer gütigen Mitteilung von Herrn Stadtarchivar Dr. O. Winckelmann einen urkundlichen Nachweis der dort erwähnten Begebenheit bringen. Da nun Herr Dr. Winckelmann kürzlich weiteres Aktenmaterial aufgefunden und mir freundlich zur Verfügung gestellt hat, darf ich vielleicht noch einmal auf jene Erzählung des elsässischen Schwanksammlers zurückkommen, zumal da auf seine historische Glaubwürdigkeit dadurch Licht fällt.

Montanus berichtet im 115. Kapitel von dem Betruge, den der Jude Jäcklin von Obernberckheim gegen einen ungenannten elsässischen Edelmann verübte, indem er auf Grund eines gefälschten Schuldscheins von der Familie desselben 700 Gulden erpresste, als er hörte, der Edelmann sei auf dem Zuge gegen Metz (Ende 1552) gefallen. Aber der Edelmann kehrte bald darauf unversehrt heim und verklagte Jäcklin beim Bischof von Strassburg, der diesen nun in der Herberge zu Matzenheim gefangen nehmen und zu Zabern einkerkern liess. Doch musste der Jude darauf an das Gericht zu Ensisheim ausgeliefert werden, und dort ward er, nachdem er noch andrer Vergehen überwiesen worden war, zum Tode verurteilt und zwischen zwei Hunde an den Galgen gehängt.

Die Strassburger Akten nun, die hauptsächlich in dem unten abgedruckten Schreiben der bischöflichen Räte zu Zabern bestehen, geben uns zwar nicht über den ganzen Verlauf des Rechtshandels, aber doch über den interessantesten Teil Auskunft und zeigen, dass der kaum zehn Jahre später schreibende Montanus mehrfach von den Tatsachen abweicht. Während der Name des Betrügers, seine Gefangennahme zu Mayenheim (Matzenheim bei Montanus) und seine Haft zu Zabern übereinstimmend berichtet werden, treten bei der Erzählung über die vom Juden begangene Fälschung des Schuldscheines und deren Entdeckung Differenzen hervor. Der angebliche Schuldner ist nach den Akten ein armer Mann aus Bischofsheim, Claus Zeringer geheissen, bei Montanus ein Edelmann, der an dem Metzer Feldzuge teilnimmt; die Summe beträgt hier 200 Gulden nebst Gerichtskosten, dort 700 Gulden; der an die Erben des verstorbenen Schuldners gerichteten Forderung geht hier ein über ein Jahr währender Prozess vorauf, dort ist von einem gerichtlichen Verfahren überhaupt nicht die Rede, auch zahlt die Familie alsbald die verlangte Summe. Die Aufdeckung des Betrugs erfolgt hier durch die Beobachtung, dass die Urkunde zehn Tage nach dem 18. Juli 1552 eingetretenen Tode des Schuldners datiert ist, bei Montanus aber durch die unerwartete Heimkehr des Totgeglaubten.

Man darf indes wohl annehmen, dass nicht Montanus selber aus Effekthascherei so willkürlich mit den Tatsachen umsprang, sondern dass schon die mündliche Volksüberlieferung jene dramatische Zuspitzung besorgt hatte, als Montanus aus ihr schöpfend dies Ereignis der jüngsten Vergangenheit literarisch verwertete.

Den gestrengen, ernuesten, fursichtigen, ersamen, wysen meister vnd rhat der statt Straßburg, vnsern lieben herren vnd fründen.

(prod. den 23. julij a° 54.)

Vnser fruntlich gutwillig dienst zůuor, gestrengen, erenuesten, fursichtigen, ersamen wysen lieben herren vnd fründ, wir können euch in vertreuwen nit verhalten, das wir Jäcklin Juden von Oberbergkheim vmb nachgemelter vbelthat willen dise wochen vff des hochwirdigen fursten vnsers gnedigen herren von Straßburg oberkeit zu Mayenheim haben gefengklich annemen vnd here gon Zabern jn seiner furstlichen gnaden gefengknuß legen lassen.

Vnd hat die sach die gestallt. Er (Jäcklin) hat vergangner jaren einen vnsers gnedigen herren vnderthanen zu Bischoffsheim[1], Clauß Zeringer genant, vor dem keyserlichen hoffgericht zu

---

[1] «Bischeim bey Roßheim» heisst es in der Anlage C, «Bischen bey Rossa» in D.

Rotweil vmb zwen thaler[1] mit verkündung furgenomen, daruß ein solche schwere rechtfertigung eruolgt, das er den armen man vber alle sein verseümnüß, mühe vnd arbeit vff oder vber die hundert guldin zu costen bracht. Als nun der arm man sein vnschuld zu tag bracht, jst er des Juden clag ledig erkannt worden mit widerlegung costens. Daruff hat der Jud an das keyserlich cammergericht muttwilliger weiß appelliert, citation erlangt, aber die acta erster instanz nit genomen, darumb der arm mann am cammergericht vff den zwelfften tag february des verschynen zweyvndfünffzigsten jars auch absoluiert vnd ledig erkant worden ist mit erstattung vffgangens costens, inhalt darüber vßgangens vrtheilbrieffs, dessen copey ir hiebei mit .A. bezeignet zusehen habt.[2] Alß er (Clauß) aber hernach vff den achtzehenden tag julij desselben zwey vnd fünffzigsten jars todts abgangen, hat der Jud hernach vff sambstag nach Simonis et Jude desselben jars | ein Rotwilische anleitin vff Clauß Zeringers hab vnd gütter vßbracht, deren copey mit .B. bezeichnet hiebey ligt.[3] Dweil aber von Clauß Zeringers kinder wegen die anleitin versprochen, darumb auch aberkant worden ist, hat er ein beleüttung vßbracht, deren abschrifft wir euch hiemit auch zusenden mit .C. signiert.[4]

Dise beleütung hat Kirmans Blesy als geordenter vogt der künder versprochen; also ist die auch aberkant worden. Da hat der Jud vß seinem beharlichen muttwilligen gemütt ine, den vogt, mit ladung furgenomen, deren abschrifft wir euch hiemit auch zusenden vnder dem buchstaben .D.,[5] sonder zweiffel allein die kinder im rechten damit zuerylen vnd dahin zubringen, das sy von vorigem erlangtem rechten abstan sollten. Der vogt hatt sich aber zu Rottweil in recht ingelassen, des Juden clag begert zuhören. Da hatt der Jud ein vortrag ingelegt, den Clauß Zeringer mit ime ingangen sein sollt, vnd crafft desselben an die künder zusampt dem cossten zweyhundert guldin begert, vber das er inen irem erlangten rechten nach allen cossten abzurichten schuldig, dessen abschrifft ir hieneben

---

[1] In der Anlage E heisst es: «von wegen zweyer thaler, die er fur sich selbs vff einem tisch freuenlich genomen zu Bischeim im fryhenn hoff jungker Jörg Drytzehens».

[2] Dieser «Vrtheilbrieff», datiert Speyr den 12. Febr. 1552, unterzeichnet von Conradus Visch D. Verwalter und Wendalinus Hessus LL. Licentiatus, Judicij Camere Imperialis Pronotarius, liegt bei. Ihm zufolge ist die Klage am 23. Sept. 1551 in Speier eingereicht worden.

[3] Diese «Anleitung» von Michel Hertzog, beysitzer des key. Hoffgerichts zu Rotwyl, datiert Sambstags nach Simonis et Jude 1552, liegt bei. Die Forderung des Klägers beläuft sich hier auf 400 Gulden.

[4] Diese «Beleitung» von Michel Hertzog, datiert Zinstags nach Marie Lichtmes 1553, ist gleichfalls vorhanden.

[5] Die «Ladung», geben Fritags nach Judica 1553 vom Hofrichter Graf Wilhelm zu Sultz, bescheidet den Kirmers Bläßin auf Zinstag nach Exaudi nach Rotwyl.

mit .E. bezeichnet auch zusehen habt.[1] Dweil nun vß aller gelegenheit ergangens handels, auch des orts vnd personen halben, so im vertrag gemeldet, ein betrug zum hochsten vermutlich, haben wir vnß gleich damaln Clauß Zeringers tödtlichen abgangs eigentlich erkundigt, auch, wie oben gemeldet, befunden, das er am mittwuch vor Marie Magdalene, den achtzehenden julij vnd | also zehen tag, ee dann das datum des vertrags statt, gestorben, daruß vnd allen vermutungen vnd vmbstenden des Juden betrug an tag khomen, auch wol zugedencken ist, das er ein andere person in Clauß Zeringers namen also suborniert hab. Darumb wir lengest beuelch gethan, ine (wo er füglich zubetretten) gefengklich anzunemen, das aber sich nit ee dann eben jetzt schicken wollen. Daneben haben der khünder vögt nit vnderlossen, executoriales am cammergericht vßzubringen vnd dem Juden insinuieren zulassen,[2] darzu ine vmb tax des cosstens zu Rottweil, dessen biß in sechzig guldin vffgezeichnet, one waß denn künden nit wissendt ist, wider angenomen. Dawider er den betrüglichen vermeinten vertrag exceptions weiß vnder gleichem dato jnbringen lassen, aber jetzt den betrug gern damit verantwurten wollt, der schreiber müßt jm dato gefelet haben.

Dweil nun zubesorgen, das soliche vnd der gleichen betrügliche handlungen offtermals gegen den armen lüthen furgenomen, do leichtfertige Christen funden werden, so den Juden darzu helffen, darumb billich vnd gut were, das man gepurliche straff anderen zu eim exempel gegen disem Juden furnemen vnd wir dann nit zweifflen, deren personen, so jm vertrag gemeldet, seigen noch ettliche bey euch zubetretten, so ist vnser fruntlich dienstlich bitt, jr wollent euch bey denselben, wie jr von oberkeit wegen wol zuthun wissent vnd sonder zweiffel selbs geneigt sind, der sachen gelegen- | heit erkundigen vnd, waß ir erfaren mögen, vnß vnuerlengt zuschreiben, vnß gegen dem Juden dester baß darnach haben zurichten.[3] Was wir dann verrer von jme Juden erfaren, so wir nott achten mögen, wellen wir euch auch nit verhalten vnd solches hinwider fruntlich vnd nachparlich haben zuuerdienen.

Datum Sambstags sannct Arbogasts tag anno Liiij

Vnsers gnedigen herren von Straßburg
weltliche Rhäte zu Zabern.

---

[1] Der in Abschrift beigefügte «Vertrag» zwischen Claus Zeringer und Jakle Jud ist datiert vom 28. Juli 1552 in der Herberge zum Lowenstein zu Strassburg und nennt als Zeugen Daniel Kreyss Canzleyschreiber zu Straßburg, Michel Weibel von Obernbergkheim, Hanns Weyßbeck Turnhüter zu Straßburg, Heinrich Preüß und Jörg Schaffner. Claus Zäring verpflichtet sich darin, 200 Gulden samt allen Kosten zu Rotwyl und Speyr zu zahlen.

[2] Dies «Executorial» datiert Speyer den 6. Nov. 1553 von Wendelinus Hessus LL. Lic., liegt bei.

[3] Dies ward laut der Strassburger Ratsprotokolle vom 24. Juli 1554 (Montanus, Schwankbücher S. 634) gemäss dem Ersuchen der Zaberner Räte beschlossen und am folgenden Tage das Ergebnis des Verhörs der Strassburger Zeugen nach Zabern gemeldet.

IX.

Einem klassischen Jesuiten zum Gedächtnis.

Von

J. Knepper.

Es war im Sommer 1623. Das alte Ingolstadt an der Donau, damals noch ein berühmter Musensitz, lag in tiefer Ruhe. Da schleicht, die Leier unter dem Arme, um die Geisterstunde ein einsamer Scholar durch die Gassen. Wie mag dem jugendlichen Burschen bei seiner nächtlichen Wanderung das Herz gepocht haben, denn es galt ja, der Liebsten einen Gruss zu senden und sie zu gemahnen, dass auch jetzt einer in Treuen ihrer gedenke. Und nun steht der Wanderer still. Vor ihm liegt das Haus eines ehrsamen Bäckermeisters, und dessen Töchterlein hat's ihm angetan. Die treue Laute wird genommen. Und wie die Finger so still über die Saiten gleiten, tönt aus der Kehle ein Minnelied, eigens der Erkorenen gedichtet zum schönen Angebinde. Doch still bleibt's in der Gasse, und dem sehnsüchtig Harrenden zeigt sich kein liebendes Antlitz. «Sie hat dich vergessen» tönt's in seiner Seele nach, und da horcht er auf. Ausgelassener Buben spottendes Gelächter schlägt an sein Ohr: das ist dem Armen zu viel. Wilde Verzweiflung ergreift ihn, und mit den Worten

Cantatum satis est. Frangito barbiton!

zerschmettert er seinen treuen Weggesell, die alte, liebe Laute, an der Ecke des Hauses. Dann steht er da wie umgewandelt, denn aus dem nahen Kloster war der frommen Nonnen nächtlicher Psalmengesang an sein Ohr geklungen. Dem einsamen Sänger war in dieser Nacht sein wahrer Beruf aufgegangen. Am andern Tage bat er um Einlass an der Pforte des Jesuiten-

klosters; aber nur auf wiederholtes Begehren wurde er zugelassen.

Der das erlebte, war Jakob Balde. Im Elsass stand seine Wiege. Wohl Anfang Januar 1604 wurde er in Ensisheim dem Gerichtssekretarius Hugo Balde aus Giromagny geboren. Ensisheim war damals mehr als heute: die habsburgischen Grafen des Sundgaues hatten das Städtchen zum Mittelpunkte ihrer Verwaltung gemacht, und so zeigte es das Leben und Treiben einer Art Residenz im kleinen; man atmete immerhin ein Stückchen Hofluft in dem wohlbewehrten Wasgaustädtchen. Und behäbig und wohnlich war auch alles, was den Neugeborenen umgab, zumal eine Mutter aus altem Patriziergeschlecht über das Kind wachte; sie mag, da er erst ihr Zweiter war, auf den später noch eine lange Reihe folgte, mit besonderer Liebe und Freude des kleinen Jakob gewartet haben. Die vortrefflichen Anlagen des Knaben bestimmten den Vater, ihn zu weiterer Ausbildung nach Belfort zu schicken, und einen tüchtigen Juristen aus ihm zu machen, war seither des Vaters begreiflicher Wunsch. Zu Belfort lernte der junge Balde namentlich auch das für seine Laufbahn so notwendige Französische oder vielmehr das Burgundische. Nach jahrelangem Verweilen am Strande der Savoureuse kehrte Balde in seine Heimat zurück, um seine Studien auf dem soeben in Ensisheim gegründeten Jesuitengymnasium fortzusetzen.

Was der Knabe versprochen, hielt der Jüngling: ausgerüstet mit einer sehr gediegenen klassischen Bildung, verliess Balde in den ersten Stürmen des dreissigjährigen Krieges sein furchtbar heimgesuchtes Elsass und wanderte nach Ingolstadt, wo er dem gelahrten Philosophiestudium, dann der Jurisprudenz oblag. Er mag ein fleissiger Student gewesen sein, aber Ueberwindung genug mochte es ihn doch kosten, sich in die dicken Weisheitsbücher hineinzuarbeiten, denn sein Charakter war diesem Studium nicht gerade allzu hold: Balde war eben ein lustiger, oft überschäumender Gesell, stets aufgelegt zu losen Streichen, zu Kurzweil und heiterem Spiel auf fröhlicher Leier, die er so meisterhaft schlug, dass ganz Ingolstadt davon sprach. Aufbrausend wie ein echter Sanguiniker und dabei im Augenblick der Erregung bissig wider den Gegner, verleugnete er nie seine echte Alemannennatur, die dem Kinde des Wasgaues treu blieb das ganze Leben hindurch. Köstlich ist sein Geständnis aus jenen Tagen in einer seiner Oden, wo er sich mit dem Stachelschwein vergleicht und in geradezu klassischer Weise die Hiebe schildert, die er dazumal ausgeteilt. Trotz allem holte sich der junge Student bereits Pfingsten 1623 das Barett des philosophischen Doktors. Am juristischen Studium hatte er erst genippt,

da trat das nächtliche Abenteuer ein, das wir schon erwähnt haben; es gab seinem Leben eine ganz andere Richtung.

Balde blieb im Orden: er wurde bald eine ihrer Grössen und das Bayernland ihm eine zweite Heimat. Mehr und mehr rang sich in dem jungen Elsässer der Gedanke durch, dass er bestimmt sei zum Singen und Sagen und dass er neben dem Ordenskleide auch das eines Apollopriesters tragen müsse. Als Ordensmann blieb er zeitlebens im gewöhnlichen Rahmen, bald als Prediger, bald als Seelsorger und Erzieher tätig und treulich beschützt vom bayrischen Fürstenhause, das mit mäcenatischer Huld sich des geistvollen Jesuiten annahm und ihn mit Ehren und Aufmerksamkeiten überhäufte. Wenn wir heute noch eines Balde gedenken, so geschieht das deshalb nicht wegen des Jesuiten in ihm — als solcher würde er aus der Masse kaum auftauchen —, sondern es geschieht wegen des gottbegnadeten Sängers, dem unter der Hand alles so zwanglos und prächtig zum schönen Rhythmus sich fügte, das ihm das Dichten förmlich zur anderen Natur wurde.

Und wie glücklich fühlt er sich mit seiner Leier, die ihm glitzerndes Gold und rauschende Weltfreude so reichlich aufwog, die ihm so vieles Leid und Ungemach mit heimelnder Stimme hinweggesungen, ihm die Tage des Glückes glücklicher und die der Freude freudiger gestaltet hat! Man mag seine Oden durchblättern oder seine sonstigen Werke nur flüchtig überschauen: überall tritt uns der Mann entgegen, der weiss, weshalb er singt und weshalb er singen darf, und doch bleibt dieser selbe Mann allerorten so recht und echt bescheiden, dass er fast etwas Schüchternes an sich hat. Man sehe sich statt vieler Stellen nur die eine Ode an, die er geheimnisvoll «Mein Weibchen» überschreibt. Dieses sein liebes Weibchen ist seine Leier. Nie gab's eine schönere Ehe, nie ein schöneres Sichverstehen. Und wie zerzaust er sein Weibchen, wie schlägt er es gar, wenn seine Finger über die Saiten fahren, aber «je wilder er ihr übers Antlitz fährt, um so mehr jauchzt sie auf»:

> Ja, schlag' ich sie, erkennt sie's dankbar an.
> Schuldig nur fühlt sie sich,
> Bittend: Ach streichle mich!

Balde war als Sänger äusserst vielgestaltig, ja man muss staunen über die Mannigfaltigkeit seines dichterischen Schaffens, das sich fast in jedem Genre versuchte — und mit Glück versuchte. Indessen ist Balde vor allem und ganz hauptsächlich Lyriker, und auf dem Felde dieser Gattung liegt so sehr seine Stärke und seine ganze originelle Kraft und Eigenart, dass seine andern Schöpfungen — z. B. auch seine Satiren — gegen



seine Lieder zurücktreten. Wollen wir Baldes Lyrik verstehen, dann müssen wir die Lyrik seines römischen Vorbildes Horaz verstehen: beide haben ungemein viele Berührungspunkte. Und Balde hat diese Berührungspunkte gesucht: Horaz blieb ihm zeitlebens Muster und Ideal, dem er in heissem Sehnen nachstrebte und den er sich in Form und Sache so zu eigen gemacht hatte, dass sich beide in mancher Hinsicht zum Verwechseln ähnlich sehen. Es scheint gewagt, den Sänger aus Venusia mit dem deutschen Jesuiten auf ein Postament zu stellen, aber Balde verdient diesen Platz neben Horaz, und wir Deutsche haben allen Grund, uns dieses Bildes zu freuen.

Baldes Lyrik ist ihrem innersten Wesen nach tiefempfundene Gedankenlyrik, doch liebt er es, seinen Gegenstand durch reale Gestaltung häufig mit einer Art epischer Folie zu umgeben: so zeigen viele seiner Lieder nicht selten breite, epische Stellen, die wir nur ungern vermissen würden; sie geben dem Ganzen eine ungemein ansprechende Plastik und Naturtreue. Das tritt z. B. recht stark und bezeichnend hervor auf einem Hauptfelde Baldescher Lyrik, der religiösen. Mit idealem Schwung und kühnem Gedankenfluge verbindet sich in diesen Liedern eine so äusserst wohltuende Frömmigkeit, die Gott überall sucht und dem Schöpfer, dem Erlöser, seiner heiligen Mutter den Tribut schuldiger Ehrfurcht im heiligen Sange demutsvoll zu Füssen legt. Wer ein Stück echter religiöser Gedankenlyrik sehen will, der lese z. B. Baldes Marienoden. Selbst wer dem Gegenstande keine Sympathie abgewinnen kann, wird gern und freudig bekennen, dass ein deutscher Dichter uns hier Perlen gibt. Und nun das andere, das wir schon angedeutet haben! Die Andacht in diesen Liedern, das Sehnen des menschlichen Herzens nach dem Höchsten hier auf Erden, die von frommem Schauer durchglühte Seele des Dichters — das alles bekommt so häufig seinen Halt an gegenständlicher, echt epischer Schilderung, mag des Dichters Pinsel uns nun einen einsamen Wallfahrtsort malen, ein uraltes Gnadenbild, ein hehres Gotteshaus mit seiner Predigt «sursum corda», oder mag der Poet uns mit sich führen über Tal und Hügel in eine stille lauschige Ecke, wo die Natur durch ihre entzückende Schönheit das Herz zur Andacht stimmt. Und gerade das letztere tut Balde mit sichtlicher Vorliebe: religiöse Lyrik und Naturlyrik laufen bei ihm ineinander, oft vielleicht unwillkürlich, so dass der Dichter es selbst nicht merken mochte.

Balde ist überhaupt Naturdichter im schönsten Sinne des viel missbrauchten Wortes. Gerade nach der Seite wird er jeden fesseln und zur Bewunderung hinreissen, der ihn liest. Da haben wir eine köstliche, jede Mache turmhoch über-

ragende Naivität, die so gern auf das Flüstern der Natur horcht und ihr alles abzulauschen versteht, ein Gemüt so golden und rein, einen Sinn so zart und innig und bei allem einen Griffel, der das seelisch und leiblich geschaute Bild mit der vollendeten Meisterschaft eines wahren Künstlers auf die Leinwand zu bannen weiss. Wie prächtig hat er uns nicht Bayerns Wälder gezeichnet, seine Flüsse und Bächlein besungen, seine Gärten und Parks geschildert, das edle Weidwerk in seinen Forsten gemalt! Wie oft hat er nicht, seine kranke Brust zu stärken, unterm Laubdache alter Baumriesen geruht und zum Dank als kleines Entgelt die stille Glückseligkeit und Herrlichkeit seines lauschigen Plätzchens im Waldwinkel besungen! Wie hat nicht der Held Frühling in ihm einen Lobredner gefunden, wie es nicht allzu viele gibt! Wer Balde hier im lateinischen Original liest, der hat ein prächtiges Stück Horaz vor sich: gerade hier erinnert der eine — trotz grundsätzlicher Verschiedenheit in der Auffassung von der Stellung des Menschen zur Natur — so lebhaft an den andern, dass es dem Kritiker schwer fallen möchte, in jedem einzelnen Falle zu entscheiden, wo die bewusste Nachahmung aufhört und die geniale Originalität anfängt. Freilich verliert sich an solchen Stellen der Poet nicht selten in eine minutiöse Kleinmalerei, sein Pinsel malt oft in feinen Haarstrichen, und auch das scheinbar Unbedeutendste am Wege, das kleinste Blättchen, das zarteste Blümlein, der nickende Grashalm in der Wiesenflur und der kleine Käfer im Laube — sie alle müssen helfen, das Bild auszumalen und in feinster Abtönung dem, der es schauen will, vorzuhalten. Aber ist diese Kleinmalerei nicht gerade das köstliche Gut eines im besten Sinne des Wortes «naiven» Dichters, zumal eines Dichters, der, wie wir sahen, dem Lyrischen so gern das Epische beimischt? Für einen solchen Geist hat auch das Alltägliche und Unbedeutende seinen Reiz, und er weiss sonder Zwang und Mache gerade auch dem, was wir so gern trivial nennen, seine köstliche Seite abzugewinnen. Statt vieler nur ein Beispiel! Der Dichter hält sich in seinem einsamen Stübchen einen Zeisig, und wie alles um sich her bedachte er auch seinen kleinen Liebling mit einem Gedichte. Es ist nur ein «Bauernvögelchen», ein schlichter deutscher Sänger, nicht schillernd wie der fremdländische Papagei und nicht berühmt wie der Phönix, aber was diese nicht dürfen, das darf der kleine, kecke Spielgesell: er darf den Dichter in der Arbeit stören. Wer denkt da nicht an Catul's «Sperling»! So singt er denn:

De spinulo suo.

Quod nec psittacus audeat
Nec phoenix patrii de cineris rogo
Heres ipse sui neque
Junonis volucer gemmeus impetret,
Audes, delicium meum:
Me turbare canentem imperiosius
Siren rustica, spinule,
Ales nequitiae dulcis et ingeni.

Und nun das Leben und Treiben, Hüpfen und Springen des kleinen Sängers und das Spielen des Dichters mit ihm: [1]

Schalkhafte, kleine Landsirene,
Bald stiehlst du Mandeln vom Papier,
Und will ich sie dir wieder nehmen
Mit Fluggeräusch enthüpfst du mir.

Bald pickt dein Schnabel meinen Finger
Setz ich ihn ein ins Saitenspiel.
Du lässest nicht die letzten Laute
Zum ersten klingen, wie ich will.

Ziehst du nicht Töne in die Länge,
So plätscherst du doch jedenfalls
Und reibst dein Köpfchen mit den Nägeln,
Auf dass symmetrisch glänzt dein Hals.

Das Jahr geht um, bis du wirst fertig,
So viel hast du mit Schmuck zu tun,
So oft tauchst du dich in die Fluten
Und wieder auf, um dann zu ruhn.

Wie nah hast du das Käfigtürchen,
Bist kein Gefangner, bist zu Haus,
Schweifst hohen Sprungs entlang die Stäbe
Und furchtlos fliegst du ein und aus.

Wenn Atropos recht sanft, das hoff' ich,
Dich einst beim Flügelchen erwischt,
(Auch euer Sein beschliesst die Parze)
So geb ich Rosen, taubefrischt,

Und Veilchen dir zum Ruhelager,
Bekränze das mit Immergrün
Und eine Muse, die ich bitte
Trägt zum Parnass mein Vöglein hin.

---

[1] Ich gebe hier die Uebersetzung von Schleich, um zugleich den ganzen Charakter des Bändchens (Renaissance. Ausgewählte Dichtungen von J. Balde. Uebertragen von J. Schrott und M. Schleich. München 1870) zu veranschaulichen. Manches ist gut gelungen, manches genügt kaum. Balde zu übersetzen ist eben ein Kunststück.

Und nun wieder ein anderes Feld Baldescher Lyrik. Die Zeit des Dichters zeigt den furchtbaren Rahmen des Schwedenkrieges. Was Deutschland, vorab Baldes erste und zweite Heimat: das Elsass und Bayern, gelitten und getragen, das ging dem Sänger mit tiefstem Weh durch die Seele, und die Töne seiner Leier verraten uns den namenlosen Schmerz eines Mannes, in dem der Mensch und der Deutsche gleich aufrichtig und gross war. Wie er mit wunder Seele die Greuel der Zeit geschaut, mit nagendem Kummer es mitangesehen, dass sich Deutschland langsam verblutete, dass es verwilderte an Art und Sitte, dass ein Edelstein nach dem andern ihm aus der Krone gebrochen wurde — das hat uns Baldes Mund in ergreifenden Tönen geklagt, und wer einen Mann sehen will, der in jenen schmachvollen Tagen treu und ehrlich zum Reiche hielt, der greife nur zu ihm und lese seine Gesänge, vor allem auch seine «Klagelieder» (silvarum lib. 4).

Freilich schleicht sich auch wohl das in diese Lieder, was wir Politik nennen: Balde ist eben Deutscher und Katholik, er ist vor allem schwärmerischer Verehrer des Bayernhauses, und so sind Gestalten wie Gustav Adolf und Wallenstein von ihm sehr düster gemalt. Aber ehrlich und offen bleibt er auch da, wo er hasst, und er hat es nie geliebt, mit geschlossenem Visier zu kämpfen: es war eins der Kunststücke, die diese ehrliche Natur nie fertig brachte. Und so freuen wir uns denn aufrichtig seiner Vaterlandslieder und zollen ihm gerade auch hier noch heute gern den Tribut verdienter Hochachtung.

Balde hatte schon früh mit sehr charakteristischer Derbheit den Versuch zurückgewiesen, ihn ob seiner Beherrschung der französischen Sprache für Frankreich in Anspruch zu nehmen, und stolz hatte er damals geantwortet: «Das Deutsche verstand ich schon als Knabe besser als mein Grossvater, ja noch besser als mein Vater». Und so blieb er sein Leben lang reichstreuer Elsässer, der am Wasgau hing so fest wie nur je ein Kind der Vogesenberge. Und wie klagt er nicht um seine furchtbar heimgesuchte Heimat!

> Die so froh dereinst
> Den holden Königsglanz von Oestreichs
> Sonne aus leuchtenden Trauben schlürften:
> Ach, sie sind verurteilt, jetzo das tote Meer
> Und Nebelqualm zu trinken der tiefsten Nacht.[1]

Als er Deutschlands verödete Gaue an seinem Auge vorüberziehen lässt, da redet er voll Gram sein Elsass also an:

---

[1] s. Westermayer, S. 9.

Istine vultus Alsatiae meae
Hi sunt ocelli! Non decor in genis,
Non gemma collo, non in ore
Gratia purpurei coloris . . . .

Jam nota vox est praetereuntium:
Haec illa Sedes nobilis, annuli
Smaragdus orbis! Funeratae
Vah species miseranda terrae!

Der Biograph Baldes, Westermayer, gibt die Stelle trefflich wieder:

Verräth jen' Antlitz drüben mein Elsass nicht?
Sie sind's, die Aeuglein! Ach auf der Wange glüht
Kein Reiz, am Halse kein Juwel mehr,
Und auf der Lippe kein Roth der Anmuth! . . .

Schon kreist ein Sprichwort, wenn sie vorübergeh'n:
Dies also, höhnt man, wäre der Edelsitz,
Dies ihr Smaragd im Erdenring! Ha,
Kläglicher Blick in ein Land von Gräbern!

Dabei war in Baldes Seele nichts von einem engherzigen Lokalpatriotismus: er war — würden wir sagen — Grossdeutscher im schönsten Sinne des Wortes und so richtete er von seiner Seherwarte aus auch an Alldeutschland seine Klagen und Mahnungen. Er, der schlichte Priester, der allzeit so ungemein bescheiden lebende Mann, sah ein Hauptübel seiner Zeit in der Abweichung von der einfachen Art der Vorfahren. In einem geradezu klassischen Sange: Deutsche Einfachheit — führt er diesen Gedanken des nähern aus, jedem Stande ins Gewissen redend, alle anfeuernd zur Rückkehr. Da hebt er an:

Non et antiqui, mea cura Teuto,
Non avi tales obiere nostri.
Prima majorum repetantur acta:
Accipe vatem!

Aureae leges mediocritatis
Scribe servandas memori juventae,
Penna sit nido minor et ligonis
Fortior usus.

Vivitur paucis etiam beate,
Sunt opes, nullas cupisse, magnae,
Laeta paupertas facit ipsa laetos,
Sobria fortes.

Ich möchte hier den Anfang der gelungenen Uebersetzung von Schrott bringen:

Du meiner Liebe Sorgenkind, Germane,
Für den mein Herz in allen Stunden schlug,
Gar übel bist du nachgefolgt dem Ahne,
Der goldne Mittelpfad war ihm genug!
Gestatte, dass dich dran der Barde mahne:
Die ersten Dinge bleiben Karst und Pflug.
Hochmütig willst du grössern Fittich strecken,
Als not tut, um ein kleines Nest zu decken.

Und nun kommt im Verlaufe seiner Mahnungen die ebenso charakteristische wie prächtige Stelle, die uns in heimischem Laute wieder vorgeführt werden möge:

Du liebst es, in der Welt umherzuschweifen,
Bewundernd, was in falschem Schimmer lacht,
Ein Ueberall und Nirgends, abzustreifen
Das Eigne, wenn du Fremdes nachgemacht.
Nicht rühmlich ist, nach allem rasch zu greifen,
Leicht kennt der Fremde die entlehnte Pracht.
Lebt wo ein Volk von echten Vätersitten,
Das sei von dir geliebt und wohlgelitten.

Lass lieber dich bewundern, dich beneiden:
Kommst du aus Gallien heim, so sei dein Gruss
So deutsch im Elternhause wie beim Scheiden.
Verschlucktes Wasser aus dem Seinefluss
Darfst du in deiner Kehle nimmer leiden.
Auf deine Schwelle setze rein den Fuss.
In deutscher Sprache rede, sonst in keiner
Als etwa in der stolzen der Lateiner.

Ich meine: mit einem solchen Liede, gesungen in harter, trüber Zeit, darf sich unser Jesuit sehen lassen. Der Raum gestattet es nicht, den Sang ganz zu bringen. Aus demselben Grunde müssen wir darauf verzichten, die zumteil sehr schwungvollen Lieder auf die Helden des dreissigjährigen Krieges, vorab einen Tilly, zu berühren und überhaupt die Art und Weise zu zeichnen, wie sich das deutsche Fühlen bei Balde offenbarte — ohne alle Anmassung und ohne jeden Chauvinismus.

Balde besass ein beneidenswertes Gemüt. Ihm war es so recht gegeben, in Trauer und Schmerz wie in Lust und Freude am menschlichen Schicksal teilnehmen zu können. So blieb denn auch der Mann, der so Furchtbares um sich herum schauen musste, innerlich gesammelt und gefestigt: sein kindlich frommer Sinn, sein Vertrauen in die Vorsehung und gerade deshalb sein goldener Humor blieben ihm alleweg treu und schützten ihn davor, ein kalter und öder Pessimist zu werden. Ja, der Jesuit zeigte eine geradezu klassische Heiter-

keit trotz aller Schicksalsschläge und einen Witz, der oft gar übersprudeln konnte.[1] Kein Wunder, wenn so manch köstliche Anekdote von ihm in aller Munde war. Wie er z. B. als junger, flotter Student einmal auf der Strassburger Kirchweih ein altes Zigeunerweib prügelte, das ihm unter anderen schönen Dingen auch eine triefäugige Gattin in Aussicht stellte, das wusste man noch lange zu erzählen. Derselbe Mann, der mit so erschütterndem Ernste von Friedhof und Grabhügeln[2] zu singen verstand, der wusste auch im passenden Augenblick ein Wort zu finden, um das erlösende Lächeln nach Kummer und Sorgen wieder aufs Antlitz zu zaubern. Manche seiner Lieder und Liedchen, z. B. das in arger Katerstimmung gedichtete: «An den bayrischen Bierkrug» enthalten köstliche Bildchen.

Ueber Balde als Dichter herrscht jetzt nur eine Stimme. Freilich darf man sich nicht verhehlen, dass unser Jesuit Neulateiner war und dass er hier und da die Schlacken dieser ganzen Richtung an sich trägt: nicht alles ist natürlich vollendet bei ihm, manches namentlich zu breit gehalten, zu überladen und schwülstig. Aber ein Klassiker ist er doch und bleibt er, und wir wollen es unserm Herder nicht vergessen, dass er uns diesen Elsässer erst wieder entdeckte und der Welt von damals — auch ein Goethe fehlte darin nicht[3] — zeigte, was sie an diesem vergessenen Jesuiten besass.

So nehmen wir denn Abschied von Balde mit dem Gedanken, dass Deutschlands Musensitz auch unter den Stürmen einer gewalttätigen Zeit nicht ganz verwaist und vereinsamt war dank einem gütigen Schicksal, das uns diesen Sänger aus dem Wasgau schenkte. Freilich steht der Mann, dessen Jubiläum wir am 4. Januar d. J. feiern konnten, trotz allem unserm

---

[1] Vergl. dazu meinen Aufsatz: Ein deutscher Jesuit als medizinischer Satiriker, im Archiv für deutsche Kulturgeschichte, 1904, S. 38—59, dazu wissenschaft. Beilage der Germania 1904 N. 1—4.

[2] Da denke ich an den packenden Gesang: «Allerseelen», der anhebt (Schrott, S. 175):

> Es ist vorbei, das Spiel ist aus!
> Wo sind sie, eure kurzen Jahre?
> Von eurem Prunkgerät im Haus
> Welch Möbel blieb euch? — eine Bahre.
>
> Vorüber ist des Lebens Streit
> Das Mein und Dein erlangte Frieden.
> Zwei Feinde liegen sich zur Seit'
> Als wie zwei Brüder ungeschieden.

[3] Seine Worte über Balde an Herder lauten: «Recht herzlich danke ich für deinen Dichter; er bleibt bei jedem Wiedergenuss derselbe und wie die Ananas erinnert er einen an alle gutschmeckenden Früchte, ohne an seiner Individualität zu verlieren».

Geschlechte zu fern, um noch schlechthin als der unsere gelten zu können: es fehlt für unsere Zeit und unsere Menschen die Brücke, welche die grosse Masse leicht und mühelos in die vergessenen Lande der Neulateiner hinüberführte, aber wenn ein kleiner Kreis nur in diesem Jahre seiner gedenkt, so genügt das. Er selbst hat nie nach Ruhm gegeizt, und Räucherwolken waren ihm immer zuwider. Als er aber, längst schon ein siecher Mann, doch in schwerer Krankheit noch heiter, am 9. August 1668 seine Seele aushauchte, da fühlte Deutschland — und nicht allein das katholische — dass ein Grosser gestorben war.

Und nun noch eins! Männer ohne Unterschied des Standes und des Glaubens haben sich zusammengefunden, um dem elsässischen Jesuiten in Ensisheim ein Denkmal zu setzen. Möge diese kurze Skizze, die ja freilich post festum kommt, noch manchen Freund für die gute Sache werben und dem Ausschuss noch manches Scherflein eintragen! [1]

---

[1] Aus der Flut der nachträglich erschienenen Balde-Literatur ist die kritisch gearbeitete und sorgfältige Biographie des Dichters von Bach zu erwähnen (Strassb. Theolog. Studien, VI. Band, 3. und 4. Heft).

X.

Herder.

Vortrag gehalten am 18. Dezember 1903

von

Ernst Martin.

Heute vor hundert Jahren, am 18. Dezember 1803, und beinahe in der Stunde, in der wir uns hier versammelt haben, ist Herder gestorben.[1]

Er starb ungern: er umklammerte seinen Sohn, der als Arzt an seinem Sterbebett stand und flehte ihn um Rettung an; er habe noch so viel zu tun, so viel zu sagen.

Und doch war Herder schon lange tief unzufrieden mit seinem Wirkungskreis, ja mit seinem ganzen Leben, das ihm als verfehlt erschien. Er stand seit 1776 an der Spitze der Geistlichkeit des weimarischen Landes; aber es war ein Amt voll schwerer Arbeit, auch mit juristischen und Verwaltungsgeschäften verbunden, die Herder zwar mit genauester Pflichterfüllung, aber zuletzt doch mit unverholener Ermüdung und Verbitterung ausführte. Die einheimischen, seinetwegen zurückgesetzten Amtsgenossen leisteten ihm vielfach einen heimlichen Widerstand, der seinen Feuergeist wahrhaft empörte. Das ehemalige Klostergebäude, in dem er wohnte und dessen Aussicht durch das tief herabhängende Dach der Kirche versperrt war,

---

[1] Die Herderfeier war veranstaltet von dem Strassburger Zweigverein des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. Der Zweigverein hat auch am Hause Thomasstaden 7 eine Gedenktafel aus schwedischem Granit anbringen lassen mit der Inschrift: «In diesem Hause, dem ehemaligen Gasthof zum Geist, trafen sich Herder und Goethe im September 1770». Jetzt will der Altertumsverein in Reichenweier auch für Caroline Herder eine Gedenktafel an ihrem Geburtshause stiften. — Ueber Herder und Goethe in Strassburg habe ich bereits im Jahrbuch XIV (1898) gehandelt; Wiederholungen daraus konnte ich nicht ganz vermeiden.

verdüsterte auch seine Stimmung. Er empfand das um so meh als er gern an Geselligkeit teil nahm und im Gespräch eben: bedeutend als gefällig erschien. Besonders die Frauen fessel· er durch seine sittliche Anmut. Zur Zeit als Goethe in Frau vc Stein seine Muse gefunden hatte, stand Herder mit ihrer Schw: gerin, einer Frau von Schardt, in ähnlichem Seelenbunde. lehrte sie Griechisch und trug ihr seine geistreichen Ausdeutung der alten Mythen vor, bis er bemerkte dass ihre Teilnahr mehr Gefallsucht war und ihre Freundschaft auch Unwürdig sich zugänglich erwies.

Ausserordentlich schön war das Familienleben Herde: Der Ostpreusse hatte in einer Elsässerin die Gattin gefund die lebenslang ihm hingebend zur Seite stand. Karoline Flach land aus Reichenweier hatte ihn in Darmstadt predigen hör als er einen Prinzen von Holstein auf der Reise begleite kurz bevor er in Strassburg sich von diesem trennte. Sie ha einen Engel aus ihm reden hören und ihr bescheidener Da gewann seine volle Liebe. Noch die letzte Dichtung Herde «Admetos Haus» feierte ihre Aufopferung unter dem Bilde d treuen Alkestis, die sich dem Tode weiht um ihren Gatten z retten.

Aber, was in Herders Stellung und in der kleinen Resider gewiss von grosser Bedeutung war, sein Verhältnis zum Ho entsprach wenig seinen Wünschen, seinen Ansprüchen. Zwa die fürstlichen Frauen hielten den ernsten und stets geistvolle Prediger hoch. Als die Herzogin Luise ein fünfjähriges Töchterche verlor und sich gar nicht fassen konnte, tröstete Goethe sie indem er ihr aus Herders Schriften dessen Ausführungen übe den Unsterblichkeitsglauben mitteilte. Besonders aber war di Herzogin Mutter Herder treu gewogen, sie, die liebenswürdigste menschlichste Fürstin, eine Nichte Friedrichs des Grossen, ein Schwester Leopolds von Braunschweig, der in Frankfurt an de Oder bei dem Versuche Bedrängte aus Wassersnot zu retten sein Leben aufgeopfert hat. Die Herzogin Amalie hat, um fü die letzte Badereise Herders die Mittel zu gewähren, eine kostbaren Perlenschmuck veräussert. In ihrer Gesellschaft wa Herder 1787 in Italien gewesen, wo er selbst unter den Kar dinälen sich Freunde erwarb und sich nicht ungern als Bischo von Weimar bezeichnen liess.

Um so weniger gelang es ihm den Herzog dauernd zu ge winnen. Als Herder nach Weimar kam, hatte Karl Augu eben die Regierung angetreten und genoss Freiheit und Herr schaft in vollen Zügen. Erst allmählich ging er auf die Wünsch ein, die Herder für Kirche und Schule hegte. Aber er teil dessen strenge Ansichten keineswegs und persönliche Grün

zur Verstimmung traten in den letzten Jahren Herders mehr und mehr hinzu.

Für Karl August war es begreiflicherweise nicht gleichgültig dass auch Herder den Anfängen der französischen Revolution begeisterten Beifall schenkte und die Abschaffung des Adels billigte. Der Herzog erhielt eine Gelegenheit ihn dafür zu bestrafen. Ein Sohn Herders, der Landwirt war, erwarb ein Rittergut in Bayern und um ihm diesen Besitz zu sichern, liess Herder sich von dem damaligen Kurfürsten von Bayern den Adel erteilen. Karl August erkannte diesen Adel erst nach längerem Zögern an und nicht eher als bis er Schiller den noch höher geltenden Adel vom kaiserlichen Hofe in Wien erwirkt hatte. Die Verzögerung empfand Herder als eine persönliche Beschimpfung.

Zwischen Herder und dem Herzog hatte Goethe immer wieder vermittelt, wie schon die Berufung Herders aus dem einsamen Bückeburg von ihm veranlasst worden war. Für Goethe war die Begegnung mit Herder hier in Strassburg, im September 1770, von unvergleichlicher Bedeutung gewesen. Herder, obschon nur fünf Jahre älter, hatte bereits in Riga als Lehrer wie als Prediger sich ausgezeichnet und als Schriftsteller grosse Erwartungen erregt: er hatte kurz zuvor in Paris den Kreis der Enzyklopädisten, in Hamburg Lessing kennen gelernt. In Strassburg, wo der Versuch ein Augenübel heilen zu lassen, ihn in das Krankenzimmer bannte, führte er Goethe ein in seine durchaus neuen, geradezu umgestaltenden Ansichten über Sprache und Dichtung; er wies ihn hin auf das Volkslied und auf Shakespeare. Erst hierdurch nahm Goethes Lyrik ihren hohen Aufschwung; sein Götz von Berlichingen verband den freien Bau des Dramas mit einem vaterländischen Inhalt. Goethes Dichtung führte Herders Lehre zum Siege: Sturm und Drang ward die Losung des jüngeren Dichtergeschlechts.

Freilich machte die Art, wie Herder seinen Schüler belehrte, es diesem sehr schwer zu lernen. Goethe gibt uns von dem herben Umgangston Herders eine Vorstellung in den Gesprächen seines Faust mit Wagner. Allerdings ist Wagner nicht Goethe selbst, sondern eher der nüchterne, platte Berliner Kritiker Nicolai. Aber so manches, was Faust zu Wagner sagt, klingt ganz wie aus Herders Mund genommen. Herder konnte durchaus ablehnend, ja beleidigend sein, wo er nur zu scherzen vermeinte. So hat er noch in später Zeit Goethe durch ein Witzwort über sein Drama «Die natürliche Tochter» auf das tiefste verletzt.

Am nächsten standen sich beide in dem Jahrzehnt nach 1783: sie haben damals in der fruchtbringendsten Weise sich

gegenseitig für ihre Werke beraten. Während erst der eine, dann der andere in Italien weilte, hat der in Weimar anwesende die Angelegenheiten des Entfernten besorgt. So war Herder durch Goethe bestimmt worden, einem Rufe an die Universität Göttingen nicht zu folgen, der ihm in Italien zukam. Gerade hieraus aber erwuchs ein erbitterter Zwist mit Goethe, da Herder später Forderungen an den Herzog stellte, die dieser nicht als berechtigt ansah und nur widerwillig zugestand. Karoline Herder richtete damals mit ihrer «Electranatur» Vorwürfe gegen Goethe, die ihn von der früher «Schwester» genannten innerlich auf immer schieden.

Das war im Jahre 1795. Gleichzeitig gab die Annäherung Schillers an Goethe für Herders Eifersucht neuen Anstoss. Die beiden grossen Dichter hatten wohl gehofft, Herder als dritten im Bunde ansehen zu können. Nun, da Herder sich zurückzog, hielt Goethe an Schiller fest, der ihm als Künstler näher stand, und dessen menschliche Grossheit er mit nie erlöschender Liebe bewundert hat.

Herder aber entschädigte sich nur unvollkommen durch den Umgang mit den älteren, aber minder bedeutenden Dichtern, mit Wieland und Knebel in Weimar, mit dem rückhaltlos bewundernden Gleim in Halberstadt. Ein rasch berühmt gewordener jüngerer Schriftsteller schloss sich dem Herderschen Kreise an, Jean Paul Richter.

Die älteren Dichtergenossen erhob nun Herder in seinen späteren Schriften geflissentlich und recht im Gegensatz zu den Xenien, durch die Goethe und Schiller die Bahn für das Bessere hatten frei machen wollen. Nur mit kargem Lobe bedachte er Goethes Werke, dem er im Stillen den Vorwurf der Unsittlichkeit machte, während er Schillers Dramen verächtlich als Bombast bei Seite schob.

Den eigentlichen Anstoss zu der Auseinandersetzung mit Schiller gab Herder durch einen Aufsatz für Schillers Zeitschrift «Die Horen», welcher den Titel trägt «Iduna oder der Apfel der Verjüngung». Der Apfel Idunas ward zum Erisapfel. Schiller liess den Aufsatz zwar abdrucken; aber er knüpfte daran Bemerkungen, infolgederen Herder auf weitere Mitarbeit verzichtete. Es lohnt sich diesen Gegensätzen näher zu treten.

Herder führt die Sage von Idun als ein Stück der nordischen Mythologie an, woran unsere Dichtung der Neuzeit ein schönes Sinnbild gewinnen könnte. Idun, die Göttin der Jugend, wird mit ihren goldenen Aepfeln vom Sturmriesen Thiassi geraubt, und erst durch eine List Lokis, der die Entführung begünstigt hat und sie wieder gut machen muss, kann Idun zu den Göttern zurückgeführt werden, die ohne ihre Aepfel

schon ergraut und gealtert sind. Es ist natürlich ein Jahreszeitenmythus: Thiassi vertritt den stürmischen Winter, Idun den Sommer. Herder aber empfiehlt die Aufnahme solcher Sagen in unsere Dichtung, wodurch diese Sagen gewissermassen verjüngt würden. Wir können hinzufügen, dass auch unsere Dichtung durch den künstlerischen Gebrauch der altnordischen Vorstellungen bereichert und verjüngt worden ist, wofür es genügt auf Richard Wagners Musikdramen hinzuweisen. Darin werden wir Herder auch wohl beistimmen, dass die Mythologie, deren sich die Dichter bedienen, der Sinnesart ihrer Völker angemessen, dass sie aus deren altem Glauben hervorgegangen sein sollten. Allerdings ist die Mythologie der Edda nicht einfach die germanische. Das behauptet auch Herder nicht, aber er macht mit Recht geltend, dass wir in der nordischen Götter- und Heldensage Züge finden, die wir als deutsch auch von unserer Seite ansprechen werden: «der Stahl der Seele, Freundschaft bis auf den Tod, Tapferkeit, Redlichkeit, Keuschheit, Hochachtung und zarte Gefälligkeit gegen die Frauen, ein hilfreich Gemüt gegen die Unterdrückten». «Und so ist», fährt er fort, «auch das Weib der alten deutschen Dichtung zwar nicht die Gebildetste, aber die Würdigste und Edelste ihres Geschlechts».

Gegenüber diesem Lobe der nordischen Sagen lässt Schiller, den Anschauungen entsprechend, die Goethe aus Italien zurückgebracht hatte, nur die griechische Mythologie gelten: sie allein sei rein menschlich. In der Begründung der Herderschen Ansichten auf die Verwandtschaft der nordischen mit unserem Volkstum sieht Schiller ein Zugeständnis an die von ihm verachtete Gegenwart. Es sei ganz gut, «wenn der poetische Genius durch die griechische Mythologie der Verwandte eines fernen, fremden und idealischen Zeitalters bleibe, da ihn die Wirklichkeit nur beschmutzen würde». Als ob Herder den Wert des Griechentums für unsere Bildung hätte leugnen wollen, da er doch nur dem deutschen Altertum eine Stelle daneben anweisen wollte. Dass der Zeitgeist diesem günstiger gestimmt gewesen sei als dem griechischen, ist kaum anzunehmen.

Ja, wir können an Herders Aufsatz uns vergegenwärtigen, was den Kern von seinen Verdiensten um unsere deutsche Literatur, um unser Geistesleben überhaupt bildet. Wir können Herder einen grossen Verjünger nennen. Die Verjüngung der Seele, nicht nur des Einzelnen, auch der Völker, ist ein Gedanke, der von früh bis spät bei ihm wiederkehrt, dem er unter anderem auch am Schlusse der Zerstreuten Blätter 1796 unter dem Bilde von Tithon und Aurora Ausdruck gegeben hat. Tithon ist der Sterbliche, den die Göttin der Morgenröte zum Gemahl erkoren hat und der nun altert, während sie selbst

in unvergänglicher Jugend blüht. Zuletzt verwandeln ihn die mitleidigen Götter in eine Cicade. «So überleben sich», fährt Herder fort, «Menschen wie menschliche Einrichtungen jeder Art. Wie ist zu helfen? Nicht durch Revolutionen — dieser Name ist durch die Zeitereignisse verhasst geworden — wohl aber durch Evolution, durch Entwicklung, durch die Anspannung von Kräften, welche schliefen und nun neues Leben mit sich bringen können.»

Gestatten Sie mir, hochverehrte Zuhörer, die ernste Betrachtung durch einen heiteren Seitenblick zu unterbrechen. Der Wunsch sich verjüngen zu können, ist ein uralter. Die Sage hat verschiedene Mittel angegeben und sie oft sinnig ausgeführt. Da erscheint der Jungbrunnen, in den die Alten hinabsteigen, um jung wieder heraus zu kommen. Im 16. Jahrhundert ist viel von einer Mühle die Rede, die solche Wunder bewirken soll. In zierlicher Weise hat Goethe einmal auf der Liebhaberbühne des Weimarischen Hofes die Verjüngung dargestellt. Eine Fee und ein Zauberer haben einen mächtigen Geist beleidigt und müssen zur Strafe rasch altern: sie erfahren, dass das Gegenmittel tief im Berge in einem Karfunkel gefunden werden könne. Berggnomen werden beschworen und bringen den Karfunkel herbei; er öffnet sich und Amor, der allverjüngende springt heraus. Auf der verwandelten Bühne werfen die hässlichen Gnomen und die alten Mütterchen ihre Hüllen ab: es sind Jünglinge und Mädchen, deren Tänze die Freuden der Jugend darstellen.[1] Nun ist zwar der Liebesgott, den wir unter Amor verstehen, nicht immer fähig die gewünschte Verjüngung hervorzuzaubern: er lässt die Alten vielmehr erst recht ihr Alter empfinden. Aber die Liebe ist es allerdings, die auch den Alten verjüngt: die Liebe zu Kindern und Kindeskindern, die Liebe zur Jugend, die sich unserer Lehre anvertraut. Und noch weiter von dem Sinnlichen ablenkend, ist es die Liebe zur Kunst und Wissenschaft, zum Vaterland und zur Menschheit, die auch dem Alter die jugendliche Selbstvergessenheit wiedergibt, uns hoffnungsfreudig, tatenfreudig macht.

Um mit Kindern umzugehen, müssen wir Kindessinn an-

[1] Darüber berichtet Luise v. Goechhausen, die Hofdame der Herzogin Anna Amalia, an Merck am 11. Februar 1782 (Briefe an und von J. H. Merck hgg. von K. Wagner, Darmstadt 1838, S. 199.) Goethe selbst hat nur die Verse, die der Herzogin Luise bei der Feier ihres Geburtstages am 30. Januar im Verlauf und am Schluss der Comédie ballet überreicht worden waren, in seine Werke aufgenommen (Weimarer Ausgabe 16, 198). Das Ganze ist ebd. 16, 444 abgedruckt. Das Hervorspringen oder -kriechen verkleideter Kinder aus Eiern, Blumen u. s. w. war übrigens ein Haupttrik der Hanswurstkomödie; vgl. u. a. Th. Creizenach, Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne von Willemer, 2. Aufl., Stuttgart, 1878, S. 8.

nehmen. Und so führt auch die Verjüngung der Dichtung, des Geisteslebens zurück auf die Jugend des Volkes. Unser Altertum, dessen Anschauungen vielfach in den unteren Volksschichten fortleben, zeigt uns die Frische, die Einfalt, die wir suchen. In diesem Sinne hat Herder unsere Vorzeit verjüngt und damit auch unser Volk verjüngt. Sohn eines Volksschullehrers, Enkel eines armen Webers, stand er der Volksseele näher als irgend ein anderer unserer grossen Dichter.

Seine verjüngende Kraft hat Herder vor allem auf dem Felde bewährt, das ihm seinem Amte nach zunächst lag, das er aber auch mit seinem Herzen als das wichtigste Gebiet seiner Tätigkeit erfasste.[1] Er hat das Christentum, das einerseits durch eine verknöcherte, unduldsame Kirchlichkeit, anderseits durch die verneinende Aufklärung des 18. Jahrhunderts tief gesunken war, neu belebt. Schiller spricht gewiss die unter den Gebildeten seiner Zeit verbreitete Meinung aus, wenn er in einem Jugendgedichte sagt: «Rousseau, der aus Christen Menschen wirbt.» Herder sagt dagegen: «das Christentum ist die Humanität selbst, die auf Vernunft und Billigkeit beruht.» Herder hat sich sein Lebenlang als Schüler Hamanns angesehen, der gegen die rein verstandesmässige Aufklärung das Recht der sogenannten unteren Seelenkräfte, des Gefühls und der Phantasie unermüdlich, aber fast in Rätselworten verkündete. Herder erst hat durch begeisterte Ausdeutung dieser Rätselworte der Lehre Hamanns allgemeine Verständlichkeit und eine immer weiter dringende Wirksamkeit gegeben. Aber Herder verband damit die volle Anerkennung der wissenschaftlichen Forschung. «Freiheit muss der menschliche Geist haben, gesetzt auch er missbrauche diese Freiheit.» Die biblischen Schriften deutete er historisch und brachte dadurch auch ihre poetische Schönheit an das Licht. In dem Hohen Liede, das bisher nur in allegorischer Deutung hatte der Kirche dienen sollen, fand er «Liebeslieder, die ältesten und die schönsten aus dem Morgenlande». Den grossen Wahrheitsucher und Wahrheitverfechter Lessing pries er, wie dieser anderseits auch in einer der spätesten und tiefsten Schriften, der «Erziehung des Menschengeschlechts» auf Herders Ansicht, dass die biblische Schöpfungsgeschichte aus dem Bilde des werdenden Tages zu verstehen sei, beifällig hingewiesen hat.[2] Selbst Spinozas Pantheismus, zu dem sich Lessing und Goethe bekannten, wusste Herder so zu biegen, dass er sich dem christlichen Bekenntnisse einfügte.

---

[1] Die religiöse Verjüngung durch die Busse erwähnt Herder in Suphans Ausgabe 31, 703.

[2] In § 48.

Von der Macht dieser Gedanken Herders liegt ein hoch bedeutsames Zeugnis vor in einer Dichtung Goethes, die er vor der italienischen Reise begann und freilich, nachdem er dort andere Anschauungen sich angeeignet hatte, nicht mehr vollendete. Dies Gedicht in achtzeiligen Stanzen, «Die Geheimnisse» betitelt, sollte zeigen, wie alle grossen Religionen der Welt sich zuletzt in der Ueberzeugung des Bruders Humanus, eben Herders, zusammen finden würden, wie ihre Vertreter unter seiner Leitung eine fromme Klostergemeinde bilden.

Gerade deshalb suchte Herder aus dem Christentum das auszuscheiden, was diesem am meisten geschadet hatte: die politischen Zwecke, die Verflechtung der Kirche mit dem Staat. Am meisten begreiflich und berechtigt erschien die Dienstbarkeit der Kirche im Staate Friedrichs des Grossen. Die Berliner Geistlichen sahen gerade darin dass sie das Volk zum Gehorsam, zu Opfern für den König bereit machten, ihre Aufgabe, den Wert ihres Amtes. Herder verlangte vielmehr vom Prediger dass er wie ein Prophet des alten Bundes auch dem Könige ohne Furcht seine Pflicht vorhalten solle. Nur verfolgen könne das Christentum niemals: darin kam er wieder mit dem grossen Könige überein.

In der Gleichgültigkeit Herders gegen den Staat lag nun ein Hauptgrund zu den Streitigkeiten, welche seine letzten Jahre verbitterten. Die Pflicht des Einzelnen gegen den Staat wurde von dem Königsberger Philosophen Kant besonders betont. Kant gab aber der Philosophie überhaupt eine neue Wendung, durch welche allen früheren Lehrgebäuden, und so auch dem Herders der Boden völlig entzogen wurde. Kant zeigte dass der menschliche Geist unfähig sei vom Uebersinnlichen etwas zu wissen. Wir begreifen dass Herder geradezu mit Verzweiflung gegen Kants Kritik ankämpfte. Auch seine Abneigung gegen Schiller, der Kants Ansichten über das Schöne weiter geführt hat, erklärt sich zum guten Teil aus dieser Todfeindschaft.

Doch auf die Theologie und Philosophie Herders kann hier nur mit kurzen Andeutungen eingegangen werden. Etwas genauer darf ich von Herders Verdiensten um die Geschichte, vor allem die Geschichte der Dichtung, und von seiner dichterischen Tätigkeit, besonders als Uebersetzer, Rechenschaft ablegen.

Herders Theologie hatte sich ganz besonders von der Aufklärung abgewendet während seines weltfernen Aufenthaltes in Bückeburg 1771—76. Hier gab er auch seine geschichtliche Auffassung am stärksten kund in der 1774 erschienenen Schrift: «Auch eine Philosophie zur Geschichte der Menschheit». In

schneidendem Gegensatz weist schon der Titel hin auf die selbstzufriedene Ansicht der Aufklärungszeit, «wie wir's so herrlich weit gebracht». Er fand die materialistische, egoistische Philosophie seines Jahrhunderts so kraftlos und trostlos, so alt und so kalt. Dem gegenüber erhob er das von der Aufklärungsliteratur so tief verachtete Mittelalter, seine Tapferkeit und Frömmigkeit, seine Ehre und Liebe. Er ruft diesen Zeiten zu: «Wie es auch sei, gebt uns in manchem Betracht euere Andacht und Aberglauben, Finsternis und Unwissenheit, Unordnung und Rohigkeit der Sitten, und nehmt unser Licht und Unglauben, unsere entnervte Kälte und Feinheit, unsere philosophische Abgespanntheit und menschliches Elend!»

Diese Abkehr von der Gegenwart, diese Lobpreisung des Mittelalters mässigte sich in Weimar, im erneuten Verkehr mit Goethe. Aus der Zeit des innigsten Zusammenwirkens von Herder und Goethe stammt Herders Hauptwerk, seine «Ideen zur Geschichte der Menschheit» 1784—91. Es ist eine Weltgeschichte, die aber ausgeht von dem Naturganzen. Zuerst wird die Erde betrachtet, die Erziehungsstätte des Menschengeschlechts: denn wie das ausgehende 18. Jahrhundert überhaupt, ist Herder von pädagogischen Gedanken erfüllt. «Unsere Erde ist ein Stern unter Sternen» so ist das 1. Kapitel überschrieben. Ausführlich und lichtvoll werden auf Grund der damaligen naturwissenschaftlichen Kenntnisse, die Goethe vermittelte, die physischen Bedingungen des menschlichen Lebens zusammen gefasst. Durch Pflanzen und Tiere steigt die Betrachtung zum Menschen empor, dessen aufrechte Haltung allein schon die Bestimmung zur Vernunft, zur Humanität erkennen lässt. Der Mensch erscheint als ein Mittelglied zwischen den Tieren und den höheren Wesen. Dann wendet sich der Blick zu den Völkern unter den verschiedenen Himmelstrichen. Asien ist die Urheimat des Menschengeschlechts. China wird geschildert, dann die geschichtlichen Völker, die Babylonier usw. Hierauf die gebildeten, die Griechen und Römer, endlich das Mittelalter bis zum Zeitalter der Erfindungen und Entdeckungen. Zwar wird jetzt das Mittelalter nicht mehr verherrlicht: die Kreuzzüge erscheinen als eine heilige Narrheit. Aber im ganzen tritt doch in der Weltgeschichte ein Fortschritt hervor. Doch nicht zur Kalokagathie eines griechischen Weisen oder Künstlers, sondern zu einer Menschlichkeit und Vernunft, die mit der Zeit den Erdball umfassen werde, sollte Europa erzogen werden.

Zur Fortsetzung der «Ideen» bis zur Gegenwart ist Herder nicht mehr gekommen. Nur einzelne Stücke konnte er, und auch diese nur in lässiger Form behandeln in seinen «Briefen zur Beförderung der Humanität» 1793, worin Peter der Grosse

und Friedrich der Grosse, Comenius und Franklin ihr wohl begründetes Lob erhalten.

Herders «Ideen» fassten eine Welt des Wissens zusammen, staunenswert namentlich in Anbetracht der damals zugänglichen Quellen: Reisebeschreibungen, Missionsberichte sind neben den zahlreichen geschichtlichen Werken benutzt. Und wie das Ganze unter dem einheitlichen Gesichtspunkt der Entwicklung des Fortschritts gefasst ist, werden die unzähligen Einzelheiten klar dargelegt, und alles von einem warmen Hauche des Gemüts durchweht.

Das grossartige Werk wurde mit begeistertem Beifall aufgenommen. Aber es fehlte auch nicht an Widerspruch. Es war Kant, der hier zuerst den Gegensatz zu seinem ehemaligen Schüler enthüllte.

Kant nahm besonders Anstoss an der theologischen Beleuchtung des Gegenstandes. Er leugnete jene höheren Wesen, die Herder neben den Menschen voraussetzte. Aber hat nicht auch Schiller in den etwa gleichzeitig gedichteten «Künstlern» gesagt: «Das Wissen teilest Du — o Mensch — mit vorgezognen Geistern»? Nach Herder hatten die Menschen von diesen höheren Wesen die Sprache gelernt. Damit trat er selbst, veranlasst durch Hamann, von einer früheren Einsicht zurück, die er in der 1770 hier in Strassburg rasch hingeschriebenen Preisschrift über den Ursprung der Sprache dargelegt hatte. Er hatte damals gezeigt, dass die Sprache im Wesen des Menschen selbst begründet sei, in seiner Besonnenheit, welche ihn an den Dingen ein durchgängiges Merkmal der Gattung fest halten und für den weder des Lichts noch der unmittelbaren Nähe bedürftigen Sinn des Gehörs zum Ausdruck bringen liess.

Aber wenn Kant in diesem Falle und sonst Herders «Ideen» berichtigen konnte, in anderen hat er ihm doch Unrecht getan. Herder hatte nach Kants Ansicht allzu viel Gewicht auf die aufrechte Haltung des Menschen gelegt, welche ihn von den Tieren unterscheide und ihm eine weitere Entwickelung möglich mache. Eben die aufrechte Haltung nimmt auch die heutige vergleichende Anthropologie als den Ausgangspunkt aus der Gemeinschaft der tierischen Wesen an.[1]

Nirgends aber tritt Herders Fähigkeit das Ursprüngliche und Naturgemässe zu verstehen und zu würdigen herrlicher hervor als in seiner Sammlung und Uebersetzung von Volks-

---

[1] Vgl. die Rede von G. Schwalbe, über die Vorgeschichte des Menschen. (Verhandlungen der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte 1903, Allg. Teil, Leipzig 1903).

liedern. Poesie ist die Muttersprache des Menschengeschlechts, hatte Hamann gelehrt, und Herder zeigte dass die von den Klugen und Gelehrten seiner Zeit (und nicht bloss der seinigen!) so verachteten Lieder der wilden Völker sowie die unserer Armen, Ungelehrten Schätze von Poesie in sich schlossen. Den Begriff der Volkspoesie entnahm er besonders einer Quelle, die doch bereits damals als trüb erkannt worden war, dem Ossian von Macpherson. Aber auch in der breiten Verwässerung des schottischen Herausgebers fühlte er die Trauer und Weichheit der von diesem benutzten gaelischen Volkslieder hindurch und den Gegensatz gegen die harten Lieder der alten Skandinavier. Diese hatte er gelesen, als er auf langer Seefahrt von Riga nach Nantes unterwegs war und die Einsamkeit im weiten Meer, die Sterne über ihm, gaben ihm die Vorstellung von den Umständen, unter denen diese Lieder entstanden waren. Das sprach er in einem Aufsatz aus, den er in seiner Sammlung «Fliegende Blätter von deutscher Art und Kunst» 1773 erscheinen liess, verbunden mit Goethes begeistertem Lobe des Strassburger Münsters. Wenn Goethes Schriftchen «Von deutscher Baukunst» den Keim enthielt, aus dem unsere ganze Kunstgeschichte, soweit sie sich nicht auf die Antike beschränkt, hervorgewachsen ist, so hat Herder uns gleichzeitig Volkspoesie und Volkssage zuerst in ihrem Wesen und Wert gezeigt und so für die Geschichte der alten Literatur den Grund gelegt.

Als Beweisstücke legte Herder eine Sammlung von Volksliedern aller Völker und Zeiten in Uebersetzung vor, die 1778 unter dem Titel «Volkslieder», und nach seinem Tode als «Stimmen der Völker in Liedern» erschien. Bewunderungswürdig ist die Fülle der Zeugnisse, noch bewunderungswürdiger die Feinheit der Empfindung, mit welcher sich Herder so vielen und so verschiedenartigen Erzeugnissen des dichtenden Volksgeistes angeschmiegt und die Treue, mit welcher er sie wiedergegeben hat. Ursprünglich sollten auch die Melodien beigefügt werden; denn so nur ist der Vortrag vollkommen, und so erscheint auch Herders Wiedergabe erst in ganzer Schönheit. Der schwebende Gang des Liedes ist ihm mehr wert als was die Kunstlyrik durch die Mischung ihrer Farben zu einem Gemälde zu leisten sucht; und mehr als die sorgfältige, logische, grammatische Richtigkeit der «Letternverse» gilt ihm der kühne Wurf, der sogleich mit dem ersten Vortrag sein Bestes hervorbringt und gelegentlich auch Sprünge in der Entwicklung mitzumachen dem Hörer zumutet. Herder hob das Recht der Leidenschaft hervor, in welcher schon Hamann den Quell der Dichtung gesehn hatte.

Unter den englischen Liedern waren viele aus der eben

damals erschienenen Sammlung des Bischofs Percy, mehrere auch aus Shakespeare entnommen. Shakespeares Drama hatte Lessing dem französischen gegenüber in seinem Werte geltend gemacht: trotz verschiedener Form erreichte Shakespeare den Zweck der Tragödie ebenso wie Sophocles. Jetzt zeigte Herder, dass die eigenartige Form Shakespeares sich durch die Art der englischen Bühne seiner Zeit erkläre und rechtfertige.

An die Uebersetzung der englischen Volkslieder knüpfte Herder den Wunsch an, dass man auch in Deutschland solchen Liedern nachspüren möge: er führt einige vor, die ihm bekannt geworden waren, darunter auch solche, die Goethe für ihn im Elsass gesammelt hatte. Er wies auch hin auf die altdeutschen Minnelieder, die von Bodmer aus der sogenannten manessischen Handschrift veröffentlicht worden waren. «Freilich», so meinte er spöttisch, «traute Bodmer uns zu, dass wir uns nach den Bissen schwäbischer Sprache leicht hinauf bemühen würden. Er hat sich geirrt. Wir sollen von unserer klassischen Sprache weg, sollen noch ein ander Deutsch lernen, um einige Liebesdichter zu lesen — das ist zu viel!»

Herder selbst hat so manche unserer alten Dichter und Dichtwerke wieder erneut: das Annolied, den Reinecke Fuchs, aus dem 17. Jahrhundert den ihm so geistverwandten J. V. Andreae. Es wäre durchaus unrichtig, wenn man sagen wollte, dass er über dem Ausland unser Volk vergessen hätte, dass er uns in alle Weiten der Weltliteratur hätte führen wollen, um uns von der Heimat zu entfernen. Hat er doch wesentlich bewirkt, dass die lateinische Dichtung der Gelehrten, die französische der feineren Kreise aufhörte.

Und dass es ihm wirklich darum zu tun war, unsere deutsche Dichtung zu verjüngen, ergibt sich aus seinen Hinweisen auf die Dichter, welche deutsche Volksweise bereits neu angeschlagen hatten, wie Claudius und Goethe. Wir fügen Bürger hinzu, dessen Lenore kurz nach Goethes Götz für eine neue deutsche Balladen- und Romanzenpoesie die Bahn eröffnete.

Herder selbst hat in eigenen Dichtungen besonders die Legende gepflegt, und der edle, einfache Ausdruck, die frommen und zugleich durchaus menschlichen Gedanken haben seine Legenden zum bleibenden Besitztum unserer Schule werden lassen.

Noch auf einem anderen Gebiet ist Herder von Uebertragung zu selbständiger Dichtung vorgeschritten, wobei er ein bis dahin wenig beachtetes Feld der griechischen Poesie betrat: das Epigramm. Hier wie so oft knüpft er an Lessing an, den er mehr ergänzen als berichtigen will. Lessing, der Meister des satirischen Epigramms, hatte den Römer Martial sich zum Muster gewählt. Herder bringt das Epigramm der Empfindung

aus der griechischen Anthologie hinzu. Er zeigt, dass das Epigramm, als reine Aufschrift gedacht, älter ist als das satirische. Dessen Zweiteilung in einen Spannung erregenden und einen auflösenden Teil, wie Lessing sie als bestimmte Forderung aufgestellt hatte, lehnt er ab. Das Denkmal selbst erregt die Neugierde, welche durch die Aufschrift befriedigt wird. Aber diese Aufschrift kann allerdings tieferen Gedanken Ausdruck verleihen, wovon die berühmte Inschrift auf dem Grabe der bei Thermopylae gefallenen Spartaner ein Beispiel gibt. In diesem Sinn hat Herder eine Fülle griechischer Epigramme bearbeitet und wie Lessing es seinen Vorbildern gegenüber getan, den Gedanken oft erweitert und vertieft. Diese Gattung ist in der Form der Distichen, die Herder nach dem Griechischen gebrauchte, seitdem in der deutschen Literatur heimisch geblieben und fruchtbar geworden: es genügt, an die herrlichen Sinnsprüche Schillers zu erinnern, der auch hierin sich als Nachfolger Herders erwiesen hat.[1]

Herders Blumenlese aus morgenländischen Dichtungen führe ich nur eben an.

Aber ein deutscher Dichter in lateinischer Sprache, den Herder erneut hat, kann hier im Elsass nicht übergangen werden. Es ist der Jesuit Balde, der 1604 — also vor fast 300 Jahren — in Ensisheim geboren, in Bayern eine zweite Heimat fand. Herder hat seine meist in horazischen Strophenformen gedichteten lyrischen Stücke unter dem Namen «Terpsichore» zuerst 1795, übersetzt und sie so seinen Lesern — man kann wohl sagen — zuerst bekannt gemacht. Er nannte anfangs nicht einmal den Namen Baldes, weil er fürchtete, dass dessen Zugehörigkeit zu dem verhassten, damals bereits aufgehobenen Orden der Aufnahme seiner Gedichte schaden würde. Er sagt selbst, dass er ihm keine neuen Schönheiten geliehen, wohl aber manchen Flecken ihm abgewischt habe. In der Tat erfahren wir bei Herder nichts von dem, was der Fanatismus des dreissigjährigen Krieges dem Dichter eingegeben hat, nichts von dem Ungeschmack jener Zeit, der auch ihm anhaftete. Nur der Stoiker, nur der Patriot tritt uns in Herders Balde entgegen.

Noch gegen den Schluss seines Lebens dichtete Herder in dieser Weise ein Werk, das heute fast allein von seinen Dichtungen noch bekannt ist, den Cid. Versmass und Ton erwecken gleichmässig den Eindruck der Treue gegen das Urbild. Und doch hat sich zeigen lassen, dass Herder in diesen Romanzen

---

[1] «Nadowessiers Totenlied» von Schiller bringt nur in Verse was Herder über den gleichen Gegenstand berichtet hatte: Suphan 16, 337. Auch die «Macht des Gesanges» wie andere Verherrlichungen der Tonkunst bei Schiller erinnern an Herder.

fast ein selbständiges Kunstwerk hergestellt hat. Er hat nach französischen, keineswegs besonders treuen Prosaübersetzungen altspanischer Lieder gearbeitet, dabei aber den Ton aus andern spanischen Romanzen durchgeführt. Er hat aus seiner Vorlage «das Manierierte ins Einfache, das Affektierte ins Natürliche umgewandelt». Der erst nach dem Tode Herders erschienene Cid ist Herders schönstes Denkmal.

Neben seinen Dichtungen verdienten freilich so manche Prosaschriften Herders immer wieder gelesen zu werden. Seine älteren Werke, deren Stil oft wahrhaft poetisch ist in der Wucht des Ausdrucks und dem hinreissenden Schwung, verlangen doch Kenntnis der gleichzeitigen Literatur, um vollständig gewürdigt zu werden. Die späteren haben z. T. eine edle Einfalt, wodurch die allgemein und für immer gültigen Gedanken nur um so eindringlicher wirken. So der Aufsatz über das eigene Schicksal, der noch in Schillers Horen erschien, so die vor dem Kreise der Herzogin Mutter vorgetragene Betrachtung über die Unsterblichkeit im menschlichen Sinn, den Nachruhm.

Für die Einwirkung Herders, den Goethe den weitstrahlsinnigen genannt hat, auf die Zeitgenossen und für seine Nachwirkung in der Folgezeit zeugen unzählige Spuren. Seine Gedanken sind vielfach massgebend geworden, mögen auch andere sie ausgeführt und durchgeführt haben. So sehr Herders Stimme in seinen letzten Schriften ungehört zu verhallen schien, seine älteren und wichtigeren lebten fort.

Vor allem waren es die Romantiker,[1] welche Herders Werk aufnahmen: seine Verherrlichung des Mittelalters, seinen Widerspruch gegen die alleinige Geltung des griechischen Ideals. Wilhelm Schlegel hat die Uebersetzungsweise Herders mit noch grösserer Kunst ausgebildet. Dass die Romantiker Herders dabei wenig gedacht haben, konnten sie freilich durch seine Gegnerschaft gegen Kant und gegen sie selbst als dessen Anhänger entschuldigen.

Herders Gedanken von dem Zusammenhang der Sprachen mit der Eigenart der Völker hat Wilhelm von Humboldt tiefer und weiter ausgebaut. Jakob Grimm hat in seiner deutschen Grammatik die von Herder früh erkannte Lebensentwickelung der Sprache verfolgt. Wie Herder so liebt auch er das Jugendalter der Sprache mehr als die spätere, verstandesgemässe Ausbildung.

---

[1] Ueber Herdersche Gedanken bei Wackenroder s. P. Koldewey, Wackenroder und sein Einfluss auf Tieck (Göttinger Diss.) Hamburg (1903) S. 119, 121. 127 u. ö. Namentlich für die Musik hatte Herder weit mehr Sinn als unsre anderen klassischen Dichter.

Am meisten hat Herders Hervorhebung und Kennzeichnung des Volksliedes gewirkt. Die von ihm gewünschte Sammlung des im deutschen Volke noch lebenden Liederschatzes haben die jüngeren Romantiker, Arnim und Brentano, und wissenschaftlicher Uhland geleistet.

Uhlands Dichtung zeigt zugleich in ganz besonderem Masse den reichen Gewinn, der aus dem Volkslied für die Kunstdichtung erwuchs. Rückert hat nach Herders Vorbild die Dichtungen des Morgenlandes eingedeutscht: seine lehrhafte, beschauliche und erbauliche Art ist überhaupt der Herders wohl am nächsten verwandt.[1]

Ja, wenn wir heute die Heimatkunst besonders lieben, wenn Gottfried Keller, Rosegger, Frenssen wohl die am meisten gelesenen Erzähler sind, so entspricht dies wieder den Winken und Wünschen Herders, der auf das Eigenartige in Sprache und Schriftwesen der einzelnen Landschaften Deutschlands sein besonderes Augenmerk gerichtet hatte.

Herders Gedanken sind uns meist so in den allgemeinen Besitz übergegangen, dass wir seiner selbst dabei nur wenig gedenken. Vielleicht gilt auch hierfür, was Lessing einem Maler sagen lässt: man lobt den Künstler dann erst recht, wenn man über sein Werk sein Lob vergisst.

Wer sich aber selbst in Herders Werke vertieft hat, wer diesem reichen, hochstrebenden Geist auch auf seinem Lebenswege gefolgt ist, wird den edlen Mann nie vergessen und sich seinen Wahlspruch zu eigen machen:

Licht, Liebe, Leben!

---

[1] Ganz in Herders Geist ist die berühmte These bei Rückerts Promotion: Philologia est humanitatis in verbo cognitio. Der Zweizeiler: «Vor jedem steht ein Bild des das er werden soll; so lang er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll», ist fast wörtlich aus Herder übernommen.

XI.

Das Strassburger Standbild des jungen Goethe.

V. Bericht

von

Ernst Martin.

Als ich im Jahre 1898 Seiner Exzellenz Herrn Unterstaats-sekretär von Schraut die Einladung überbrachte der Aufführung der «Fischerin» Goethes bei Sesenheim am 26. Juni beizuwohnen, forderte er mich auf, an einem grösseren Unternehmen teilzunehmen: im Hinblick auf den 150. Geburtstag des Dichters sollte die Errichtung eines Denkmals für den jungen Goethe in Strassburg in Angriff genommen werden. Als diese Aufforderung dann wenige Tage nach dem schönen Gelingen unseres damaligen Festes wiederholt wurde, stellte ich mich gern in den Dienst des edlen Gedankens.

Wie dann in immer weiteren Kreisen das Unternehmen freudig, ja begeistert begrüsst und gefördert wurde, habe ich in diesem Jahrbuch XV (1899), 245—251; XVI (1900), 196—200; XVII (1901), 252—267; XVIII (1902), 226 eingehend dargestellt und dem Danke des Ausschusses für die so allgemeine und kräftige Unterstützung des Planes Ausdruck verliehen.

Nachdem der erste Aufruf im Oktober 1898 erschienen war, wuchsen die gesammelten Beiträge in wenig mehr als Jahresfrist bis zur Höhe von 135 000 Mark an. Im November 1899 konnte ein Preisausschreiben ergehen, das zur Ausstellung der für den Wettbewerb eingesandten Entwürfe im September 1900 führte. Der mit dem ersten Preis gekrönte Entwurf von Ernst Wägener in Berlin wurde mit einigen Abänderungen, besonders der Seitenfiguren, zur Ausführung bestimmt.

Am 1. Mai 1904 konnte das Denkmal enthüllt werden. Es steht in den Anlagen vor der Universität an der Nordseite des Mittelwegs, und ist sowohl vom Dietrichstaden wie von der Universitätsbrücke aus weithin sichtbar. Auf einem Unterbau von schönem, hellrotem Untersberger Marmor, dessen geschweifte Treppe zu der mit einer Balustrade abgeschlossenen Plattform hinaufführt, erhebt sich in der Mitte das Postament mit der Figur des jugendlichen Dichters, der als Wanderer gedacht, sich mit der rechten Hand auf den Stock stützt, während die Linke hinter dem Rücken Hut und Mantel hält. Der Jüngling, dessen schöne Züge das Bewusstsein seines Wertes, seines Strebens erkennen lassen, scheint einen Augenblick inne zu halten, wie der junge Goethe wohl manchmal vom Spaziergang aus der Ruprechtsau zurückkehrend den hohen Turmbau des Münsters betrachtet haben mag. An den beiden Seiten des Postaments sind zwei Reliefs eingelassen: rechts vom Beschauer Goethe in Sesenheim den beiden Schwestern vorlesend, links eine der in «Wahrheit und Dichtung» beschriebenen Zusammenkünfte auf der Plattform des Münsters, bei denen die Jugendgenossen der scheidenden Sonne ihren Gruss aus gefüllten Römern zutranken. Mit Goethe sind Herder, Salzmann, Lenz und Jung in lebendigen Gruppen vereinigt. Auf den Wangen der Balustrade sitzt links die begeisterte, leichtbekleidete lyrische Muse, rechts die ernste, eingehüllte tragische.

Die Steinarbeiten lieferte die Aktiengesellschaft für Marmorindustrie Kiefer in Berlin und Kiefersfelden, den Guss die Aktiengesellschaft Lauchhammer. Die Untermauerung der Grundlage und der Aufbau fanden unter der Oberaufsicht des Herrn Baurat Ott statt.

So stand das Denkmal, als die Einweihungsfestlichkeiten am 30. April, dem Vorabend der Enthüllung mit dem Vortrag Goethescher Dichtungen durch E. v. Possart, Intendant des Königl. Theaters zu München im Sängerhause eröffnet wurden. Die wunderbare Kunst des berühmten Rezitators, der erst lyrische Gedichte, dann Balladen, zuletzt Stücke aus «Faust» vortrug, versetzte das überfüllte Haus in weihevolle Stimmung. Den Prolog im Himmel aus «Faust» begleitete Herr Musikdirektor Münch auf dem Harmonium; als Einleitung des Vortragsabends dienten zwei Sätze der Kreutzersonate von Beethoven, vorgetragen von den Herren J. Blumer und Konzertmeister Schuster. Der Ertrag des Abends (gegen 2000 M.) war für die Armen der Stadt bestimmt.

Am Sonntag, dem 1. Mai, gegen halb 12 fand die Enthüllung des Denkmals statt, begünstigt vom herrlichsten Wetter. Eine Ansprache des Herrn Unterstaatssekretärs v. Schraut be-

zeichnete als Kern des Goetheschen Strebens seine tiefe Harmonie in Denken und Handeln und damit innig verbunden seine Toleranz: er stellte diese Grundzüge besonders der Jugend zum Vorbilde auf. Nachdem der Herr Statthalter das Zeichen zur Enthüllung gegeben, übernahm Herr Bürgermeister Back das Denkmal in die Obhut der Stadt. Kränze wurden niedergelegt für den Herrn Statthalter; sodann von Freiherrn v. Egloffstein, dem Vertreter des Protektors, des Grossherzogs Wilhelm Ernst von Sachsen; vom Rektor der Universität, Prof. Dr. Bresslau; von Geh. Hofrat Suphan, dem Direktor des Goethe-Schillerarchivs für dieses, für die Stadt Weimar und die Goethegesellschaft; von Prof. Wörner für die Universität Freiburg; von Geh. Sanitätsrat Rehn für das freie Hochstift zu Frankfurt; von Prof. Fiedler (Birmingham) für die englische Goethegesellschaft; von Bürgermeister Back für die Stadt Strassburg; von Direktor Wilhelmi für das Stadttheater in Strassburg, Direktor Neuffer für das Stadttheater in Metz; von Freiherrn zu Putlitz für den Strassburger Zweigverein des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins; von Christian Schmitt für den Alsabund. Besondere Freude erregte ein schlichter Hollunderkranz, den Herr Pfarrer Rübel von Sesenheim überbrachte. Ein Kranz im Namen des Ausschusses war der letzte.

Dann schloss der Männergesangverein unter der Leitung des Herrn Musikdirektors Frodl mit der dritten Strophe des Goetheschen Wanderliedes diesen Teil der Feier, wie er mit der ersten die Enthüllung begleitet und mit den Anfangsstrophen des Mailiedes die Weiherede eingeleitet hatte. Die Studenten die im Wichs mit ihren Fahnen das Denkmal farbenprächtig umgaben, führten den Zug der Teilnehmer in den Lichthof der Universität.

An der Enthüllungsfeier hatten ausser den genannten als Gäste noch teilgenommen von Goetheforschern: Freiherr von Bernus aus Stift Neuburg bei Heidelberg, Prof. Harnack von der Technischen Hochschule in Darmstadt, Prof. Heuer aus Frankfurt, Geh. Sanitätsrat Kestner aus Mülhausen, Prof. Panzer aus Freiburg, Oberstudienrat Straub aus Stuttgart, sowie Frau Elisabeth Mentzel aus Frankfurt. Eine über 80 Jahre alte Dame, Frl. Ottilie Meyer, die dem Goetheschen Hause noch selbst nahe gestanden hatte, war ebenfalls zugegen.

In dem einfach und würdig ausgeschmückten Lichthofe der Universität hielt zuerst der Verfasser dieses Berichts eine Ansprache, die er weiter unten vollständig mitteilt, weil sie bisher nur auszugsweise veröffentlicht worden ist. Dann folgte die eigentliche Festrede von Prof. Erich Schmidt aus Berlin, welche ebenfalls bald vollständig abgedruckt in der «Deutschen Rundschau» vorliegen wird.

Um 3 Uhr nachmittags fand das Festessen im Bäckehiesel statt, woran etwa 80 Personen sich beteiligten. Trinksprüche galten dem Kaiser und dem Grossherzog von Sachsen, an welche beide auch Telegramme abgesandt und von ihnen huldvollst erwiedert wurden; ferner dem Statthalter von Elsass-Lothringen, der Universität Strassburg, der grossen Goethegemeinde im In- und Auslande, der Stadt Strassburg, dem Künstler, den Damen, wobei Prof. Harnack das hier unten nochmals abgedruckte Gedicht von Alberta v. Puttkamer einflocht. Viel Beifall fand ein Trinkspruch auf die Abgesandten aus Sesenheim, worauf Herr Bürgermeister Atzel humorvoll antwortete.

Um 7 begann im Stadttheater die Aufführung des Götz mit dem Kgl. Preussischen Hofschauspieler Matkowsky als Gast. Das Haus war ausverkauft, sodass eine Wiederholung gleich auf den folgenden Tag festgesetzt wurde. Neue Prospekte, wie besonders der für die Schlussszene von Daubner gemalte, waren auf Grund einer Spende des Ausschusses von 3000 M. an das Stadttheater hergestellt worden.

Eine studentische Nachfeier folgte Montag den 2. Mai. Ein stattlicher Fackelzug galt dem Denkmal, auf dessen Stufen der Vorsitzende des Studentenausschusses, Herr stud. theol. Rost den berühmtesten Kommilitonen feierte.

Die Teilnehmer fanden sich dann zum grossen Teil wieder bei der kommersartigen Feier im Unionsaal, zu der die Strassburger Germanisten eingeladen hatten. Ihren Glanzpunkt bildete die Aufführung des Festspiels «Conceptio divina» von dem elsässischen Dichter stud. phil. Hans Karl Abel. Die Darstellung hatten Mitglieder des Stadttheaters, die Herren Peschel, Schmidt, Born, Klante, sowie die Damen Felsegg, Heuberger, Eberspächer mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit übernommen. Das Stück, im Trübnerschen Verlage in Druck erschienen, zeigt Goethe in seinem Verkehr mit den Elsässer Bauern und im Erfassen der Gedanken zu seinem «Faust»: mit Begeisterung gedichtet, wirkte es auch begeisternd.

Es bleibt nun, nachdem das Denkmal aufgestellt und die Festtage vorübergerauscht sind, noch übrig, Rechenschaft abzulegen von der Verwendung der gesammelten Beiträge. Zu den 135 000 M. sind noch die Zinsen für mehrere Jahre hinzugekommen, sodass im ganzen über 150000 M. zur Verfügung standen.

Von der Gesamtsumme waren 110000 M. für das Denkmal selbst bestimmt und dem Künstler zugedacht, nach Abzug der Kosten für die Steinarbeiten und den Guss. Etwas über 12 000 M. hat die Preisausstellung der Entwürfe in Anspruch genommen; die Feier der Einweihung, abgesehen von den schon genannten

Ausgaben, etwa 2000. So bleibt immerhin noch ein Betrag von 15000 M., der für die Erhaltung des Denkmals, sowie für Zwecke, die dem Gedanken des Denkmals verwandt erscheinen, bestimmt ist und von der Stadt Strassburg verwaltet werden soll. Ueber seine Verwendung in späterer Zeit wird eine Kommission entscheiden, welcher ein vom Herrn Statthalter ernanntes Mitglied, der Bürgermeister der Stadt, ein Mitglied des Gemeinderats, der Rektor und ein vom Senat erwähltes Mitglied der Universität angehören sollen.

Schon jetzt sind 300 M. bewilligt worden zur Herstellung eines Reliefmedaillons für Karoline Herder in Reichenweier, s. o. S. 93, Anm. 1.

Die «Strassburger Goethevorträge», welche von Professoren der Universität Strassburg im Winter 1898 auf 1899 gehalten worden und in zwei Abdrücken bei Karl J. Trübner 1899 erschienen sind, konnten jetzt, nachdem ihr Verkauf zu der Sammlung für das Denkmal beigetragen hatte, bis auf einen Rest von 100 Exemplaren als Geschenk weggegeben werden. Herr Ministerialrat Albrecht hat es gütigst übernommen, die Exemplare den höheren Schulen in Elsass-Lothringen und vielleicht sonst im Reiche zukommen zu lassen.

ANHANG.

1. Weiherede

gehalten bei der Enthüllung des Goethedenkmals am 1. Mai 1904

von

Herrn Unterstaatssekretär v. Schraut

Wirklicher Geheimerat.

Als aus Anlass des 150. Geburtstages Goethes der Plan der Errichtung eines Denkmales des jungen Goethe in Strassburg entstand, fand der Gedanke lebhaften und herzlichen Beifall bei jung und alt, in Stadt und Land, allen Ständen, in Deutschland und im Ausland. Hat doch Strassburg das Recht und die Pflicht, den jungen Feuergeist zu feiern.

In Strassburg suchte und fand er die erste Entscheidung für das Schicksal seines Lebens. Kaum von schwerer Krankheit genesen, in zaghafter und schwankender Stimmung, gedrückt von Unsicherheit und Zweifeln kam Goethe hierher; mit reichem Kraftgefühl, mit dem Mut, sich in die Flut der Schicksale zu mischen, und mit der Fähigkeit, im Ganzen, Guten und Schönen resolut zu leben, betrat er von hier die Siegesbahn des Titanen. Dauernd beeinflusst das hier Erkannte und Erlebte seine

schöpferischen Gestaltungen, und vom hellsten Sonnenglanz durchstrahlt wie ein grosses Freuen geht es durch die Erzählungen des Dichters über seinen Aufenthalt in Strassburg und im Elsass. Unverwelklich frisch, eine Quelle der Begeisterung blieb ihm die Erinnerung an diese Jugendzeit.

Dem jungen Goethe gilt dieses Denkmal, weil bei ihm schon in frühen Tagen jene Eigenschaften erkennbar sind, die ihn später zu den höchsten Zielen führten. In seiner Jugend schon entstand der Plan zu seinem grössten Lebenswerk, der Weltdichtung des Faust, und auf die vorausahnende, weitblickende Genialität des Jünglings stimmen die Worte im zweiten Teil des Faust:

> Der Berge Gipfelriesen
> Dürfen früh des ew'gen Lichts geniessen,
> Das später sich zu uns hernieder wendet.

Wenn es mir nun heute am Tage der Vollendung vergönnt ist, dem Denkmal des jungen Goethe den Weihespruch zu geben, wie könnte ich zumal in einer Zeit leidenschaftlicher Uebertreibungen bessere Worte finden, als die tiefempfundenen des 27jährigen Dichters:

> Der Du von dem Himmel bist,
> Alles Leid und Schmerzen stillest,
> Den, der doppelt elend ist,
> Doppelt mit Erquickung füllest,
> Ach, ich bin des Treibens müde!
> Was soll all' der Schmerz und Lust?
> Süsser Friede,
> Komm, ach komm in meine Brust.

Diese Sehnsucht nach innerem Frieden begleitete während seines ganzen Lebens den Mann, der in Arbeit und Tätigkeit alle übertraf, dessen Losung der Satz war:

> Des echten Mannes wahre Feier ist die Tat,

und der die stolzen Worte sprach und betätigte:

> Nur der verdient sich Freiheit, wie das Leben,
> Der täglich sie erobern muss.

Er kannte die Grenzen der Menschheit; innerhalb dieser Grenzen durchforschte er alles, und nie verzagend erstritt er rastlos eine neue Welt lebendiger Gestalten und Vorgänge. Aber nie war ihm der Kampf Selbstzweck, er führte ihn nicht mit unedeln Mitteln, stellte nie ein Problem auf, ohne selbst die Lösung zu versuchen. Ihm war der Kampf nur eine Stufe zur eigenen Läuterung und Erkenntnis, der Weg zur Entscheidung, die ihm Befreiung aus Ungewissheit und Zweifel brachte.

Diesem nie erlahmenden Streben nach Vervollkommnung, diesem heissen Drang nach reiner Objektivität danken wir die beiden grössten Eigenschaften Goethes:

Seine durch strenge Selbstzucht gewonnene Ausgeglichenheit, die tiefe Harmonie im Denken und Handeln und seine Toleranz.

Alles Sprunghafte war ihm verhasst, öder Pessimismus blieb ihm fremd; frei und unbefangen liess er die Dinge auf sich wirken. In seinem gewaltigen Ringen und Streben, in allen Kämpfen und Stürmen, die ihn bedrängten, bewahrte er sich stets die Klarheit des Geistes, die vornehme Seelenruhe, weil er ein von innen heraus grosser Mensch war, dessen Welt- und Lebensauffassung sich durchgerungen hatte zu der ewigen Wahrheit:

Vergebens werden ungebundne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

Mit diesem lebendigen Einklang im Sinnen und Trachten war eng verbunden seine Toleranz.

Er hatte das Verständnis für anderer Sinn, und respektierte ihn. Er kannte den Hauptquell der Intoleranz, als er sagte, er sehe alle Fehler bei sich als möglich an, nur einen nicht, den Neid. Er kannte die Sorge für das Geschick anderer, das tiefe Gefühl der Nächstenliebe, als er im Jünglingsalter für einen Unglücklichen, der durch den Misserfolg überspannten Ehrgeizes zum Menschenhass gekommen war, das innige Gebet sprach:

Ist auf deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohr vernehmlich,
So erquicke sein Herz.

Er kannte den von allen Persönlichkeiten losgelösten, des blinden Sehers Drang nach Wahrheit, als er im Greisenalter den Faust mit dem Gesang der Engel abschloss:

Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.

So soll dieses Denkmal eine Huldigung sein für das Grosse, das wir dem Unsterblichen verdanken, zugleich ein Mahnruf zum Streben nach harmonischer Ausbildung der Persönlichkeit und ein Bekenntnis der Toleranz. Vor allem soll es ein leuchtendes Wahrzeichen sein für die Jugend. Wenn sich die Geister der Verneinung, Entnervung und Zwietracht vordrängen, dann möge der Name «Goethe» allen zurufen: Stellt euch auf festen

Boden! nicht das äussere, sondern das innere Leben, nicht draussen die Welt, sondern die eigene Kraft macht den ganzen Mann, der seinem Vaterlande Ehre bringt.

Wir übergeben dieses Denkmal der Stadt Strassburg, deren treue Bürger wir sind, deren vielhundertjährige Geschichte beweist, dass sie stets eine offene Stätte für das Schöne und Gute war. In ihrem Schutz wissen wir es wohlbehütet. Wir übergeben das Denkmal mit ehrfurchtsvollstem Danke an den mächtigen Friedensfürsten, unsern erhabenen Kaiser, der mit starker Hand alle Werke des Friedens beschützt, mit innigem Danke an unsern Protektor, Seine königliche Hoheit den Grossherzog von Sachsen, sowie an den kaiserlichen Statthalter, ferner an alle, die dieses Unternehmen mit Rat und Tat förderten, insbesondere auch an den ausgezeichneten Künstler, der ein Meisterwerk schuf, und an seine Mitarbeiter.

Möge der Geist Goethes nie fremd werden in unserem heissgeliebten deutschen Vaterlande und dieser Stadt. Möge sich an ihm das Wort des sterbenden Faust erfüllen:

Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehn.

2. Ansprache

gehalten im Lichthofe der Universität am 1. Mai 1904

von

Ernst Martin.

Es möge mir vergönnt sein mit einigen Worten des Dankes zu beginnen. Seine Exzellenz Herr Unterstaatssekretär v. Schraut hat nicht nur die erste Anregung zur Errichtung des Goethedenkmals gegeben; er hat auch durch seine tatkräftige und umsichtige Leitung das Unternehmen wesentlich zum glücklichen Ziele geführt.

Sodann danke ich unserer Universität: sie hat von Anfang an für das Denkmal getan, was in ihren Kräften stand, und heute öffnet sie ihre schönen Räume für den Festakt zu Ehren Goethes.

Unser Denkmalsunternehmen hat wesentlich beigetragen zu der Begeisterung, mit welcher in Deutschland und weithin im Ausland der 150. Geburtstag des grossen Dichters gefeiert worden ist. Wer damals den glänzenden und zugleich wahrhaft volkstümlichen Festlichkeiten in Goethes Vaterstadt Frankfurt hat beiwohnen können, wird diese Erinnerung für sein ganzes Leben bewahren und hochhalten.

Wir empfanden damals wohl alle, wieviel Ursache unsere Zeit hat, auf Goethe dankbar und empfänglich hin zu blicken: trägt sie doch so manches in sich, was sie von ihm entfernen könnte. Der Schatz von Lebensfreude und Lebensweisheit, der in Goethes Schriften zutage getreten ist, soll nicht wieder versinken. Unsere Dichter werden von Goethe wieder lernen, dass alle wahre Kunst des Menschen Herz erfreuen und stärken will.

Möge vor allem das Elsass immer tiefer empfinden, wie schön sich in Goethes Erinnerung der Eindruck wiedergespiegelt hat, den der Strassburger Student hier von Land und Leuten empfing! Mögen die Elsässer in diesem Spiegel einen Teil ihrer eigenen Vergangenheit und damit zugleich die Grundzüge ihres innersten Wesens schauen!

Dass Goethes Name auch hier im Lande nur allmählich zur Anerkennung durchgedrungen ist, begreift sich leicht. Gleich anfangs mag der feurige, selbstbewusste Jüngling manchen Anstoss gegeben haben. So wissen wir von dem würdigen Pfeffel, dass er durch das, was er von Strassburger Bekannten über Goethe gehört hatte, gegen diesen eingenommen worden war. Aber Pfeffels Bestreben, die Formen der französischen Poesie nur mit deutschem Stoffe zu erfüllen, war überhaupt dem stürmischen Drange ganz entgegengesetzt, mit welchem Goethe, durch Herder angeregt, das Alte, Volkstümliche in Wort und Denkart neu zu beleben und für die Kunst zu gewinnen suchte.

An Pfeffels Lehranstalt war Lerse tätig, den Goethe in Götz verewigt hat: aber auch er scheint Goethes Dichterflug erst später erkannt zu haben. Dass im Kreise der Jugendgeliebten Goethes das schmerzliche Gefühl der Verlassenen lange überwog, verstehen wir wohl. Auch dass Goethes Braut Lili sich ins Elsass verheiratete, kam seinem Dichterruhm kaum zugute. Erst später hat die Familie von Türkheim ebenso wie die der hier angesiedelten Kinder und Enkel Lottes, die Familie Kestner mit schöner Pietät die Erinnerung an Goethe gepflegt.

Der erste Elsässer, der Goethe völlig würdigte und begeistert pries, war der Dichter des «Pfingstmontags». G. D. Arnold gehörte nach der Revolutionszeit der Strassburger Juristenfakultät als Professor, später als Dekan an; er stand mit Jakob Grimm und Savigny in Verbindung und beriet den trefflichen Präfekten Lezay-Marnesia. Schiller, der ihn 1803 an Goethe empfahl, sagte von ihm: «er hängt an dem deutschen Wesen mit Ernst und Liebe.» Arnold hat 1807 am Schlusse einer Uebersicht der elsässischen Dichter auf Goethe hingewiesen als den Gipfel der deutschen Literatur. Anderseits hat Goethe das Meisterwerk der elsässischen Dialektpoesie, das wir Arnold verdanken, mit feinstem Verständnis begrüsst und dadurch manche Gegnerschaft gegen den «Pfingstmontag» entwaffnet.

Wie hoch man dann Goethe in Strassburg zu schätzen wusste, bezeugt uns der Archäologe C. M. Engelhardt, dessen Frau das «Riesenfräulein von Niedeck» gedichtet hat. Engelhardt fand im Nachlasse Saltzmanns Briefe von Goethe aus Sesenheim. Goethe verbat sich ihre Veröffentlichung. Er wollte den sanften Abendschein, der in «Wahrheit und Dichtung» das Sesenheimer Idyll umstrahlt, nicht durch die grelle Leidenschaftlichkeit seiner Jugendbriefe durchbrechen lassen.

Später ist besonders ein elsässischer Dichter und Forscher diesen und anderen Spuren von Goethes-Aufenthalt hier sorgsam nachgegangen: August Stöber, der von Friederikens Schwester die Reliquien Goethes erhielt, der namentlich auch die erschütternde Tragödie seines Jugendfreundes und Nebenbuhlers Lenz zuerst bekannt machte. Schon aber regte sich die unter den damaligen politischen Verhältnissen begreifliche Abneigung gegen den deutschen Dichter, und Stöber hat nur unter persönlichen Opfern und in kleinen Kreisen seinen Ansichten und so auch der Hochhaltung Goethes Anerkennung verschaffen können. Auch Ludwig Spach, der in französischer Sprache und mit französischer Feinheit Goethe verherrlichte, erzielte keine grössere Wirkung.

Das ward nun anders, als die Kaiser-Wilhelms-Universität ins Leben treten konnte. Ihr erster Professor für deutsche Sprache und Literatur, Wilhelm Scherer, hat auch die Geschichte der neueren deutschen Dichtung im philologischen Sinne begründet: er forderte, und erfüllte selbst diese Forderung, dass auch die neuere Literatur mit allseitiger, durchaus quellenmässiger Forschung durchdrungen werden sollte.

Neben Scherer war schon auf diesem Gebiete Erich Schmidt hier tätig. Ihm als dem auch um unser Denkmal hochverdienten Erforscher und Darsteller der neueren deutschen Literatur räume ich gern den Platz, wenn es gilt, vor Ihnen das literarhistorische Bild des jungen Goethe aufzustellen.

3. Goethe.

Zur Enthüllungsfeier seines Denkmals in Strassburg

von

Alberta von Puttkamer.

Aufrecht, die Stirn von Braungelock umflogen,
Von goldgeflecktem Pantherpaar gezogen,
Fährt Einer auf dem Siegeswagen her — —
Er zähmt das Wildgespann mit güldnen Zügeln,
Der Zug geht lachend zu Parnassos Hügeln,
Und seiner Spur folgt ein berauschtes Heer.

Und Mädchen, welche Rosenketten gürten,
Streu'n unter seine Räder helle Myrten,
Um die sich reich gezweigter Lorbeer schmiegt . . .
Und plötzlich wusst' ichs: Der da lachend steht,
Aufrecht, in seiner Jugend Majestät,
Das ist die frohe Kraft, die mühlos siegt! —

So sah ich einst in einem lauten Saale
Ein Bild, — darüberhin im Morgenstrahle
Ein Schimmer, wie von rotem Leben lief . . .
Wie schöngebietend diese Hochgestalt
Die Welt bezwang in köstlicher Gewalt,
Ergriff den Geist mir unvergesslich tief . . .

Gott oder Jüngling!? er nahm lächelnd Siege.
Ein Einzger noch trägt so erlauchte Züge,
An ihn gemahnt der frohe Griechenheld,
Aufrecht, — die Stirn von Braungelock umflogen,
Von andern Panthern, wilderen gezogen,
Fuhr er im Sieggespann in alle Welt. —

Dies Raubgezücht hiess: Neid und wildes Hassen —
Die tät Herr Wolfgang reckenhaft erfassen,
Ohnmächtig murrten sie in seiner Hand —
Er schirrt' sie frohgemut an seinen Wagen,
Da mussten ihn die ganz Bezwungnen tragen,
Wohin sie sein entflammter Wille bannt.

Und wo sein grosser Zug mit feinen Spuren
Die Erde rührt, wuchs sie zu Blumenfluren,
Die Schönheit schmiegt' sich frei in seinen Arm.
Sie führte um ihn her berauschte Tänze,
Sie brach ihm von den Lorbeerhecken Kränze,
Und brannte so von Lebensfeuern warm . . .

So jung, von schönen Mächten hingerissen,
Die rege Lust noch nicht gedämpft vom Wissen,
In königlichem Ungestüm der Kraft,
So ist er wandernd durch dies Land geschritten —
Hier hat er hell gelacht — und süss gelitten
In seiner wundervollen Leidenschaft. —

Wohl, er gehört der Welt: Der reife Goethe!
Doch seiner Jugend feinste Morgenröte
Fiel auf dies Land, auf dem sie heimlich ruht . . .
Fühlt sie! und werdet ihr erlauchte Erben!
Sie ist ein Heiliges — sie kann nicht sterben,
Denn grosser Tag steht auf aus ihrer Glut . . .

In diesem Lenz der Kräfte ist er euer!
Ein Gottgeküsster, der mit seinem Feuer
Die Siege rasch mit einem Lächeln kauft . . .
So soll er ragend, kündend bei euch stehen,
Indes das Licht von den Vogesenhöhen
Aus goldnem Bronnen seinen Scheitel tauft! . . .

4. Zur Enthüllung des Strassburger Jung-Goethe-Denkmals.

(1. Mai 1904)

von

Christian Schmitt.

Ihm, dem Herrlichen, dem Grossen, Reichen,
Dessen Name nimmer wird erbleichen,
Dessen Geist den Erdkreis kühn umspannte,
Der wie keiner je sich selbst erkannte,
Der im Wort der Kunst die Welt entsiegelt,
Hölle keck und Himmel aufgeriegelt,
Der emporstieg über seinem Volke
Wie der Sonnenstern aus trüber Wolke,
Der in Werken, die für ewig leben,
Sich und uns den höchsten Ruhm gegeben,
Ihm, der dem Jahrtausend hat gelichtet
Seinen Pfad — ihm ist dies Bild errichtet.

Glied in seines Wachstums strenger Kette,
Keimgrund seiner Kraft ist diese Stätte.
Hier im Glück der ersten tiefen Liebe
Blühten seiner Lieder Maientriebe;
Hier auf Meister Erwins alten Bahnen
Ward zur Klarheit ihm sein zweifelnd Ahnen.
Taten, zur Unsterblichkeit erkoren,
Hier in stiller Brust sind sie geboren. — —
Unser warst du, und im wirren Treiben
All des Wechsels unser sollst du bleiben!

Viel, das dauernd schien in deinen Tagen,
Ist gestürzt und längst zu Grab getragen;
And'res, einst dem klügsten Blick verborgen,
Steht gebaut, erhöht im jungen Morgen.
Sturm und Wetter dröhnten durch die Lande;
Heere schwanden wie der Tau im Sande;
Fürsten sanken in den Staub und Kronen;
Lüge sass und Weisheit auf den Thronen.
Mancher stolze Traum ward jäh zunichte,
Doch für uns lag Segen im Gerichte:
Schnöd' Verlorenes ist heim gefunden;
Lang' Getrenntes hat sich neu verbunden.
Fremd hier sahst du fremde Machtgebärde,
Doch dein Mal ersteht auf deutscher Erde.

Grüssen soll's bis in die fernsten Zeiten
Die Geschlechter, die vorüberschreiten,
Und voll heitern Ernstes ihnen künden:
Ueber euch müsst euer Ziel ihr gründen!
Jeder mag sein Eigenstes entfalten,

Reifend zur Vollendung sich gestalten!
Lauscht und folgt nur eurem Blut und Wesen,
Wenn ihr anders wollt zum Heil genesen!
Was euch trügend hemmt, ihr könnt es meiden;
Was zu wenden nicht, das gilt's zu leiden.
Recht und Wahrheit sollt ihr laut bezeugen,
Vor dem Unerforschlichen euch beugen!
Grenzen müsst ihr setzen eurem Willen,
Soll der Frieden eure Seele stillen!
Was die Stunde gibt, dürft ihr erfassen.
Dankbar seid im Nehmen, stark im Lassen!
Edlen Sinn kann Edles nur entflammen.
Haltet aus im Loben und Verdammen!
Ringt und strebt! Lasst nie den Mut erliegen!
Nur wer mannhaft kämpft, wird mannhaft siegen!

5. Vision.

In der Nacht des 1. Mai 1904

von

G. G.

Nun liegt der weite Platz im Dämmerschweigen,
Zerstoben die des Schauens frohe Menge,
Es zittert leis' in maiengrünen Zweigen
Der Nachklang weihevoller Festgesänge.

«Der Wand'rer» steht allein. — In ernstem Sinnen
Schaut er hinüber noch zu Erwins Dom,
Den licht umspielt des Mondstrahls Silberstrom —
Es regen funkelnd Säulen sich und Zinnen.

Und wie Jung-Goethe sinnt und blickt und schaut,
Geht es wie Leben durch das Steingefüge —
Die Glocke schlägt — und bei dem dumpfen Laut
Ist's, als ob dort ein Schatten nieder stiege:

Erwin von Steinbach ist vom Schlaf erwacht —
Es geht ein Lauschen durch die stille Nacht —
Sieh, wie sich plötzlich Goethes Aug' erhellt,
Da flüsternd sich der Meister ihm gesellt:

«Willkommen dir! — 's sind über hundert Jahr,
Da weckte mich ein Klang in meinen Tiefen,
Es war, als ob mir's tausend Stimmen riefen,
Dass ein Unsterblicher mir nahe war. —

Als du vom Turm, den meine Hand erbaute,
Zujubeltest dem jungen Sonnenstrahl,
Dein Aug' voll Lust des Elsass Gauen schaute,
Dein Blick sich weidete an Berg und Tal, —

Du priesest meinen Namen überschwänglich —
Es trugen mir's die Geisterstimmen zu —
Da ahnte ich's: Ein Denkmal unvergänglich
Du stellst es kraftvoll in die Welt auch du!

Im Frührot, Mittag und beim Sternenscheinen,
Stets lenktest du zum Dom den Blick zurück,
Fand'st in den lebensvoll gefügten Steinen
Ein immer wahres, immer rein'res Glück. —

Dann nahmst den Hammer du in starke Rechte
Und prägtest deines Lebens Wunderbau,
Dass auch auf ihn man schönheitstrunken schau,
Dass er als Leuchtturm rage in die Nächte.

Wie sich das Schwache froh zum Starken findet,
Wie aus «dem Dunkel es ins Helle strebt»,
Wie sich das Einzelne zum Ganzen bindet,
Im Kleinsten der lebend'ge Geist noch webt,

Wie Schönheit im Notwendigen enthalten,
Schönheit und Wahrheit aber wesensgleich . . .
Du hast's erlebt — drum konntest überreich
In immer neuen Bildern du's gestalten.

Du hast ein Denkmal dir gesetzt in Blättern,
In Büchern — meinem Werke zweckverwandt, —
Sie halten beide Wolken, Stürmen, Wettern,
Sie halten den Jahrtausenden noch stand:

Die Menschen lenken sie auf hohe Warte,
Aus Nebelschwere und aus Alltagsdunst;
Drum längst ich dein als meines Bruders harrte,
Als des Genossen «deutscher Art und Kunst».

Sei mir gegrüsst! — Du hast in Erz gegraben
Den Namen dein in jedes deutsche Herz,
Der junge deutsche Boden musste haben
Dein Bildnis drum vor Augen nun in Erz!

Die Jungen, die den Schritt vorüberlenken,
Sie folgen deinem Blick zum Münster nun —
Sie werden sich in deinen Geist versenken,
Des Grossen eingedenk das Rechte tun.

Sie werden Deines tapf'ren Streitens denken,
Und, wie einst du, im Wirken nimmer ruh'n:
«Noch ist es Tag, da rühre sich der Mann,
Die Nacht tritt ein, wo niemand wirken kann»!»

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Erwin zum Abschied leis' die Stirne neigt —
Jung-Goethe blickt ihm voll ins Auge — nickt — und schweigt.

6. In der Schwankweise Hans Sachsens.

Zum 1. Mai 1904

von

K. B.

Gen Strassburg, vor vielen Tagen und Jahren,
Kam flott aus dem Reich ein Bacchant gefahren.
Dem brannten die dunkeln Augen wie Feuer,
Und Jungen und Alten war er teuer.
Von der alten Kaiserstadt kam er am Main,
Ein Rechtsgelahrter wollt' er sein,
Wollte studieren mit eifrigen Sinnen,
Sich gar den Doktorhut gewinnen.
Dem summten im Ohr viel köstliche Verse,
Disputierte mit Herder, schlug Kontra mit Lerse,
Oft stand er und staunend bedacht' er aufs Neu'
Des Meisters Erwin Wundergebäu,
Sein Herz durchwärmte mit inniger Brunst
Die Grösse von deutscher Art und Kunst.
Erklomm dann des Münsters luftige Schnecken
Und sah wie'nen Garten das Elsass sich strecken;
Von des Altanes hohem Rand
Ward mancher Blick nach «Säsm» gesandt.
Wenn drauf der Abend wiegte die Erde,
Wie schlug sein Herz: Geschwind zu Pferde!
Durch düstre Nacht, durch Windsgebraus
Sprengt er zum Rickele frisch hinaus
Und brachte — «welches Glück, ihr Götter!» —
Ihr «kleine Blumen, kleine Blätter»
Viel liebe Lieder dem lieben Mädchen,
Dacht' auch an Götz und Faust und Gretchen,
Und hascht' manch Liedlein frisch und fein
Aus den Kehlen der ältesten Mütterlein —

Und Jahre kamen — Jahre gingen —
Ihn trug der Genius auf sichern Schwingen.
Bald hielten die Freisten, die Besten im Land
Auf Wolfgang Goethe den Blick gewandt,
Auch die, so sprechen fremde Zungen,
Hat er in seinen Bann gezwungen;
Die Spur von seinem Erdenwallen
Wird in Aeonen nicht zerfallen —

Und nun ist Deutschland neu erstanden,
Das Münster ragt wieder in deutschen Landen
Leibhaftig uns vor Augen steht
Heut Strassburgs grösster Student und Poet,
In Jugendfrische, voll Jugendmut.

Kommt von Ruprechtsau der Wandrer gut?
Ist er von Sesenheim hergestürmt?
Still blickt er zum Münster, das hoch sich türmt
Und hofft — wie kühn die Augen ihm blitzen —
Gleich hoch einmal emporzuspitzen
Auf breitestem Grunde, nimmer müde,
Des eignen Daseins Pyramide,
Weit ragend allem Land zu schauen,
Dran männiglich sich soll erbauen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Im Reich der Angeln und der Sachsen
Sind diese Knittel emporgewachsen,
Wo grüne Fluren der Cam durchwühlt,
Efeubesponnenes College umspült.
Aus Byrons alten College heraus
Kam just ein Deutscher, schlendert nach Haus,
Hat eben vor 80 Jungen und Alten
Ueber Faust und Helene Kolleg gehalten,
Durchwandelt das duftende Frühlingsgrün,
Nach Strassburg, nach Strassburg steht sein Sinn:
Und was ihm Kopf und Herz erfüllt,
Im Gehn hat flugs er's in Knittel gehüllt;
In die wunderschöne, vielteure Stadt
Dem lieben M. schickt er das Blatt.
Dass sein herzlicher Gruss Euch allen kein Greul,
Wünscht Strassburgs alter Schüler

Cambridge. Karl Breul.

XIa.

Wolfhart Spangenberg Anbind- oder Fangbrieffe.

Auszüge

von

E. M.

Von Wolfhart Spangenberg aus Mansfeld, der unter dem ins Griechische gewendeten Namen Lycosthenes Psellionoros Andropediacus in Strassburg die Absicht Fischarts zwischen Gelehrsamkeit und Volksart zu vermitteln in zahlreichen Schriften fortgesetzt hat, sind mehrere derselben in letzter Zeit wieder abgedruckt worden; und seine milde Laune, seine Sprachfertigkeit verdienen gewiss diese Erneuerung.

Hier folgen Proben aus «Anbind- oder Fang Brieffe, Das ist Glückwünschunge auf etlicher so wol Weibs als Manspersonen, Ehrennamen und Geburts Tage: nicht allein Kurtzweilig: sondern auch Nutzlich vnd Lehrhaft zulesen. In vnderschiedlichen Jahren, gutherzigen freunden vnd bekanten, zu sonderen Ehren vnd wolgefallen gedichtet. Durch Lycosthenem Psellionoros Andropediacum: Itzt aber von einem guten Freund zusammen colligiert: vnd allen Liebhabern der Teutschen Poeterey zu dienst in Truck verfertiget. Gedruckt im Jahr 1611.» So der Titel der ersten Ausgabe nach dem Wolfenbütteler Exemplar s. Gödecke Grundriss 2, 556. Für die folgende Probe ist das Göttinger Exemplar der Ausgabe von 1623 benutzt; eine dritte folgte 1636.

Der wiederholte Abdruck beweist die Beliebtheit des Buches. Ob es heute in seiner Vollständigkeit Liebhaber finden würde? Die hier folgende Einleitung des Ganzen möge einen Vorgeschmack geben.

Von eines Menschen ey | genem Ehren Namen, was der | selbige seye, vnd wie Er allzeit

etwas bedeuten solle.

Es Hat ein jeder Mensch / allein
Für sich / ein Eigenen Namen fein.
  Mit welchem man jhn pflegt zu nennen /
  Dass man jhn mögt für ander kennen.
Vnd solcher Ehren Nam soll auch
Mit sich bringen nach rechtem Brauch /
  Eine gewisse Deutung frey /
  Dass man darauss abnehme frey /
Warumb Er ihme sey gegeben /
10 Vnd was man / hie in diesem Leben /
  Zu solchem Menschen sich vorab
  Zuversehn vnd zu hoffen hab.
Dann es soll dieser Ehren Titel
Zugleich auch sein ein solches mittel /
  Durch welchs man solle wissen schon /
  Was die benennete Person
Vor einen Vrsprung habe zwar /
Und auch zugleich werd offenbahr /
  Ob sie nach solcher Eygenschafft /
20 Werd Böss sein oder Tugenthafft.
Solcher gestalt, der Erste Nam
Dess Menschen war genent Adam:
  Weil jhn GOTt machte von der Erden /
  Welchs er auch widerumb must werden.
Vnd Adam nant hernach sein Weib /
(Die kommen war auss seinem Leib)
  Heva / vom Wörtlein Leben fein;
  Weil sie ein Mutter würde seyn
Aller Lebendigen so recht /
30 Im gantzen Menschlichen Geschlecht.
  Also gab GOTt dem Abraham
  Auch einen solchen Ehren Nam:
Weil er ein Vatter solte seyn
Sehr Vieler Völcker Fruchtbar fein.

Isaac den Nahm darvon bracht /
Weil seine Mutter hat gelacht.
Vnd Jacob ward also genandt /
Weil er / in der Gburt / mit der Hand /
Seins Bruders Fersen hielt gar hart /
40 Vnd war recht Vndertretters art.
Mose hett auch den Namen sein
Daher / weil er ein Kindlein klein
Auss dem Wasser gezogen ward /
Von Pharaonis Tochter zart.
David den Namen hett bequem /
Weil er lieb war vnd angenem
Bey Gott: war freundlich auch darneben /
Vnd Anmütig in seinem Leben.
Ja / Salomo sein Sohn zugleich,
50 Führt auch den Namen Friedenreich:
Weil GOTt jhm vnd seim Volck wolt geben
Fried vnd Rug in seim gantzen Leben.
Vnd wann ich wolt dergleichen Namen
Allhier einziehen allesamen /
Auss heylger Schrifft / recht ohne gefehrden /
So würd ein grosses Buch drauss werden.
Nun ist der Brauch gewesen fein /
Nicht bey den Hebreern allein;
Sondern bey andern Völckern auch /
60 Die observirten solchen Brauch.
Wie dann bald nach der Sündflut, schon
Die löblich Teutsche Nation /
Solch Ehrntitel vnd Kennzeichen
Gar hoch gehalten / auch dessgleichen
Die Deutungen betrachtet eben /
Wann sie eim han ein Namen geben.
Dann so man diss recht nimbt in acht /
Vnd der Histori nach betracht /
Wie vnsere lieb Alt Vorfahren /
70 Die alten Teutschen vor viel Jahren /
Im Brauch gehabt / dass sie allsamen /
Gebraucht allein nur Teutsche Namen;
Die sie jhrn Kindern han gegeben;
Vnd darinnen betrachtet eben /
Dass solcher Nam auch möchte fein /
Einer gewissen Deutung seyn:
Dadurch recht möcht verstanden werden;
Was sie wünschen auff dieser Erden /
Das auss dem Kindlein werden solt /
80 So es Gott leben lassen wollt /
Daher ein Sprichwort ist entstanden
Bey Teutschen welchs noch ist vorhanden
Ein guter Nahme sicherlich:
Bringt auch ein gute That mit sich /

Welchen sie solchen Namen gaben.
Darumb sie auch nicht leichtlich haben
Gebrauchet andrer Völcker Namen.
Sondern sie wahren Teutsch allsamen.
Biss endlich die Teutsch Nation
90 Annahm Christlich Religion /
Da wurden auch letzlich hernach /
Auff Griechisch vnd Hebraisch Sprach /
Die Namen bräuchlich in Teutschland.
Wiewol mit grossen Vnverstand.
Dann es wusten offt wenig Leut /
Was der vnd dieser Nam bedeut /
Weil er war einer frembden Sprach.
Darumb der gmeine Man hernach /
Die Namen auch auss vnverstand
100 Verkürtzt: das sie gantz vnbekand
Worden / dem Pöfel in gemein
Wie noch heut solche Namen seyn.
Die man missbraucht schändlich zumahl:
Als Brich / Lips / Cuntz / Claus vnd Gall /
Jäckle / Lutz / Marx / Matts / Brosius /
Heintz / Stoffel / Lentz vnd Facius /
Thönges / Fritz / Dix / Zechel vnd Lutz /
Panthel / Cylgox / Gromman / vnd Vtz
Bertz / Frantz / Thosel / vnd Enderle /
110 Lexius / Leindle vnd Fährtle.
Gleicher Gestalt auch Weiber Namen
Die man also Radbrecht allsamen
Trud / Sus / Nes / Plon Jenle vnd Dorle /
Rosel / Gred / Elss / Liene vnd Cordle /
Sinle / Ditle vnd Kätt darbey /
Phieme / Dynle vnd Küngle frey.
Das seind ja wunderbare Namen /
Verkürtzt verstimmelt allesamen:
Das besser wer in dieser Sach /
120 Mann bliebe fein bey Teutscher Sprach /
Darin verständlich vnd gantz rein /
So manche schöne Nahmen seyn:
Wiewol man sie jetz achtet schlecht:
Als Gottfried / Fridreich / vnd Albrecht /
Volraht / Ludwig / Wolffgang / Bernhart /
Adelfried / Niethart vnd Wolfahrt.
Danckwehrt / Degenhar vnd Diethreich.
Vnd weiber Nahmen auch zugleich
Gerdraut / Adelheit / Rosenmund /
130 Gwaltburg dessgleichen Friedegund:
Die an jhn sebsten (l. selbsten) seind bekand,
Vnd mit sich bringen den verstand.
Dann es ist doch Ja fein vnd eben
Wann einer rechenschafft kan geben

Seins Namens / vnd auch weiss darbey
Was seine rechte Deutung sey.
Darumb so achte ich es auch /
Für Löblichen und feinen Brauch /
So man sein Freund nun nicht allein
140 Anbindet / auff den Jahrstag sein /
Sondern jhm seinen Namen recht
Ausslegt nach seiner Deutung schlecht.
Dann solchs nutzlich vnd Lehrhafft ist /
Vnd auch Anmütig jeder frist:
Vnd thut offtmahls der Nam / daneben /
Eim gar ein gut Andeutung geben /
Ihm Glück zu wünschen auch darbey /
Offt nach dess Namens Deutung frey:
Dann ein / Ehrlicher Name zwar /
150 Ist ein gut Zeichen offt fürwar /
Dess Glücks dass eim GOTt in dem Leben /
Durch seine Gnad verheist zugeben.
Weil auch offt mancher Mensch nicht weiss /
Zu zeigen an / mit rechtem fleiss /
Auff welchen Tag er sey gebohren /
Vnd welche zeit jhm sey erkohren /
Dass er seiner Geburtes Tag
An demselben begehen mag:
Vnd also jhm kein Ziel zuletzt /
160 Seiner Geburtsstund ist gesetzt /
An welchem / sein Freund mit verlangen /
Ihn möchte / anbinden vnd fangen:
So kan er doch / ohn zweiffel diss /
Ihm machen an dem Tag gewiss /
Der seinen Tag anmeldet frey /
Vnd sein Jahrstag begehn darbey.
Den er auch halt in seiner Ehr
Als wenn es sein Geburtstag wer.
Vnd ist nunmehr durch alten Brauch /
170 Solches gantz vest bestättigt auch /
Das die Leut jetzund fast allsamen /
Mehr sehen auff den Ehren Namen /
Als auff den Gburtstag / der zur frist /
Gleichwol seins Lebens anfang ist /
Dann so man nur den Namen find
Eins Menschen / als bald man jhn bind:
Vnd solchs thut man mit gutem Recht /
Nicht nur nach Alter Gwonheit schlecht /
Vnd kan es jhm auch niemand wehren /
180 Weils jhm geschicht zu sondern ehren:
Ja es soll jhm auch solcher massen /
Niemand beschwerlich diss seyn lassen.
Weil es geschicht in keinem Bösen /
Sondern soll sich Freygebig Lösen /

Wie bräuchlich ist mit gutem Wein /
Dasselb wird jhm dann Löblich seyn /
  Bey allen denen die ihn kennen /
  Vnd jhn bey seinem Namen nennen:
Dann was kan eim Löblicher seyn /
190 Als wann er recht sein Namen fein
  Also in Ehren halt' dermassen /
  Dass er sich nichts thut dawren lassen /
Was man demselbigen zu Ehren /
An seinem Jahrstag thut verzehren
  Dann so ers recht betrachtet schon /
  Hat er ein grossen Nutz darvon /
Weil jhm dargegen wird / ohn schertzen /
Gewünschet auss Christlichem Hertzen /
  Viel Glück / Heyl / Wolfahrt vnd Gsundheit /
200 Zu seiner gantzen Lebenszeit.
Dann solcher wunsch / sag ich ohn List,
Viel köstlicher zu halten ist /
  Als Silber / Gold vnd alles Gelt
  Auch vergenglichs Gut in der Welt.
So es auss rechtem Hertzen geht /
Welchs in eim wahren Glauben steht;
  Den Gott allein auch thut ansehen:
  Vnd lasst dann solchen wunsch geschehen.
Weil er auss rechter Lieb geschicht /
201 Im Glauben / der da / zweiffelt nicht:
  Sondern weiss das / in Christi Nahmen /
  Wir leucht erlangen allesamen
  Was vns ist Nutz vnd Selig / Amen.

XII.

Unsere elsässischen Volkslieder.

Von

Wilhelm Teichmann.

Wer es in unsern Tagen unternimmt, die Aufmerksam-keit weiterer Kreise auf das Volkslied zu lenken, hat ein [illegible]hn-liches Gefühl wie der Kaufmann, welcher einen Artikel [illegible] vom vorigen Winter anbietet. Beide sind darauf gefasst, die [illegible]nt-wort zu bekommen: ganz gut, aber nicht modern. Volkslieder, Volkssagen, Volkssitten, Märchen, Reime, Spiele und dergl. besitzen nicht mehr das Interesse, dessen sie sich früher [illegible] zu erfreuen hatten. Nicht ohne Grund: es ist wohl eine Zeit [illegible] an mehr in diese Sachen hineingeheimnist, mehr aus ihnen [illegible] ausgelesen worden, als eigentlich darin zu finden war, [illegible] «zu wenig und zu viel verderben alle Spiel». So gilt [illegible] vom Volksliede wieder das Wort, welches sich der junge Goe[illegible] einst aus Paracelsus in seine Ephemerides notierte: Es [illegible] wol dem, der gnug darvon hat, und frewet niemands [illegible] dann den Singer selbs.

Indes, auch das «zu wenig» hat seine Zeit, und es [illegible] zu hoffen, dass sich dem Volksliede wieder grössere Teilnah[illegible] zuwendet. Hat sich doch unser Kaiser in seiner Anspra[illegible] an die Leiter der deutschen Männergesangvereine in Frankf[illegible] a. M. als warmen Freund des Volksliedes zu erkennen gege[illegible] und zur Pflege desselben aufgefordert. Wer schon vorher [illegible] Volk und sein Lied kennen und lieben gelernt hatte, ist [illegible] die Anregung von so hoher Stelle aus dankbar gewesen, [illegible] wird sie mit Freuden an seinem Teile befolgen und wei[illegible] geben.

Auch in unserm Elsass blüht das Volkslied. Das [illegible]

aus eigner Erfahrung jeder, der mit dem Volksleben in Berührung steht, oder gestanden hat. Der aber, dem diese unmittelbare Bekanntschaft abgeht, kann die Sammlungen nicht übersehen, durch welche das elsässische Volkslied sich einen Platz in der Literaturgeschichte erworben hat.

An die Spitze derselben stellen wir die kleine aber wertvolle Blumenlese, welche Goethe während seines Aufenthaltes im Elsass 1771 für Herder zusammenstellte.[1] Herder nahm drei dieser Lieder in seine Sammlung auf. — Im 19. Jahrhundert hat A. Stöber in seinem Elsässischen Volksbüchlein 1842 und in den Jahrgängen 1851—56 der Alsatia manches aufgespeichert. Wenig mehr als Stöber bietet J. B. Weckerlin, Chansons populaires de l'Alsace 1883. Die erste umfassende Sammlung verdanken wir Kurt Mündel, welcher 1884 als Frucht jahrelanger Wanderungen Elsässische Volkslieder veröffentlichte. Ausser dem Verdienst, frühzeitig angefangen und so manches, was sonst mit dem alten Geschlecht zu Grabe gegangen wäre, gerettet zu haben, hat das Büchlein noch den Vorzug, dass die Lieder nicht zurechtgemacht sind.[2] Für Gesangvereine sind sie unmittelbar nicht zu gebrauchen, da die Weisen fehlen. Diese findet man grössten Teils in Erks Liederhort, 1893—94 von Böhme in drei starken Bänden neu herausgegeben. Böhme durfte auch das Material benutzen, welches Mündel seit 1884 zusammengebracht hatte. Die Kinderlieder hat er aus der schönen handschriftlichen Sammlung von Schulrat Stehle entnommen. Auch die unverdrossenen Helfer, deren guten Willen man bei solchen Arbeiten kaum entbehren kann, die Seminaristen und Lehrer, haben ihm Beiträge geliefert. — Aus geistlichen Kreisen stammt der Elsässische Liederkranz 1901. 2. Aufl. 1902, welcher u. a. einige Dutzend Volkslieder mit Weisen enthält. Alles in allem bieten diese Sammlungen etwas über 300 Lieder, welche freilich den gesanglichen Besitz des Volkes entfernt nicht erschöpfen. Der Sammellustige findet also noch ein weites Feld.

Sehen wir uns dieses Feld etwas näher an. Wo liegt es? Wo ist das Volkslied zu Hause? — Doch wohl beim Volke. — Aber was heisst in diesem Falle «Volk»?

---

[1] Herausgegeben von Martin in Seufferts Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. Nr. 14, 1883, S. 29. ff. — In der Sophienausgabe von Goethes Werken Bd. 38, 1897. S. 235 ff.

[2] Die Lieder, welche im folgenden ohne nähere Quellenangabe nur mit ihrer Nr. angeführt werden, sind aus Mündel entnommen. Wir empfehlen das Büchlein jedem, der unser Volkslied kennen lernen will.

Zum «Volk» in seiner Gesamtheit gehören auch, um mit diesen anzufangen, die gebildeten und besitzenden Kreise. Stehen dieselben bei andern Sammlungen gewöhnlich an der Spitze, so müssen sie hier zunächst zurücktreten. Wohl pflegen auch sie das Volkslied, aber nur gelegentlich und in seiner verfeinerten Gestalt, die sich zu dem lebendigen Gesange des Volkes etwa so verhält, wie der Salontiroler zu Andreas Hofer oder Speckbacher.

Steigen wir also etwas weiter hinab zu den unteren städtischen Schichten. An Sangeslust fehlt es ihnen durchaus nicht. Was uns aber in der Stadt in die Ohren tönt, ist mehr der Gassenhauer. Von der Bühne, oft auch nur aus dem Tingeltangel unter die Leute geworfen, werden Worte und Weisen begierig aufgefangen, eine Zeitlang von jedermann gesungen und gepfiffen, — und dann wieder vergessen. Welcher ordentliche Gassenjunge pfeift jetzt noch: Mein Herz, das ist ein Bienenhaus —? Hinter diesem von der jeweiligen Mode getragenen Singsang tritt das eigentliche Volkslied in der Stadt sehr zurück. Höchstens in kleinen Wirtschaften, wo die Bürger der Nachbarschaft ihren Schoppen trinken, heisst es zuweilen, wenn die Gemütlichkeit einen gewissen Höhepunkt erreicht hat: Alle, Claus, singen-n-uns eins! — und der Claus singt, und alle singen den Rundreim kräftig mit:

> Drum sag ich's noch einmal:
> schön ist die Jügendzeit,
> schön ist die Jügend, sie kommt nicht mehr.

Ausserdem machen noch zwei Klassen von Stadtbewohnern eine Ausnahme: die Dienstmädchen und die Soldaten. Erstere führen, seit wir die Wasserleitung haben, keine Fraubasengespräche mehr am Brunnen. Sie können also für die Literatur weiter nichts tun, als dass sie bei manchen Arbeiten, welche mehr die Hände als den Kopf beschäftigen, ihr volles Herz im Lied ausströmen lassen. Wer auf einen ‚Hof hinaus wohnt, auf welchen sich eine Anzahl Küchenfenster öffnen, der mag oft den Gesang als unleidliche Störung empfinden; er hat aber im Laufe der Zeit Gelegenheit, eine Sammlung von Volksliedern anzulegen, ohne einen Schritt aus der Stube hinaus zu tun. Den gleichen Vorteil bietet die Nachbarschaft einer Kaserne. Wenn die Leute nach des Tages Last und Hitze am Singen sind, möchte man oft mit Dr. Freundlich im «Herr Maire» sprechen: das muss ich mir notieren. — Aber beide, die Soldaten und die Dienstmädchen, stammen meist nicht aus der Stadt, und kehren auch gewöhnlich wieder dahin zurück, wo das eigentliche Gebiet des Volksliedes ist, wohin auch wir jetzt den Blick richten wollen: auf das Land.

Das ist nun nicht so zu verstehen, als ob wir dort die einfachen, biederen Leute anträfen, welche, fern vom Geräusch der Welt, ein idyllisches Dasein führen und beständig ein passendes Lied auf den Lippen haben. Es gibt Landbewohner genug, welche das ganze Jahr hindurch keinen Ton singen. Aber im grossen und ganzen hat das Volkslied doch seine Heimat auf dem Lande, und seine feste Stellung im Leben der Leute. Wir können, ohne alles über einen Leisten schlagen zu wollen, gewisse Kreise unterscheiden, welche das Volkslied pflegen, und gewisse Gelegenheiten, bei denen sie es anwenden.

Von vornherein dürfen wir die Frauen so ziemlich ausscheiden. Unsre Frauen auf dem Lande altern schnell, und es lastet so mancherlei auf ihnen, was die Lust zum Singen vertreibt.[1] Die Domäne der Frauen ist das Kinderlied. In hartnäckigen Fällen, wo es heisst: helfe was mag, kommt es allerdings vor, dass dem schreienden Säugling auch andre Lieder vorgesungen werden, welche ursprünglich nicht gerade als Schlummerlieder gedacht waren.

Auch die Männer singen wenig. Für einen gesetzten ordentlichen Mann schickt es sich nicht recht, ohne besondern Anlass zu singen. Aber solche Anlässe finden sich. Es sind die Familienzusammenkünfte, wie Hochzeit, Kindtaufe, Beerdigung, welche, im Geist angefangen, oft im Fleisch vollendet werden; Messti oder Kirb; die zweiten Feiertage von Weihnachten, Ostern, Pfingsten; Steigerungen, Wahltage, et quaelibet altera causa. Man sitzt fröhlich beisammen, man fühlt sich wieder jung, und mit andern Jugenderinnerungen wachen auch die Lieder wieder auf. Einer sucht schliesslich den andern zu überbieten. Manchmal kommen bei solchen Gelegenheiten die schönsten, manchmal freilich auch die gewagtesten alten Lieder zum Vorschein. Die besten Sänger und Liederkenner sind oft gerade diejenigen Leute, welche sonst nicht einwandsfrei sind. Ist so ein alter etwas leichtsinniger Graukopf dafür bekannt, dass er voller Lieder steckt, so machen sich Alte und Junge zu Zeiten ein Vergnügen daraus, ihn freizuhalten, bis ihm der Alkohol die Zunge löst. Manches vergessene Lied feiert so wieder eine Auferstehung, und lebt, wenn es Anklang findet, bei der Jugend fort.

Die Jugend hat nach ländlicher Anschauung das grösste

---

[1] Beim Grasen im Walde hörten wir eine junge Frau zu ihrer Nachbarin sagen: «Komm, Käth, wir singen uns eins. Unsre Männer singen, wenn sie einen im Kopf haben, wir wollen singen, dass wir unser Elend vergessen.»

Recht zum Singen. Für die jungen Männer herrscht in dieser und anderer Beziehung vollste Freiheit an ihrem bürgerlichen Ehrentage, an der Musterung. Hier in der Stadt wird man wenig davon gewahr. Nur die Vorstadt hatte früher alljährlich eine Ahnung ländlicher Freuden, als noch die Burschen aus den Ortschaften des Kantons Schiltigheim zum Weissturmtor hereingefahren kamen, um von hier aus in geschlossenen Reihen im blauen Ueberhemd und «Sürmilchhosse», bändergeschmückt, Musik, Fahne und Tambourmajor an der Spitze, nach ihrem Kantonshauptort zu ziehen. Da hiess es:

> Conscrits sein's mir,
> zum Spiele müsse wir,
> un e jeder kann's dänke,
> wie's eine tüet kränke,
> wammer do verspiele tüet —
> o dü unschuldiges Blüet!

und dann wieder:

> Wenn es heysst, dar Feynd ricket a-an,
> und die Kanonen blitzenn,
> so erfreyt sich jederma-an,
> zü Pfard müess alles sitzenn!

Von der Weissturmstrasse aus wurde dann auch wieder die Heimfahrt angetreten. Die, welche sich freigespielt hatten, wussten sich kaum zu lassen vor Freude, und die andern, welche «7 Johr Koscht un Logis frey» bekommen hatten, suchten es ihnen womöglich noch zuvorzutun: nur ja nichts merken lassen! Auf dem Lande haben die Musterungen ihren Glanz noch nicht eingebüsst. Wir verdanken ihnen besonders die Erhaltung der alten Soldaten- und Wanderlieder.

Ist die Musterung nur einmal im Jahr, so finden das ganze Jahr hindurch die Zusammenkünfte der jungen Leute statt, im Winter in den Kunkelstuben, wie sie immer noch heissen, obwohl wenig mehr gesponnen wird, in der guten Jahreszeit auf dem «Owemärk». Hier erscheinen neben den jungen Männern auch die jungen Mädchen, in den oft geschilderten Kunkelstuben mit Rücksicht auf den beschränkten Raum in kleineren Kreisen, auf dem Owemärk annähernd vollzählig und in breitester Oeffentlichkeit.

Wenn am Sonntagabend zu Nacht gegessen, die unerlässliche Arbeit in Haus und Stall verrichtet ist, treten die jungen Leute unter die Haustüre, auf die Strasse. In kleinen Gruppen, wie sie sich gerade zusammenfinden, stehen sie herum, gehen auf und ab, um sich schliesslich alle an einer durch lange Gewohnheit üblich gewordenen Stelle im Dorf oder vor dem Dorf

zusammenzufinden. Da wird gespielt, getanzt, geschäkert, zuletzt bilden sich Reihen, die singend einherziehen, bis die Dunkelheit zum Heimgehn zwingt. Hier kann man so recht beobachten, wie der Takt des Liedes mit dem Schritt der Menge in Zusammenhang steht. Die Singenden schliessen zuweilen, wenn sie recht bei der Sache sind, die Augen, oder schauen traumverloren ins Weite. Manchmal macht der Gesang einen fast kultisch feierlichen Eindruck. Einzelne Burschen oder Mädchen nehmen unter der Schar eine führende Stellung ein, indem sie die Lieder, die Spiele, die Zeit zum Heimgehn u. s. w. bestimmen, etwa in der Art, wie es Freytag in den «Brüdern vom deutschen Hause» von seiner Friderun von Friemar darstellt. Die jüngeren Jahrgänge haben gar nichts zu sagen. Sie dürfen hintendranstehen, zuhören und mitsingen, bis auf einmal die Tonangeber und -angeberinnen verschwunden sind: sie heiraten, oder kommen sonst wie «von der Gass' eweg», und der Nachwuchs nimmt ihre Stelle ein. Die früheren Sänger und Sängerinnen aber legen zu den übrigen Reliquien ihrer frohen Jugend noch eine mehr: das Liederbuch.

Hierunter verstehen wir nicht eine gedruckte Sammlung, etwa von der Art, wie sie in guter Meinung zusammengestellt und unter den Soldaten verbreitet werden. Dieselben kranken ein wenig an einem gewissen offiziellen Wesen, das nun einmal dem Volke, besonders dem elsässischen, ebensowenig zusagt, wie die ebenfalls in guter Absicht von anderer Seite zurechtgemachten Lieder, welche die volkstümliche Weise beibehalten, aber alles angeblich anstössige aus den Worten entfernen wollen, sodass das Volk am Ende singen soll:

In einem kühlen Grunde,
da geht ein Mühlenrad.
Mein Onkel ist verschwunden,
der dort gewohnet hat.

Wo gedruckte Liederbücher überhand nehmen, da ist es mit dem lebendigen Volksgesang Matthäi am letzten. Eine Bedeutung für das Volkslied haben nur die im Volke selbst entstandenen geschriebenen Liederbücher, wie deren zur Zeit in jedem Dorf noch eine stattliche Zahl zu finden ist. Sie sind die vornehmste Quelle für den Sammler, der keine Gelegenheit hat, Lieder unmittelbar aus dem Munde der Singenden aufzunehmen.

Wollen wir die Liederbücher recht würdigen, so müssen wir uns vorstellen, welchem Bedürfnis dieselben ihre Entstehung verdanken. Sie sind, soviel wir sehen können, im allgemeinen nicht dazu bestimmt, Lieder zu verzeichnen, welche die Leute kennen, sondern solche, welche sie nicht kennen.

Damit ist natürlich nicht ausgeschlossen, dass ein und das andere Heft in der Absicht angelegt wird, alles aufzuschreiben, was der Betreffende kennt. Doch ist dies der seltenere Fall. Für den altüberlieferten Grundstock von Liedern genügt das Gedächtnis. Was neu dazukommt, muss aufgezeichnet werden.

Und solcher neue Stoff strömt dem Liederschatze des Volkes beständig zu.

Einmal wird im Volke selbst noch viel gedichtet. Fernerstehende machen sich keine Vorstellung davon, wieviele Lieder oft ein einziges Dorf hervorbringt. Da ist zunächst die Gelegenheitsdichtung. Wir hatten einst das Vergnügen, in der Nähe von Eisenach einer thüringer Kirmse beizuwohnen. Im Verlauf derselben trat unter der Linde vor versammelter Gemeinde auch ein Bursche auf mit einem langen Gedicht in Knittelversen, worin die Dorfereignisse des letzten Jahres in derbhumoristischer Weise besprochen wurden. Aehnlich dem werden in unsern Dörfern, besonders in der müssigen Winterszeit, Gedichte geschmiedet, nach dem Sprüchwort: wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Auch die Eifersucht zwischen Nachbardörfern entlädt sich oft auf diesem Wege. Das Ende ist zuweilen eine Klage vor dem Amtsgericht. Deswegen dringen nur wenige dieser Spott- und Trutzlieder an die Oeffentlichkeit. Sie führen meist nur ein kurzes Dasein, einzelnes erhält sich. — Weniger gefährlich sind die Lieder auf Unglücksfälle, Verbrechen und dergl., welche den Moritaten nachgebildet werden. So ist z. B. die Ermordung der Leonie Laubacher vor dem Kronenburgertor in Strassburg 1898 alsbald besungen worden. — Auch völlig harmlose rein lyrische Sachen fehlen nicht. Es ist kein Unglück, dass dieselben gewöhnlich den Weg in die Oeffentlichkeit nicht finden. Ein Beispiel sind die Poetischen Versuche von Peter Bach, Ackersmann aus dem Eicheltal, Strassburg 1866 gedruckt.

Zu diesen Liedern, welche im Volke selbst entstehen, kommen andere, welche von aussen hereingetragen werden. Die alten zünftigen Dorfmusikanten, deren Aussterben jetzt beklagt wird, waren nicht bloss Spielleute, sondern auch Sänger, und brachten zu den Dorffestlichkeiten immer neue Lieder mit. Berühmt war vor 1870 in den Gemeinden um Strassburg her der Schwätterle von Geispolsheim mit seinen Kollegen. Sollen sie doch sogar einmal bei später Heimkehr von einem Messti einen hungrigen Wolf in die Flucht geblasen haben! Neben ihnen traten auch Sängerinnen auf, Heiden- d. h. Zigeunerfrauen, die ihren Gesang auf der Guitarre begleiteten. Diesen einheimischen fahrenden Leuten wurde starke Konkurrenz ge-

macht durch fremde Sängergesellschaften, bei denen man auch die Liedertexte kaufen konnte, «gedruckt in diesem Jahre». Hierher stammen die seltenen Einzeldrucke und fliegenden Blätter, welche dem Sammler zuweilen in die Hände fallen. — In neuerer Zeit fliesst diese Quelle des Volksliedes nur noch schwach. Polizei und Gendarmerie sehen in den Vorträgen eine Bettelei, fragen nach dem Wandergewerbeschein, und machen den Fahrenden auch sonst das Leben sauer. Polizei und Gendarmerie haben eben wenig historisch-literarische Interessen. Früher aber sind durch diese Leute eine Menge Lieder in das Volk eingeführt worden, und wenn auch viel davon unter den Tisch gefallen sein mag, so ist doch manches Lied dem bleibenden Besitz einverleibt worden. Noch bei Mündel können wir eine Anzahl Lieder zusammenstellen, deren Wortformen darauf schliessen lassen, dass sie mit einer bairischen Sängergesellschaft ins Land gekommen sind.[1]

Oben haben wir schon davon gesprochen, dass alte Lieder gelegentlich wieder auftauchen, und von der Jugend aufs neue in Gebrauch genommen werden. Dazu kommen andre, welche im Lande selbst sozusagen zuwandern. Das Dorf ist ja keine geschlossene Gesellschaft. Die jungen Burschen werden Soldaten, die Mädchen gehen in Dienst, fremde Dienstboten kommen ins Dorf. Familienfeste, Musterungen, Jahrmärkte u. s. w. bringen die Leute aus vielen Ortschaften zusammen. Bei allen diesen Gelegenheiten hört man ebenfalls neue Lieder. Das Neue gefällt, und es ergiebt sich das Bedürfnis der Aufzeichnung. Ein ausgedientes Schulheft muss zuerst seine leeren Blätter dazu hergeben. Ist es voll, so scheut man auch die Kosten eines eigenen neuen Heftes nicht. So entstehen manchmal ganz ansehnliche Sammlungen. Wir haben Hefte von 150 und mehr Liedern. Weitaus die meisten sind von Mädchenhänden geschrieben. Leider wandern viele dieser Hefte nach einiger Zeit in den Ofen, sodass Schriften aus dem Anfang des 19. oder gar Ende des 18. Jahrhunderts schon eine Seltenheit sind.

Die Entstehung der Liederbücher erklärt es, dass wir in ihnen soviele Textveränderungen finden. Sie treten schon ein, wenn nach einer Vorlage geschrieben wird. Vielleicht leiht eine gute Freundin ihr Liederbuch zur Abschrift. In diesem Falle werden die Fehler der Vorlage gewissenhaft beibehalten,

---

[1] 98, 8 heisst es:

Ich bettel und schüttel und sprach: Lieber Engel,
Ich bin erst im zweiten Stock, zieh noch ein wenig.

Der Reim verlangt das bairische: a wang'l. — Vgl. auch 89. 96. 97. 103. 110. 190. 224 u. a. m.

durch falsche Lesung oder wegen grosser Eile wohl auch noch vermehrt; denn die Freundin hat sich ausbedungen, dass sie ihr Heft «unfehlbar» binnen der und der Zeit wieder bekommt. Wenn wir in einem Heft vom Dr. Eisenbart lesen:

> Zu Wimpfen anouschierte ich
> Ein Kind zur Welt ganz meisterlich,

so sieht man sofort, dass es sich um einen Lesefehler handelt: das deutsche cc ist für n angesehen worden. Es lag also eine deutsch geschriebene Vorlage vor. Fehlt eine solche, und das ist die Regel, so wird nach dem Gehör und Gedächtnis geschrieben, so gut oder so schlecht es geht. Aus der Menge von Beispielen wollen wir einige besonders bezeichnende herausheben.

In dem oben angeführten Falle ist das Wort «accouchieren» falsch wiedergegeben worden, weil es dem Schreiber nicht geläufig war. Mit einem Stücke seines eigenen Wortschatzes wäre ihm der Schreibfehler nicht begegnet.[1] Es sind die Fremdwörter, welchen zunächst das Schicksal droht, falsch verstanden und falsch wiedergegeben zu werden. So lautet die ursprüngliche Fassung von 167, 2:

> Lieber will ich mit Bellonen
> im Gezelt und Lager wohnen.

Was bedeutet aber dem Bauern die Kriegsgöttin Bellona? Er singt:

> Lieber will ich bei Kanonen
> auf dem Feld im Lager wohnen.

Ein andrer Göttername hat das gleiche Schicksal gehabt. 54, 2 lautet ursprünglich:

> Amor schlug in jener Stunde,
> als ich dich Engel gesehn,
> tief in mein Herz eine Wunde.
> Mädchen, ach um mich ist's geschehn.

daraus wurde:

> An d'r Uhr schlägt ja die Stunde,
> habe ich es dich Mädchen gesehn,
> tief fühlt mein Herz eine Wunde,
> ach Mädchen, um dich ist's geschehn.

---

[1] In demselben Hefte steht auch, ebenfalls verlesen:

> So dir geschenkt ein Knösplein was,
> so steck es in ein Wetterglas.

Sollte man in dem betreffenden Rebdorfe auch das Wasserglas als «Fremdwort» empfunden haben?

Das alte Soldatenlied 162 hörten wir in Enzheim richtig singen:

> Jetzund lad ich mein' Pischtolen,
> Der Teufel soll die Koschtbeutel holen,
> Und tu vor Freuden zwei, drei Schütz.

«Koschtbeutel» war noch im Anfang des 19. Jahrhunderts ein Spitzname der österreichischen Soldaten. Mündels Quelle, die das nicht mehr wusste, sang und schrieb: «Rossbeutel», vielleicht in Anlehnung an «Rossgöttel» und ähnliche Bildungen.

164 preist das Soldatenleben, und sagt vom Zelt des Soldaten:

> Sein Häuslein ist sehr klein,
> Von Leinwand ausgeschnitten.

Dafür steht, der alten ländlichen Bauweise entsprechend:

> Mit Leim wohl ausgeschmissen.

In dem Liede: «In Myrtils zerfallner Hütte» wird die Heimkehr eines totgeglaubten Sohnes zu seinen alten Eltern geschildert. Von dem Wiedererkennen heisst es ursprünglich V. 18 und 19:

> Engel feiern jetzt die Szene,
> die kein Dichter schildern kann . . .
> Walter! ruft Myrtil erschrocken.
> Walter! ruft das Weib, mein Sohn!
> Lass mich sehn das Mal der Pocken!
> Ja, du bist's, verlorner Sohn.

«Szene» ist ein Fremdwort, «Pocken» aber nicht minder. Elsässisch müsste es «Barble» heissen. So schreibt denn ein uns vorliegendes Liederheft:

> Engel feiern jetzt die Schöne . . .

und:

> Lass mich sehn das Mal am Backen . . .

wodurch, wenn man sich das Bild ausmalt, ungewollt in den rührenden Vers ein komischer Zug kommt.

In einem Liebeslied heisst es vom Herzen:

> Unterm Brustblatt tuts mich jucken,
> Schönster Schatz, komm, lass dich drucken.

93 setzt dafür:

> Auf meinem Schulterblatt tuts mich jucken,

was ebenfalls eine ganz andere Vorstellung hervorruft.

Tieferes Nachdenken erfordert schon die Zeile 141, 3:

> Es tragt am End gar ziemlich Leid,

die in der 5. Strophe noch einmal wiederkehrt:

Fahrt am End gar ziemlich schlecht,
kein Kreuzer Geld und das war recht.

Da das Lied vom Elend des Soldatenstandes handelt, können die Worte nur gelautet haben:

's Tractament war ziemlich klein (oder: schlecht).

Köstlich ist auch eine unbedeutende Veränderung in 178, 6, wo es von Napoleons Feldzug gegen Preussen ursprünglich hiess:

Wo ich soviel tausend Franken
meinen Sieg hab zu verdanken.

Der Sinn ist klar: Napoleon verdankt den Franken seinen Sieg. Dass die Franzosen in den Revolutionskriegen als Franken aufgetreten waren, wurde vergessen, aber nicht, welche Beute sie in Deutschland gemacht hatten. So fasste man «Franken» in Verbindung mit dem Zahlwort als Geldstück, und liess Napoleon sagen:

Wo ich soviel tausend Franken
meine*m* Sieg hab zu verdanken.

Der praktische Sinn des Volkes hat die unverständlich gewordene Stelle verständlich gemacht, und gar nicht weit neben das Ziel getroffen.

Aber die Veränderungen gehen noch weiter.

Wir haben von Napoleon gesprochen. Werfen wir einen Blick auf die Gruppe, zu der die Napoleonslieder gehören, auf die geschichtlichen Lieder. Wohl kennt unser Volk auch noch andre grosse Männer. Es singt 227 von Kolumbus, dem Entdecker von Amerika, und von Franz Drake, dem «Stifter der Kartoffel». Das älteste gekrönte Haupt, das wir erwähnt finden, ist der alte Fritz. Von ihm singt das Lied der Invaliden:

Hier stehen wir, auf unsern Krücken
gelehnt, an Vater Friedrichs Grab,
und Tränen fliessen in grossen Güssen
auf unsern grauen Bart herab.

Und zwar ist das Lied nicht, wie Böhme II, S. 146 meint, nach 1871 durch preussische Soldaten ins Elsass gekommen. Wir finden es schon in älteren Liederheften. — Auch Joseph II., welcher 1777 im Elsass war, ist nicht vergessen, wenngleich das Lied, welches seinen Tod besingt, sich seltener findet:

Hier liegt Josephus der Zweite,
der römischer Kaiser war,
Theresia auf der Seite,
die ihn zur Welt gebar.

In Fried und Freundschaftsschlummer
ruht Joseph ohne Kummer,
und zu Wien in einem Sarg
liegt Joseph, der Monarch.

Noch weniger verbreitet ist das Lied auf das Ende Ludwigs XVI., 170. Die Elsässer standen im allgemeinen auf seiten der Revolution, die ihnen grosse materielle Vorteile brachte. Die getreuen Untertanen aber, welche emigrierten, hingen weniger am König von Frankreich, als an ihren angestammten hanauischen, zweibrückischen u. s. w. Herrschaften, oder an den alten Verhältnissen.

Eine ganz andere Rolle spielt Napoleon I. Er hat sein Andenken tief in das Gedächtnis des Volkes, und nicht des elsässischen allein, eingegraben. Dem Volke imponieren eben gewaltige Persönlichkeiten aus einem Guss, mögen sie sich auch schliesslich mehr im Bösen als im Guten auszeichnen. Unter den Napoleonsliedern bei Mündel bemerken wir Nr. 172:

Auf einem schönen grünen Wasen
Lässt Bonapart seine Ordre blasen
Als ein Held und General.
Die Trompeter, die blasen den Lärmen,
lasset die feurigen Bomben schwärmen,
die blutige Mahlzeit fing schon an.

Unmittelbar vorher steht eine andre Lesart desselben Liedes, 171. Da heisst es:

Liess Napoleon Order blasen.

Der General der Republik ist zum Kaiser geworden. Aber dies ist nicht die einzige Veränderung. Wir finden das Lied auch in Des Knaben Wunderhorn. Hier ist der Held der kurmainzische General Albini 1799, und auch er ist nicht ursprünglich. Ein fliegendes Blatt nennt Prinz Karl, den Sieger von Würzburg 1796, als den Held, der blasen lässt. Andererseits sangen die Preussen später dasselbe Lied auf den alten Blücher. Dem entsprechend sind die übrigen Stellen verändert.

Dasselbe Verfahren zeigt sich bei einem zweiten Napoleonsliede, zu welchem Kotzebues «Wir sitzen so fröhlich beisammen» den Anfang hergegeben hat. Der Urtext ist in Deutschland sehr verbreitet, und behandelt Napoleons Rückzug aus Russland. Im Elsass ist er einmal dem Krimkrieg (Böhme VI, 165), dann wieder dem italienischen Feldzug (Mündel 180) angepasst worden. So heisst es nacheinander:

1813: Und da kamen die stolzen Franzosen daher,
und wir Deutsche wir fürchten uns nicht so sehr.

1854: Und da kommen die stolzen Russen,
doch wir Franzosen fürchten uns nicht.
1859: Es kamen die stolzen Oestreicher daher,
wir Franzosen wir fürchten uns nicht.
1813: Napoleon, du Schustergeselle,
du sitzest so fest auf deinem Thron.
1854: Und der Kaiser von Russland, der Schustergesell,
der sitzt so frech auf dem Thron.
1859: Der Kaiser der Grosse, aus Schwabenland,
der sitzt so fest auf seinem Thron.

Ebenso ist das vielgesungene Lied auf den Feldzug von 1812 Mündel 173 und 174 in 175 auf den Krimkrieg angewendet.

Wie mit den Personennamen geht es mit den Ortsnamen. Ueberall singen die angehenden Vaterlandsverteidiger:

166. Warum ist denn die Falschheit
so gross in der Welt,
dass wir alle junge Bürschlein
müss'n marschieren ins Feld,

Aber die Fortsetzung lautet in jedem Kreise anders:

nach (Zabern) marschieren,
lassen uns gleich visitieren,
ob wir taugen ins Feld,
ob wir taugen ins Feld.

Darum ärgere sich niemand, wenn er die Gestellungspflichtigen singen hört:

120. Die Reise nach Deutschland,
und die fällt mir so schwer!

Das schwere liegt und lag darin, dass sie überhaupt fortmüssen. Gerade so haben die Conscrits gesungen:

129. Die Reise nach Frankreich,
die fällt mir so schwer!

Ihre Söhne haben nur das Wort eingeschoben, welches dem Wechsel der Zeiten entspricht. Dass dies Verfahren auch in andrer Hinsicht befolgt wird, zeigt ein Vergleich von 159 mit 142. Was dort von Napoleon I. gesagt wird:

Der Kaiser sucht lauter die schönsten heraus,
die Krummen und Lahmen bleiben alle zu Haus,

das wird hier dem deutschen Kaiser zugeschrieben:

Und unser Kaiser Wilhelm hat auch schon gesagt,
dass alle jungen Bürschelein müssen werden Soldat.
Die Hübschen und die Feinen, die sucht er sich heraus,
die Krummen und die Lahmen, die schickt er nach Haus.

Die Lieder sind eben so ganz das Eigentum der Leute geworden, dass sie mit ihnen nach Bedarf und Gutdünken schalten und walten. Sie dienen als Rahmen, in welchen jeweils der entsprechende Name eingeschoben wird.

Diese Beobachtung ist lehrreich. Sind doch manche Perlen unserer Literatur in früheren Zeiten ebenfalls im Mund und in den Händen des Volkes gewesen. Wir sind gewohnt, sie mit einer gewissen Verehrung anzusehen, und mancher wird etwas unangenehm berührt, wenn er die Männer der Wissenschaft damit beschäftigt findet, ihre Entstehungsverhältnisse mit kritischem Messer zu untersuchen. Nachdem wir dem Volk ein wenig auf die Finger gesehen, und bemerkt haben, wie es vor unsern Augen mit seinen Liedern umgeht, werden wir jene Kritik für berechtigt und geboten erkennen. Es wird uns sogar die Lust anwandeln, unsrerseits selbst etwas Kritik zu üben. Wir wissen bereits, dass unsere Lieder verschiedenen Liederheften entstammen, und dass sie von Ort zu Ort wandern. Wie steht es mit ihrer Wanderung durch die Zeit? Wo stammen sie her? wann treten sie auf? Wie hat sich der Besitz unsres Volkes an Liedern allmählich angesammelt?

Allerdings vermögen wir nicht jedem Lied, welches bei uns gesungen wird, sein Ursprungszeugnis auszustellen in der Weise, dass wir Verfasser und Entstehungsjahr angeben. Immerhin ist dies bei einigen möglich. Andre tragen unverkennbar den Stempel einer bestimmten Zeit; oder wir haben literarische Hilfsmittel aller Art, ihr erstes Vorkommen und ihre Verbreitung festzustellen: Sammlungen, fliegende Blätter, Handschriften, Erwähnungen in andern Schriftwerken. So können wir von den 256 Liedern bei Mündel 168 ohne grosse Anstrengung näher bestimmen. Eingehende Untersuchungen würden gewiss noch weiter führen.

Am wenigsten Schwierigkeiten machen nach dieser Seite die geschichtlichen Lieder, auch die, welche mit der Zeit Veränderungen erfahren haben. Wir kommen, wie wir oben sahen, nicht über das Todesjahr Friedrichs II. hinaus.

Ihnen steht am nächsten die Gruppe der Soldatenlieder. Den Uebergang bilden 128, 153 und 159, welche Napoleon nennen. 161 setzt die Zeit voraus, in welcher Erckmann-Chatrians Conscrit de 1813 spielt:

> Sieh, es kommen alle Morgen
> viele junge Rekruten an,
> und dabei ist es ja wohl zu bemerken,
> dass der Krieg auf's neu fängt an.
> Alle Handwerksleute schaffen
> an des Kaisers Kriegerwaffen,
> dieweil der Feldzug wohl ist bereit
> auf die schönste Sommerszeit.

So haben wir auch bei anderen Liedern darauf zu achten, welche Situation sie voraussetzen. 133 schiebt am Schluss die Schlacht bei Gravelotte ein; aber die Erwähnung der Spaniolen führt uns gleich um 60 Jahre zurück. Es ist aber noch älter, es steht zuerst in den Vermischten Gedichten von K. Chr. Kolbe 1792.

155 spricht vom Schweizerdienst, welcher mit Charles X. aufhörte. Dass «alle junge Bürschlein müssen marschieren ins Feld», deutet auf die allgemeine Wehrpflicht; 146 auf die entschwundene Zeit, wo man sich einen Mann kaufen konnte:

> Vater ich bin euer lieber Sohn,
> helfet mir mit Gut davon,
> mit Gut oder Geld,
> dass ich nicht darf ziehen in das Feld.

Den Berufssoldaten der alten Zeit hören wir 149:

> Was hat mich dazu bezwungen,
> was hat mich dazu gebracht?
> Weil ich Handgeld hab genommen,
> und die Freiheit so veracht.
> Schon in meinen jungen Jahren
> muss ich in den Soldatenstand,
> da bekam ich graue Haare
> mit zurück ins Vaterland.

Den alten Napoleonsdiener sehen wir 128 förmlich vor uns stehen:

> Grosse Stiefel muss ich haben
> und Sporen daran,
> schneeweisse Hosen,
> und sous-pieds daran.

Der guten alten Zeit entspricht wieder 141, worin auch die Gamaschen und das Tractament vorkommen:

> Wenn morgens früh der Tag anbricht,
> der Corporal in das Zimmer tritt:
> steht auf, ihr Leute, tut euch frisiren,
> denn jetzt kommt die Zeit zum Exerzieren.
> Tut euch nur hübsch und sauber an,
> denn vielleicht kommt auch der Herr Hauptmann.

Der verdrossene Ton, mit welchem dies Lied anfängt:

> Sag mir einer was er will,
> ein Soldat, der muss leiden viel,

findet sich wieder in einigen andern; wie 148; 149; 150:

> Soldatenleben, ein harter Schluss . . .

mit dem Kehrreim:

> Ach Himmel, was hab ich getan,
> die Liebe war schuldig daran.

Dieser Kehrreim verrät uns nebenbei, dass wir die Nachdichtung einer früher vielgesungenen Nonnenklage vor uns haben, welche Herder auch in seine Volkslieder aufgenommen hat:

> O Klosterleben, du Einsamkeit.

Ihren Höhepunkt oder Tiefstand, wie man will, erreicht diese Stimmung in 158:

> Afrika, Afrika,
> du grosses Jammertal,
> bei dir ist nichts zu finden,
> als lauter Angst und Qual.

Hier werden natürlich wieder die jeweiligen Garnisonorte eingeschoben. Böhme giebt die Fassung:

> Kassel, Kassel,
> du grosses Jammertal.

Es ist die missmutige Stimmung, wie sie eine lange Friedenszeit erzeugt. Man weiss nichts von den Tagen der schweren Not; von manchem, was der Soldatenstand mit sich bringt, ist nicht ohne weiteres einzusehen, dass es eine Vorbereitung auf den Ernst des Krieges ist. Das Mittel erscheint als Selbstzweck, der Nutzen zweifelhaft. Das wird mit einem Schlage anders, wenn sich der Soldat als Krieger fühlt. Darum gehen auch die Lieder, welche bewegten Zeiten entstammen, aus einem ganz andern Ton. Man vergleiche 155:

> Wir Herren Soldaten, jetzt haben wir Geld,
> jetzt müssen wir marschieren ins weite breite Feld,
> ins weite Feld wohl vor dem Feind,
> bis dass wir ja alle beisammen sammen sein.

«Feind» verlangt als Reim «seind». So heisst es auch in dem ältesten Druck von 1758, wo das Lied anfängt:

> Wir preussischen Husaren, wann kriegen wir Geld?

Unser Volkslied ist ein Husarenlied, das schon den siebenjährigen Krieg mitgemacht hat. Kein Wunder, dass es in so zersungener Gestalt auf uns gekommen ist. Ihm steht zeitlich am nächsten 164:

> Kein besser Leben ist auf dieser Welt zu denken,
> als wenn man trinkt und isst, und tut sich gar nicht kränken,
> wie ein Soldat im Feld, der stellt sich tapfer ein;
> hat er nicht allzeit Geld, hat er doch Pulver und Blei.

Der älteste Druck wird von Böhme um 1786 angesetzt. Noch älter ist wenigstens die Weise zu 147. Es ist Sebastian Bachs Bauern-Kantate von 1740 mit dem Text:

> **Es nehmen zehntausend Dukaten**
> **der Kammerherr alle Tag ein.**

Dieser Weise ist früh das liederliche Lied 147 untergelegt worden:

> **Was batten mich tausend Dukaten,**
> **wenn sie versoffen sein?**
> **Der König hat schöne Soldaten,**
> **wenn sie's montieret sein.**

Der König ist selbstverständlich der alte Fritz. Aus dem 18. Jahrhundert stammt wohl auch noch 167:

> **Sollt ich einem Bauren dienen**
> **und mein Brot im Schweiss verdienen?**
> **Brüder, nein, das mag ich nicht.**
> **Lieber will ich auf dem Felde**
> **mir verschaffen Brot und Gelde,**
> **wo man von den Waffen spricht.**
> **Bei den Bauern dien ich nicht.**

Der gelehrte Ton würde zu einem Singspiel von 1750 passen. Um so naturwüchsiger ist 162 mit seinem Hass gegen die österreichischen Kostbeutel. 133 haben wir schon genannt. Es führt uns in die Zeit der napoleonischen Kriege. Auch sie haben echte Begeisterung hervorgerufen. Man höre 159:

> **| : Wir gehören dem Kaiser Napoleon zu,**
> **weil er uns Bürschlein begehrt: |**
> **Wir Burschen, wir geben uns willig darein,**
> **der Kaiser wird unser Landsmann sein.**
> **Es ist für uns fürwahr keine Schand,**
> **wir streiten fürs Vaterland.**

In 160 haben wir ein Husarenlied aus derselben Zeit:

> **Jetzt zieht der Marsch am Rheine**
> **sowie auch durchs ganze ungarische Land,**
> **und Schweizerland dabei,**
> **und Russland ist des gleichen.**
> **Drum tragen sie solche Zeichen,**
> **Verschossen muss es sein.**

152 setzt Böhme erst in das Jahr 1870:

> **Lustig ist's Soldatenleben,**
> **sich für Frankreich hinzugeben**
> **auf den letzten Tropfen Blut.**
> **Ja, wir Franzosen haben's Mut!**

Wir möchten es doch weiter hinaufrücken um der Strophe willen:

> Wenn auch fremde Völker kämen,
> um das Vaterland zu nehmen,
> muss das Pulver auf der Pfann
> zeigen, was ein Franzos noch kann.

Weil aber im Kriege nicht blos hin-, sondern auch hergeschossen wird, so fehlt in den Soldatenliedern der Gedanke an den Tod nicht. Es darf uns nicht wundern, dass er oft in etwas hausbackener Form auftritt, die sich bis zu dem platten Liede 144 versteigt, das auch der Parodierung nicht entgangen ist:

> Ach Gott, wie gehts im Kriege zu,
> was wird für Blut vergossen.

Der nüchterne Sinn des Volkes kommt eben nicht darüber hinweg, dass Anstrengungen, Entbehrungen, Krankheiten, Wunden und Tod mit dem Kampf verbunden sind, und es empfindet naturgemäss die Opfer, welche seine Kinder bringen müssen, am schwersten. Weit über den Durchschnitt zu wirklicher Schönheit erhebt sich die einfache Klage 168 mit ihrer schwermütigen Weise:

> Kamerad ich bin geschossen,
> Eine Kugel hat mich getroffen,
> Kamerad, komm hilf mir,
> Verschaffe mir ein Nachtquartier.
> Kamerad, ich kann dir nicht helfen,
> Es helfe dir der liebe Gott selber.
> Es helfe dir der liebe Gott,
> morgens müssen wir in ein andres Ort.

Achim v. Arnim hat das Lied bereits 1806 im Wunderhorn in älterer vollständiger Fassung. Etwas breiter ist schon 145:

> Holde Nacht, dein dunkler Schleier decket
> mein Gesicht vielleicht zum letzten Mal.
> Morgen lieg ich schon dahingestrecket,
> ausgelöscht aus der Lebend'gen Zahl.

1813 musste Lützow das Singen dieses Liedes durch einen Parole-Befehl verbieten, da es die Soldaten in eine zu weiche Stimmung versetzte,[1] besonders die Strophe:

---

[1] Fr. Förster, Geschichte der Befreiungs-Kriege 1856. I, S. 839.

Mädchen denke nicht an seidne Bänder,
denke nicht an Freud' und Hochzeitstanz!
Dein Geliebter schlummert unterm Sande,
nimmer grünet dir der Myrthenkranz.

Das Mädchen spielt, wie im Leben, so auch in den Liedern der Soldaten eine grosse Rolle, sodass man oft zweifelhaft sein kann, ob ein derartiges Lied noch den Soldatenliedern, oder besser den Liebesliedern zuzuzählen ist. Diese nehmen naturgemäss in allen Sammlungen den breitesten Raum ein. Wir besprechen mit ihnen zusammen gleich die übrigen kleineren Gruppen. Wir beschränken uns, um nicht ermüdend zu wirken, auf eine Auslese vielgesungener oder besonders charakteristischer Lieder in chronologischer Reihenfolge. Unsere bisherigen Hilfsmittel lassen uns dabei jetzt im Stich. Geschichtliche Persönlichkeiten kommen nicht mehr vor. Was hilft es uns, dass gelegentlich ein Pfalzgraf auftritt? Die angegebenen Oertlichkeiten sind, wie wir gesehen haben, je nach dem Verbreitungsgebiet des Liedes eingeschoben. Und die vorausgesetzten Situationen sind ja manchmal deutlich genug, bringen uns aber auch nicht weiter. So sind wir darauf angewiesen, mit Hilfe der grossen Sammlungen zusammenzustellen, wann und wo unsre Lieder vorkommen.[1]

Wir übergehen die ganz jungen Lieder und fangen in der Mitte des 19. Jahrhunderts an.

1850

Ach schönster Schatz, erlaub es mir
nur eine kleine Viertelstund
deinen Rosenmund zu küssen,
eh's die Nachtpatrouille kommt.

M. 135. 136. E.-B. III, 1428. — Aus Hessen, Westfalen, Franken, Erzgebirge.

'S ist alles trübe, 's ist alles dunkel,
weil mein Schatz ein'n andern liebt.

M. 30. E.-B. II, 698. — Aus Oberhessen, Taunus, Hannover, Schlesien, Ostpreussen.

Schätzel, wenn ich dich erblicke,
find ich keine Ruh nicht mehr.

M. 94. E.-B. II, 566. — Aus dem Odenwald, Wetterau, Franken, Thüringen, Brandenburg, Schlesien.

---

[1] Ausser Erk-Böhme = E.-B., von dem wir Band und Nummer angeben, führen wir noch die Nummer an, unter der Hoffmann von Fallersleben, Unsere volkstümlichen Lieder, 4. Aufl. 1900 = H. unsere Lieder verzeichnet. Auf beide Bücher sei verwiesen, wer sich näher mit der Geschichte des Volksliedes beschäftigen will.

1846 Jetzt ist die Zeit und Stunde da,
wo wir reisen nach Amerika.

M. 205. 207. E.-B. II, 795. — Aus Schwaben, Steiermark, Hessen, Eifel, Wetterau, Türingen.

1843 Schäfer, sag, wo willst du weiden?

M. 191. E.-B. III, 1491. — Von der Bergstrasse, Schwaben, Franken.

1842 Wenn ich an das Heiraten denke,
so kommt mir ein Grusel an.

M. 231. 232. E.-B. II, 864. — Wetterau, Schlesien, Samland.

Vor 1840 Wie die Blümlein draussen zittern

Von O. J. Inkermann, Gedichte 1851. — M. 66. E.-B. II, 779. H. 1267. — Schwaben, Mosel.

Lenchen ging einmal spazieren
durch den grünen Wald.

M. 70. E.-B. II, 712. — Niederrhein, Wetzlar, Thüringen, Uckermark, Schlesien.

1836 Müde kehrt ein Wandersmann zurück.

Von Leberecht Dreves, in seinen Gedichten 1849. — E.-B. II, 672. H. 896. — Mosel, Rhein, Niederhessen, Thüringen, Spessart, Ost- und Westpreussen.

Um 1830 Ach Mädchen, nur einen Blick.

M. 54. E.-B. II, 628. — Thüringen, Niederrhein.

Schön ist die Jugend zu allen Zeiten,
schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr.

M. 46. 119. E.-B. II, 543. H. 1007. — Rhein, Nassau, Hessen, Thüringen, Sachsen.

1827 Seid lustig, ihr Brüder, der Wein ist geraten.

M. 218. H. 157. — Nassau.

Um 1827 ist auch Schuhmachers Liederhandschrift auf der Stadtbibliothek zu Hannover geschrieben. Sie enthält u. a.:

Jetzund ist der Schluss gemacht,
liebes Mädchen, Gute Nacht.

M. 102. E.-B. II, 771. 772. — Rhein, Hessen, Schweiz, Franken, Thüringen, Sachsen, Schlesien.

Dreimal um das Häuselein herum,
und dreimal um den Laden.

M. 28. E.-B. 560b. 821. — Rheinland, Westfalen.

1823 Was soll ich in der Fremde tun?
Denn hier ist's ja so schön.

Von Joh. Val. Adrian. — M. 204. H. 1202. — Rheinland, Nassau, Niederhessen.

Um 1820 Wer lieben will, muss leiden,
ohne Leide liebt man nicht.

M. 42. 44. E.-B. II, 617. vgl. 641. 699. — Durch ganz Deutschland gesungen.

1818 Es reisten zwei Verliebte nach Algier.

M. 2. 3. E.-B., I, 49. — Ostfriesland, Rhein, Wetterau, Schweiz, Westfalen, Sachsen.

1816 Es ritt einmal ein Ritter
die Welt bergaus, bergein.

M. 24. E.-B. III, 1063. — Schwaben.

Vor 1806, in Des Knaben Wunderhorn von Arnim und Brentano, oder in v. Arnim's Sammlung finden sich:

Es war einmal ein Mädchen,
das hatte zwei Knaben lieb.

M. 4. E.-B. I, 211. — In ganz Deutschland bekannt. Die Erzählung wird 1704 bei Abraham a Santa Clara angezogen.

Es wohnt ein Pfalzgraf über dem Rhein.

M. 8. E.-B. I, 182. — In ganz Deutschland bekannt, ebenso:

Nichts schöneres kann mich erfreuen.

M. 14. E.-B. I, 48.

Es ist mir nichts lieber,
als klagen allein.

M. 32. 33. E.-B. II, 530. — Hessen, Franken.

Jetzt geh ich an ein Brünnelein, trink aber nicht.

M. 79. E.-B. I, 203. — Odenwald, Wetterau, Schwaben, Sachsen, Schlesien.

Ob ich gleich keinen Schatz mehr hab,
werd ich bald einen finden.

M. 123 E.-B. II, 511. — Schweiz, Hessen, Franken, Thüringen, Westfalen, Sachsen, Schlesien.

1804 Es war einmal eine Königin,
ein wunderschönes Weib.
Sie hatt' ja eine Tochter,
zum Tod war sie bereit.

M. 17. E.-B. I, 84. — In ganz Deutschland verbreitet.

Um 1800 Die Gedanken sind frei,
wer kann sie erraten?

M. 246. E.-B. III, 1803. — Rheinland, Hessen, Schweiz, Franken, Thüringen, Brandenburg, Schlesien.

Freund, ich bin zufrieden,
geh es, wie es will.

Von J. H. Witschel, Lieder geselliger Freude 1801. H. 749.

Was braucht man auf dem Bauerndorf?

M. 190. E.-B. III, 1544. H. 1179. — Geht zurück auf ein Lied von J. B. Häffliger, 1796: Was brucht me in der Schwyz?

Vor 1799 Bin ich nicht der Krämersmichel
aus dem Schwobenland?

Von S. F. Sautter. — M. 198. H. 693.

1791 Stets in Trauern muss ich leben.

M. 43. E.-B. II, 723. — Niederrhein, Hessen, Thüringen, Westfalen, Brandenburg, Schlesien, Ostpreussen.

1786 Genug für heut, es dunkelt schon.

Von J. H. Witschel, Dichtungen 1786. — M. 72. H. 488. Niederrhein.

1784 bei Elwert, Ungedruckte Reste alten Gesanges:

Schatz, ach Schatz, reise nicht so weit von hier.

M. 137—139. E.-B. II, 766. — In ganz Deutschland gesungen.

1781 Es war einmal ein Mädchen,
das spinnt an seinem Rädchen.

Von H. W. v. Stamford, im Vossischen Musenalmanach 1781: Ein Mädchen holder Mienen. — M. 18. 19. E.-B. I, 74e. H. 328. — Mosel, Niederhessen, Ostpreussen.

1780 Es waren mal zwei Baurensöhn,
sie hatten Lust in den Krieg zu gehn,
wohl um Soldat zu werden.

M. 16. E.-B. I, 50. — In ganz Deutschland gesungen. Die Geschichte von den Eltern, die ihren aus dem Kriege heimgekehrten Sohn ermorden, wird seit 1618 öfters als wirklich geschehen erzählt.

1776 Es wollt ein gut Jägerlein jagen
drei Stündelein vor es dem Tage,
wohl auf ein Hirschelein und es ein Reh.

E.-B. III, 1438—1440. — Niederdeutsch schon um 1600 vorhanden. In ganz Deutschland verbreitet.

1773 Das ganze Dorf versammelt sich
zum Kränzetanz in Reihen.

Von J. N. Miller, im Göttinger Musenalmanach 1773. M. 114. H. 151.

1772 Mädchen, du musst mir gestehen,
gestern küsst ein andrer dich

Von Ch. F. Weisse, kleine lyrische Gedichte 1772. M. 122. E.-B. II, 717. H. 834. — Wetzlar, Rhein, Erzgebirge.

1759 In dem Arienbuch von A. Freytag in Wernigerode, steht:

Wenn ich an den letzten Abend gedenk,
wo ich Abschied von dir nahm.

M. 92. E.-B. 554. 555. — Rheinland, Odenwald, Franken, Thüringen, Schlesien.

Vor 1751 Alles kommt zu seinem Ende,
aber mein Verlangen nicht.

Von J. Chr. Günther, Gedichte 1751: Alles eilt zum Untergange, nur mein hart Verhängnis nicht. — M. 251. H. 35. — Nassau.

1750 Nachtigall, ich hör dich singen.

M. 36. E.-B. 529. — In ganz Deutschland gesungen.

1742 Gestern Abend wohl in der stillen kühlen Ruh
hört ich im grünen Wald einer Amsel zu.

1. Strophe schon in J. Chr. Rosts Lustspiel: «Die gelernte Liebe». 1742. — M. 64. E.-B. II, 522. H. 492. In ganz Deutschland verbreitet.

1720 Ach mein liebes Kind, was muss ich leiden,
was ich von Herzen lieb, das muss ich meiden.

M. 104. E.-B. II, 831. — Schwarzwald, Hessen, Lahn, Franken, Thüringen, Schlesien, Brandenburg.

Um 1700 Es steht ein Schlösselein nicht weit vom Rhein.

M. 1. E.-B. I, 19. — In ganz Deutschland verbreitet. Einige Zeilen daraus kommen schon um 1550 vor.

1679 Es wohnt ein Müller an jenem Rain,
lauf, Müller, lauf.

M. 9. E.-B. I, 146. — In ganz Deutschland gesungen; ebenso das folgende:

Jetzund kömmt die Nacht herbei,
und alle Menschen schlafen ein,
und alle Menschen gehn zur Ruh,
und schliessen ihre Aeuglein zu.

Von Martin Opitz: Poemata 1641. — E.-B. II, 562, vgl. 816. H. 751.

Bei dem Vater der neuen deutschen Dichtkunst wollen wir mit dieser Zusammenstellung einhalten. Sie ist schon etwas lang geraten, und hätte doch gut noch weiter ausgedehnt werden können. Nicht, als ob unser jetziger Volksgesang keine Wurzeln hätte, welche über den dreissigjährigen Krieg hinausreichen. Wir haben zu den oben angeführten Liedern die Jahre gesetzt, aus denen wir eine einigermassen sicher datierbare Handschrift, ein fliegendes Blatt, eine Gedichtsammlung und dergl. als Quelle angegeben fanden. Viele Lieder könnten um ein oder mehrere Menschenalter weiter hinaufgerückt werden, wenn wir die Gewissheit durch die Wahrscheinlichkeit ersetzen wollten. Sowie wir das Vorkommen einzelner Strophen, die Anführung einzelner Zeilen als Melodienangabe und dergl. mit in Betracht ziehen, erreichen wir das 16. Jahrhundert. So findet sich die zweite Strophe von 113:

> Du hast gesagt, du nehmest mich,
> sobald der Sommer kommt.
> Der Sommer ist gekommen,
> und du hast mich nicht genommen.
> O so nehm mich zu dir!

als «ein guter neuer Dantz» in Bernh. Schmid, Orgeltabulatur II. Strassburg 1577, der Text auch in Jac. Regnart, Newe kurtzweilige Teutsche Lieder. Nürnberg 1580. — Das Gespräch zwischen Schnur und Schwieger 225 geht zurück auf ein Lied in Orlando Lasso, Der ander Theil Teutscher Lieder, München 1573; der Wettstreit vom Wasser und Wein 212 in Vierzeilern auf ein Lied gleichen Inhalts mit fünfzeiligen Strophen, welches sich schon auf einem fliegenden Blatt von 1530 findet. Der «junge Zimmergesell», das einzige unter den von Goethe aufgeschriebenen Liedern, welches jetzt noch gesungen wird, steht niederländisch 1544 im Antwerpener Liederbuch, dient 1539 schon als Melodienangabe; die «Jüdin» ebenfalls niederländisch 1562. Aus dem Lied «vom faulen Gretchen» kommt eine Zeile 1544 in Schmeltzels Quodlibet vor; mit dem «Blümleinmacher» 22 ist das Lied auf St. Regina verwandt, handschriftlich aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts erhalten. Einige Zeilen von 71:

> Sterben ist ein harte Pein,
> wo zwei Verliebte sein

klingen wieder in dem sehr alten Repplied E.-B. I, 122, sowie in dem Reiterlied aus dem 15. Jahrhundert: «Gut Hänslein liess sein Rösslein beschlan». Die antiphonische Weise des

Vortrages, auf welche als Zeichen hohen Alters Böhme besonders aufmerksam macht, konnten wir uns 1882 zu Mietesheim einprägen, wo sich bekanntlich auch sonst viel altes erhalten hat.

Ueberblicken wir die ganze Sammlung, so drängen sich uns verschiedene Bemerkungen auf.

Die erste betrifft das Alter unsrer Lieder. Einige von ihnen behandeln Stoffe, welche uns schon früh entgegentreten. Wir erinnern nur an die «Königstochter» 17, worin die Schwimmersage ausklingt, an den «Schreiber im Korbe» 97—98, an den Wettstreit, zwischen Wasser und Wein 212, an das Spottlied auf die verschiedenen Stände 20, das Tagelied 23, das Rätsellied 24, wo durch den Reim trotz der Erfindung des Schiesspulvers die Frage erhalten geblieben ist: was geht tiefer als ein Bolz? Auch das Bild vom «Rosenbrechen» 55. 81 ist alt. Aber das sind nur Erinnerungen, Anklänge, Verwandtschaften. Wirkliche Lieder, mit denen unser jetziges Volkslied zusammenhängt, finden wir erst im 16. Jahrhundert, und auch da nur in geringer Zahl, eben genug, um uns den Zusammenhang erkennen zu lassen. Die Geschmacksumwälzung des 17. Jahrhunderts hat schliesslich auch die breiten Schichten des Volkes erreicht, und mit all den weltlichen Liedern, gegen welche die asketische Literatur der Reformationszeit so oft zu Felde gezogen, gründlich aufgeräumt. Vom «Bohnenlied» weiss jedermann, dass dies und jenes darüber geht, aber niemand, was eigentlich darin gestanden hat. Vom Meister Hildebrand und vom Berner ist es still geworden. Selbst der «Lindenschmidt», an den doch im Unterland die Ruine gleichen Namens erinnerte, reicht nur bis zu Goethes Zeit, und bei ihm nur in Bruchstücken. Spärlich sind auch noch die Ueberbleibsel aus dem 17. Jahrhundert. Erst mit dem 18. werden unsre Nachweisungen zahlreicher, aus dem Ende des 18., Anfang des 19. Jahrhunderts stammt die Hauptmasse der heutigen Volkslieder. In diese Zeit weisen uns das Stilet 43, der Kreuzer 113. 239, die Dukaten 147, der Hintergesäss 226, die Tabagie 230, die Voraussetzungen unsrer ältesten Soldatenlieder, der Umstand, dass der alte Fritz die älteste geschichtliche Person ist, deren sich Lieder und Anekdoten des Volkes erinnern. Wir dürfen sagen: das lebendige Gedächtnis unsres Volkes reicht wenig weiter als bis zu der Zeit, da der Grossvater die Grossmutter

[1] Dieselbe Bemerkung hat für unsern Gegenstand und seine Zeit Schubart gemacht. Vergl. seine «Deutsche Chronik» auf das Jahr 1775, S. 23.

nahm. Was älter ist, wird allmählich in den Hintergrund geschoben, und verschwindet bis auf einige unverwüstliche Stücke.

Die zweite Bemerkung bezieht sich auf die Verfasser unsrer Lieder. Wir haben einige derselben mit Namen nennen können. Der landläufigen Vorstellung vom Volkslied entspricht das nicht. Das Volkslied soll doch nicht von einem Dichter wie z. B. Opitz herrühren, sondern von dem Volke selbst. Allein das Volk als Ganzes dichtet nicht: es rezipiert die Lieder, es singt die Lieder, es verändert die Lieder, aber ein einzelner muss schliesslich zuerst den Gedanken des Liedes gefasst, und die Form für diesen Gedanken gesucht und gefunden haben. Meistens können wir ja den Namen des Dichters nicht mehr angeben. Wir haben nicht viel damit verloren. Sehen wir die angeführten Namen an: sie haben das miteinander gemein, dass es nicht Namen von grossen Dichtern sind. Unsre grossen Dichter haben vom Volk und seinen Liedern mancherlei Anregungen empfangen; man denke an Bürgers Lenore. Dass sie dem Volk unmittelbar etwas gegeben hätten, ist doch wohl die Ausnahme. Man darf vielleicht sagen, dass der Höhenunterschied zu gross ist. Wer der breiten Masse des Volkes zum Herzen sprechen will, muss ihr näher stehen. Kennten wir die Verfasser der Lieder, welche mit solcher Lust gesungen werden, wir würden wohl eine sehr merkwürdige Gesellschaft finden. Dem entspricht auch der Inhalt der Lieder: neben einzelnen Perlen sehr viel Mittelgut. Wir haben uns damit abzufinden, dass es so dem Geschmack des Volkes entspricht. Ueber den Geschmack ist nicht zu streiten.

Am auffallendsten ist wohl die dritte Bemerkung über die Herkunft und Verbreitung unserer Lieder. Wieviele von ihnen finden wir wieder in schweizerischen, schwäbischen, fränkischen, rheinischen, niederländischen, thüringischen, schlesischen, ostpreussischen Sammlungen! Wollen wir die Geschichte eines Liedes untersuchen, so können wir Uhland, des Knaben Wunderhorn, Nicolais Almanach u. s. w. nicht entbehren. Jede Spur, welche wir verfolgen, führt uns über den Rhein, sodass wir schliesslich vor der Frage stehen: dürfen wir angesichts dieser Sachlage überhaupt von e l s ä s s i s c h e n Volksliedern sprechen?

Es kommt darauf an, was wir unter einem elsässischen Volksliede verstehen.

Der berechtigte Stolz auf die heimatliche Art verbunden mit der Unkenntnis ausserelsässischer Verhältnisse erzeugt zuweilen die Meinung, alles altelsässische sei etwas ganz besondres,

holt der kranken Magd, auch ohne Gesindeordnung, «ein Süppele und bringt ihre Wein». — Wo es das Lied mit sich bringt, dass getrunken werden muss, wird meist Wein getrunken. Nicht das braune Bier, sondern der Wein ist 218 geraten. Dem Schatz wird 108 als Mittel gegen Schlaflosigkeit verschrieben:

> Nimm ein Tässel Thee,
> vin chaud, Bier, Kaffee,
> oder Branntwein.

Auch die Schäferin 77 — ursprünglich ein Schäfer — trinkt morgens «den Kaffee, den Branntwein darauf»[1].

Selbst die Geschichte geht bei der Durchsicht der Volkslieder nicht leer aus: wir erwähnten schon, dass die frühere Zugehörigkeit zu Frankreich und die Anhänglichkeit an Napoleon I zur Geltung kommen, ebenso die Veränderungen, welche das Jahr 1870 mit sich gebracht hat. Was auch immer die Volksseele bewegt hat und bewegt, kommt in den Liedern des Volkes zum Ausdruck.

Und dieser Umstand sollte das Volkslied auch für Leute, welche sich sonst für Lyrik nicht besonders erwärmen, interessant und wichtig machen. Das Volk gibt sich in seinen Liedern, wie es ist, ohne Hintergedanken. Warum diese Quelle nicht benützen? Wollen wir vom Volksleben nur das Bild gelten lassen, welches uns nach grauen Theorien und vorgefassten Meinungen feststeht? Wollen wir es uns zeichnen lassen von den Possen, welche ihren Stoff daraus entnehmen, oder von den billigen «Witzen» mancher Tagesblätter?

Oder ist es überflüssig, das Volk kennen zu lernen und zu verstehen? Brauchen wir es nur als Staffage bei unsern Festen, als Kostümbild bei unsern Maskeraden? Das Volk hat doch wohl ein Recht darauf, verstanden und auf seine Art behandelt zu werden. Es kann zuweilen sehr deutlich werden, wenn es auf mangelndes Verständnis stösst. Da ist es besser, sich dies Verständnis zu erwerben. Lieder, sollten wir meinen, sind dazu nicht das unangenehmste Hilfsmittel. Möchten sie fleissig benützt werden und dazu beitragen, dass unser Volk und seine Art immer mehr bekannt und geschätzt werden.

---

[1] Man denke nicht an Trunksucht und Völlerei. Der Haustrunk, den der Bauer brennt, ist kein Fusel, sondern mit einem guten Stück Hausbrot verbunden ein Nahrungsmittel, das in der Speisefolge des ländlichen Arbeitstages ganz am Platze erscheint.

XIII.

Die Fremdwörter in den elsässischen Mundarten.

Ein Beitrag zur elsässischen Dialektforschung

von

Karl Roos.

Vorwort.

Der vorliegenden Arbeit ging eine ziemlich reiche, aber keineswegs vollständige Sammlung von Fremdwörtern im Elsässischen voraus, wie sie sich aus der eigenen Erfahrung und der zu Gebote stehenden Literatur schöpfen liessen. An solcher Literatur wurde benutzt: das Wörterbuch der elsässischen Mundarten von Martin und Lienhart I. Teil und die durch die Güte des Herrn Prof. Dr. Ernst Martin zur Verfügung gestellte ungedruckte Zettelsammlung zum II. Teil des Wörterbuches, die sich auf dem germanistischen Seminar der Universität befindet; ferner ein ungedrucktes «complets Dixionnaehr vom Strosburjer Dialect un Hochditsch» von G. Ulrich und das Wörterbuch der Strassburger Mundart aus dem Nachlasse von Charles Schmidt. Wertvolle Mitteilungen verdanke ich auch Herrn J. Spieser, dem Herausgeber der Monatsschrift «Reform» (vgl. Literaturverzeichnis), einem vorzüglichen Kenner elsässischer Mundarten. Dem lexikalischen Teile sind ferner zahlreiche Belege beigefügt aus Arnolds «Pfingstmontag», dem «lebendigen Idiotikon», wie Goethe das Stück genannt hat.

Ein an sich totes Verzeichnis von Wörtern allein gibt uns aber auf die Frage nach den Fremdwörtern und ihrer Behandlung durch eine Mundart keine hinreichende Antwort. Erst die Vorführung und Darstellung all jener eigentümlichen Ver-

änderungen der Form und des Inhalts, die an den Fremdwörtern bei ihrer Uebernahme und später vollzogen werden, gewähren uns ein Urteil über den schaffenden Genius einer Sprache. Solche Eigentümlichkeiten an den Fremdwörtern in den elsässischen Mundarten zu zeigen und die sie hervorrufenden Faktoren anzugeben, ist die Aufgabe dieser Abhandlung. Zunächst wird von den Fremdwörtern des Elsässischen im allgemeinen gehandelt; auch auf den gesamten Wortschatz der elsässischen Mundarten besonders gegenüber dem Nhd. wird, ausgehend von den Fremdwörtern in beiden, ein flüchtiger Blick geworfen. Der übrige Teil behandelt die Betonungs-, Laut- und Flexionsverhältnisse, die Wortbildung, Wortumbildungen, Geschlechts- und Bedeutungsveränderungen. Die Flexion ist nach den Verhältnissen der Mundart zu Nordhausen (bei Erstein) dargestellt. Bei der Behandlung der Lautverhältnisse wurde versucht, von einer häufigen und möglichst allgemeinen Form der Aussprache auszugehen; dabei konnte eine völlige Gleichförmigkeit nicht durchgeführt werden schon aus dem einfachen Grunde, weil nicht alle Wörter für alle Gegenden belegt sind. Ein ähnlicher Mangel stellt sich auch dort heraus, wo es sich überhaupt darum handelt, eine feste nnd bestimmte Abgrenzung zwischen Lehn- und Fremdwort zu treffen. Fremdwörter im strengsten Sinne, d. h. Wörter mit französischer, bezw. fremder Aussprache und Betonung hat die Mundart eigentlich sehr wenig; denn die grösste Anzahl derselben hat sich durch den Anschluss an das einheimische Laut- und Betonungssystem deutsches Aussehen und somit den Charakter von Lehnwörtern verschafft. Doch sind im folgenden als Lehnwörter in diesem Sinne nur diejenigen fremden Ausdrücke aufgefasst worden, die aus den früheren Sprachperioden im heutigen Wortschatze fortleben; viele von ihnen sind auch im Nhd. als Lehnwörter vorhanden. Wörter der letzteren Gattung, die der Mundart mit der Schriftsprache gemeinsam sind, wie z. B. *biblos* pewl, *puppa* pùp, *pulvinus* pfùlwə, *theca* tsìəχ, *catena* khèt, *simila* seml, *aestivale* štefl, *brave* prâf, *cedola* tsètl, *tagliere* talər, *sorta* sort, *mostra* mùštər, poln. russ. *granica* krans, böhm. *bič* pæitš u. a. sind im grossen und ganzen unberücksichtigt geblieben. Hingegen sind wohl Ausdrücke, die in der Form vom entsprechenden nhd. mehr oder weniger abweichen oder als spezifische Dialektworte erscheinen, der Betrachtung unterzogen und mit den übrigen, als Fremdwörter[1] im eigentlichen Sinne aufzufassenden auf eine Stufe

[1] Vgl. eine Auswahl derselben in § 1.

gestellt worden, so z. B. *albella* pèlt, *castanea* khèšt, *cotonea* khet, *cuminum* khimi, *cuniculus* khenjələ, *hospitale* špetl, *carruca* khàriχ und viele andere.

In der Lautschrift ist das phonetische System von Joh. Friedrich Kräuter befolgt, das er in Frommanns Zeitschrift «die deutschen Mundarten» Bd. VII, Halle 1877, S. 305 ff. aufgestellt hat. Abgesehen von den Vorzügen dieser Lautschrift selbst empfahl sie sich auch deshalb, weil sie fast in allen Arbeiten über den elsässischen Dialekt, namentlich auch in dem schon genannten Wörterbuch der elsässischen Mundarten von Martin und Lienhart zur Anwendung gelangt ist. Aus letzterem (Vorwort S. VII) sei der Uebersicht halber die Zusammenstellung der phonetischen Grundsätze nochmals wiedergegeben:[1]

Für einen Laut gibt es nur ein Zeichen, alle Lautfolgen werden in ihre Bestandteile aufgelöst. Wir schreiben also nicht x, sondern ks; nicht z, sondern ts; aber auch nicht ng, sondern ŋ; nicht ch, sondern χ; nicht sch, sondern š. V unterscheidet sich nicht von f. Doppelkonsonanten werden in deutschen Stämmen nicht als solche ausgesprochen und daher auch nicht geschrieben.

Bei Vokalen wird die Länge durch den Akut bezeichnet; also z. B. hóχ für hoch. Der Gravis dient zum Zeichen der offenen, nach a zu geneigten Aussprache; dadurch wird die Anzahl der unterschiedenen Vokale verdoppelt, indem sich ihre Stufenreihe folgendermassen gestaltet:

i ì e è æ a à ò o ù u,

wobei æ ein breiteres è, à ein dunkleres a bezeichnet. Lippenstellung für o und Zungenstellung für e verbindet ö, geschrieben œ, und etwas dunkler œ̀, breiter œ̂; Lippenstellung für u und Zungenstellung für i verbindet ü, geschrieben y, und bei Annäherung an œ: ỳ.

Der Gravis verbindet sich mit Akut zum Circumflex, zur Bezeichnung eines langen, offenen Vokals.

Allen anderen Vokalen steht in Nebensilben das schwache e gegenüber, geschrieben ə. Die Annäherung dieses Lautes an a, wie sie besonders in der Gegend von Colmar üblich ist, haben wir nur selten durch a bezeichnet (besser wäre ɐ).

Nach Vorsilben mit schwachem Vokal hat die nächste den Hauptton; wo eine Vorsilbe mit vollem Vokal vorangeht, ist die hochtonige durch fett gedruckten Vokal ausgezeichnet.

Die in einigen Strichen des elsässischen Sprachgebiets, be-

---

[1] Da nicht alle erforderlichen Zeichen vorhanden waren, mussten im folgenden leider einige Abweichungen vorgenommen werden.

sonders im Münstertal und am Kochersberg auftretende Nasalierung wird durch untergesetztes polnisches ˛ bezeichnet: f̨ą̨i'stər Fenster.

Die Lautschrift Kräuters vermag namentlich auch die Mannigfaltigkeit der Diphthonge in den verschiedenen Mundarten anschaulich darzustellen.

Umso einfacher ist der Konsonantenbestand. Das Elsässische unterscheidet nicht zwischen harten und weichen Konsonanten, es stellt b und p, d und t völlig gleich, auch g und k vor anderen Konsonanten. Dies steht fest, auch durch das Zeugnis der französischen Grammatiker, sowie durch manche Wortspiele der Elsässer selbst: s. Anzeiger zur Zeitschrift für deutsches Altertum XX, 110 ff. Die fraglichen Konsonanten sind schwach, aber stimmlos. Sie werden von manchen Sprachforschern als Lenes bezeichnet, b und p durch b u. s. w. Wir bleiben bei Kräuters Auffassung, wonach die Stimmlosigkeit diese Laute den französischen Tenues nähert, und setzen also p, t, k auch für nhd. b, d, g. Allerdings ist Pât für Bad auffallend; aber auch dūd für tut u. ä. wird nicht leicht gefallen.

Mit diesen Konsonanten verbindet sich nun zuweilen ein Hauch, der durch h ausgedrückt wird: in Thee, geschrieben Thé, Peter, geschrieben Phétər. Dieser nachstürzende Hauch unterscheidet k vor Vokal von g: kann wird geschrieben khàn, geben ist els. kan.

Wo velares ch besonders zu bezeichnen war, dient dazu 'χ, z. B. in 'χiŋ Kind im Südstreifen des Landes.

I.

Einleitung.

§ 1.

Bestand der Fremdwörter in den elsässischen Mundarten.[1]

Infolge seiner geographischen Lage und physischen Beschaffenheit war das Elsass von jeher äusseren Einflüssen aller Art zugänglich. Es hat sich jederzeit lebendig mit andern Völkern am gegenseitigen Austausch von Kulturerrungenschaften beteiligt. Mit neuen Gegenständen und Einrichtungen hat, wie jede Sprache, so auch die elsässische neue, fremdartige Bezeichnungen aufgenommen. Namentlich ist sie mit zahlreichen

[1] Vgl. auch Kahl, a. a. O., S. 41.

französischen Ausdrücken durchsetzt; gerade diese werden uns daher in erster Linie zu beschäftigen haben. Ausser dem Französischen haben auch andere Sprachen die elsässische Volksmundart beeinflusst. Zunächst ist hier das Lateinische zu berücksichtigen, das hauptsächlich durch Ausdrücke aus der Kirchen- und Rechtssprache vertreten ist. Die hebräischen Wörter, die sich durch den fortwährenden Verkehr der elsässischen Bauern mit den jüdischen Maklern ebenfalls in grosser Zahl eingebürgert haben, bleiben im folgenden unerwähnt, da sie bereits von Weiss, Faber und Lewy behandelt worden sind.[1] Italienische, spanische, englische, niederländische, slawische Entlehnungen haben in geringerer Zahl stattgefunden. Selbst aus zwei Sprachen ist mitunter ein und dasselbe Wort übernommen worden, z. B.:[2]

französisch:	lateinisch:
secrétaire [sèkrət*æ*r]	*secretarius* [sèkrət*â*rjəs]
corriger [korišiərə]	*corrigere* [khorik*ì*ərə]
contraire [khùntr*æ*r]	*contrarium* [khùntr*â*ri]
chapitre [šàp*i*tr]	*capitulum* [khàpətl]
catéchisme [khatəšism]	*catechismus* [khàtəkh*ì*sməs]
chicorée [šikoré]	*cichorium* [tsik*ó*ri]
cirque [sirk, serik]	*circus* [tseriχ]
commissaire [khùmis*æ*r]	*commissarius* [khùməs*â*ri]
cylindre [silantər]	*cylindrus* [tsil*i*ntər]
juste [šyst]	*justus juste* [jùšt]
patron [patrų̀]	*patronus* [phàtr*û*n]
	italienisch:
allègre [àl*é*kr]	*allegro* [àl*é*kròl]
paillasse [pæjàs]	*bajazzo* [pæjàts]
capote [khàp*ù*t]	*capuccio* [khàp*y*ts]
numéro [nymro]	*numero* [nûməro]
serviette [særwjèt]	*salvietta* [sàlf*é*t]
tulipe [tylip]	*tulipano* [tylipâ(n)].

Ganz besonders bedeutungsvoll wurde im Laufe der Geschichte das Verhältnis des Elsass zu den westlichen Nachbarn, den Franzosen. Die Zugehörigkeit des Landes zu Frank-

---

[1] Jb. XII, 121; XIII, 171; XIV, 78ff.

[2] Die betonten Silben sind durch cursiven Druck hervorgehoben; die Betonung auf der ersten Silbe ist durch den Druck nicht näher gekennzeichnet.

reich hat auf die Eigentümlichkeit des elsässischen Charakters, der Sitten und Lebensweise nicht so sichtbar eingewirkt wie auf die Sprache; hier sehen wir noch deutlich den gewaltigen Einfluss der einstigen Franzosenherrschaft. Aber noch mehr als die fremde Herrschaft verhalf das Bildungsideal beim Volke der fremden Sprache zu Ansehen. Was die Einwirkung von oben her nicht vermochte, das ersetzte von jeher die Neigung des Volkes, sich der fremden Sprache zu bedienen, die Sucht, gebildet zu erscheinen,[1] wenn man die Wörter auch noch so schlecht verstand oder sprechen konnte. Das war freilich welsches Unkraut unter dem deutschen Weizen,[2] ein sprachlicher Zwitterzustand, der noch bis heute, wenn auch in eingeschränktem Masse fortdauert. So ist zu erklären, dass noch jetzt, wo die Verhältnisse doch längst anders geworden sind, in abgelegenen Gegenden Fremdwörter vordringen. Im krummen Elsass (z. B. in Waldhambach) beginnen erst neuerdings seit der Eröffnung der Eisenbahn und durch den damit zunehmenden Verkehr Ausdrücke wie *bonjour* und *entrez* sich einzubürgern.

Seit der Revolutionszeit hatte sich der französische Einfluss im Elsass immer mächtiger ausgedehnt; durch Verwaltung, Handel und Gewerbe ward das Eindringen der fremden Sprache mehr und mehr gefördert. Aber erst unter Napoleon III. sollte das innerste Leben des einheimischen Idioms angegriffen werden. Man suchte den Gebrauch des Französischen beim gesamten elsässischen Volke einzuführen. Dem Volke sollte eine fremde Sprache aufgedrängt werden, in der es, wie Witte[3] sich trefflich ausdrückt, «doch das, was sein Herz erfüllt, nicht zu vollem, reinem Ausdruck bringen kann, weil seinem angeborenen Denken und Empfinden der Geist dieser Sprache als etwas Fremdes gegenübersteht». Namentlich die Schulen[4] dienten dem genannten Zwecke. So ist gerade durch den französischen Schulunterricht und das Schulwesen eine bedeutende Reihe von Fremdwörtern in die Mundart übergegangen.

Dahin gehören: *salle d'asyle* saltasil, *collège* kolėš, *pensionnat* pàsjənât, *gradin* kràt̨æ, *pupitre* pypitər, *rèyle* rèkl (= Lineal), *cahier* kæjə, *crayon* krėj̨ù, *dictionnaire* tiksjənǽr, *page* páš, *examen* èksâmə,[5] *bulletin* pylt̨æ, *devoir* tèwár, *bonne note* ponot, *pensum* pê-

---

[1] Vgl. hierzu auch Kahl, a. a. O., S. 42.
[2] Vgl. Lorenz und Scherer, a. a, O., S. 476.
[3] A. a. O., S. 17, 18.
[4] Vgl. Martin, Sprachverhältn. und Mundarten.
[5] Wohl von franz. examen wegen der Nebenform lèksâmə (= l'examen), vgl. unter § 7, 4.

som, *martinet* màrtinè (?), *vacances* ferkhàns(t), *sœur* sœr, *fifi* fifi, und wohl auch Ausdrücke wie *parler* pàrlə pàrliərə, *répéter* rèpətiərə, *explication* èkšplikàtsjùn, *promenade* promnát, *éducation* ètikàtsjùn, *chasser* šàsə. — Lateinische finden sich auf diesem Gebiete nur wenige: *professor* profasər, *provisor* profísər (Klassenlehrer). Ihre Zahl wird vermehrt, wenn wir die aus der Studentensprache ins Volk gelangten lateinischen oder latinisierten Bezeichnungen anfügen: *certare* tsatiərə, *fidelitas* fetlətét feklətét, *in floribus* em flóripys, *jocus* jyks, *gassatim* kàsátə u. s. w.

Dagegen sind beinahe alle durch die Sprache der Kirche, des Klosters und durch die Predigt eingedrungenen Wörter lateinischer Herkunft.

religio rèljùn, *reverentia* èwərants, *sacramentum* sàkərmant, *catechismus* khàtəkhesməs khàtiesəmə, *choralis* khorâləs, *litania* letənèi, *noster* (aus pater noster) nùštər (= Rosenkranz), *absolvere* àpsəlfiərə, *tribulare* (aus der Predigt) trewliərə; *pater* (Mönch) phàtər, *collatio* kholàts, *terminare* tharməniərə (jetzt = lärmen); *pastor* pàštór (Geistlicher), *patronus* phàtrùn, *sacristanus* sàkrištân, *rector* raktər (Kantonalpfarrer), *vicarius* fikhâri.

— Französischen Ursprungs ist wieder *l'abbé* làpé (= Vikar), *dispense* špans.

Durch die Einrichtung der salles d'asyle suchte man die Kinder der arbeitenden Klassen von früh auf an das Französische zu gewöhnen. Aus diesen salles d'asyle und der Schule überhaupt stammen zahlreiche französische Ausdrücke für Kinderspiele,[1] wie *abattage* apatàš, *but* pyt, *palette* pàlèt, *pas de course* pakùrs, *pelote* tàplòt (aus à la pelote?), *pris* (?) pri u. a.

Eine Anzahl anderer Bezeichnungen für Spiele, hauptsächlich Kartenspiele, sind nebst Benennungen von Getränken und dgl. durch das Wirtshaus bekannt geworden; sie wurden wohl zum Teil von ehemaligen französischen Soldaten heimgebracht.

Kartenspiel: *mariage* màrjàš, vb. màrjàšə, *écarté* èkâr, vb. èkârə, *piquet* pikét, vb. pikétə, *ramasser* ràmsə, Spiel ràms, *bête* pát, vb. pàtlə; andere Spieler-

---

[1] Vgl. **Martin**, Sprachverhältnisse und Mundarten.

ausdrücke: *capot* k h à p o t, *carte égale* k h à r t è k à l, *carte blanche* k h à r t ə p l ̨à š u. s. w.; Würfelspiel: *passe-dix* p à s-, vb. p à š ə; *billard* p i l j à r; Tanz: *mazurka* m à s y r k à, *polka* p o l k à; ferner Ausdrücke wie *brasserie* p r à s ə r *í*, *café* k h à f-, *hôtel* ù t è l, *absinthe* a p s æ n t, *raspail* r a s p a j, *alcool* à-k h ó l, *payer* p è j ə.

Eine zahlreichere Gruppe französischer und lateinischer Fremdwörter findet sich auf dem Gebiete der Medizin zur Bezeichnung von Personen, Krankheiten, Heilmitteln u. dgl.

doctor t o k t ə r, *apotheca* à p ə t é k, *hospitale* š p e t à l-, *académie* à k ə t ə m *í* (= Panoptikum); — *podagra* p o t ə k r à-, *cholérine* k h o l ə r i, *croup* k r y p, *flegme* f l æ m, *indigestion* e n t i š è s t j *ù* n, *névralgie* n è w r à l š *í*, *rhumatisme* r y m a-t i s ə(m), *varice* w à l i s ə, *fontanelle* f ù n t ə n *a* l, ital. *influenza* f y l *a* n t s j à; — *médecine* m è t ə t s *i* n, *klysterium* k r e š t *i* ə r-, *vesicatorius* f i s i k à t *ó* r, *kataplasma* k h à r t ə p l à(ŋ), *oxycroceum* o k s ə k r *ó* t s j ù m, *séné* s a n ə (-plètr = Blätter), *laxare* l à k s *i* ə r ə, *vacciner* w à k s ə n *i* ə r ə, *visiter* f e s ə t *i* ə r ə (= ärztlich untersuchen). — Heilung durch *sympathie* s e m p ə t-*í* ist dem Volke auch bekannt; ähnliche Worte, welche die Zauberkunst u. dgl. betreffen, sind *physique* f i s i k, vb. f i s i k ə-, *physicus* f i s i k y s f i s ə k *ù* ŋ k ə s, *hoc est corpus* (?) h *ù* k ə s-p *ù* k ə s (Hokuspokus); es lassen sich vielleicht anschliessen *paillasse* p æ j à s, *polichinelle* p o r i š i n è l, da auch diese Wörter oft unter dem Eindruck des Zauberhaften benutzt werden.

Bedeutend ist die Zahl der aus dem Ausland eingeführten Obst- und Gemüsesorten sowie anderer Gegenstände, die der Küche zugehören.

franz. *api* (pomme d'api) t à p i (-èpfələ = dem. v. Apfel), *bon chrétien* p ù ŋ k r e t i n, *calville* k à l w i (-èpfl = Apfel) k à l w i l ə r, *mirabelle* m e r à p a l, *reine-Claude* r a ŋ k l o t r e ŋ l o, *reinette* r a n è t, *pruneau* dem. r i n ò l ə; *céleri* t s a-l ə r i, *cornichon* k o r n i š ù ŋ, *échalote* plur. š à l *o* t ə, *esparcette* è š p ə s è t, *laurier* l ó r j ə, *navette* (?) l è w à t,[1] *tomate* t ù m à t, *pissenlit* p i s ə l i; ital. *mellone* m è l *ù* n, *moscatello* m ù š k ə t *a* l ə r, *rabarbaro* r à p à r w ə r ə, *scorzonera* š t o r-t s ə n *i* ə r ə; frz. *chicorée* š i k o r e (ital. *cicoria* t s i k *ó* r i), *chocolat* š o k ə l à, *vermicelle* w è r m i š è l, *omelette* à m l è t, ital. *maccheroni* m à k r *o* n i; franz. *cervelas* s æ r w i l à, *charcu-*

[1] Vgl. unter Dissimilation von n > l unter § 7, 4.

terie šàrkytərí, *côtelette* khùtlèt, *fricot* friko, *jus* šy, *biftek* piftèk,[1] *bœuf à la mode* pefələmót.

Fast ausschliesslich französische Fremdwörter kennt die Mundart zur Bezeichnung von Modegegenständen, besonders für Kleiderstoffe, Kleidungsartikel, Schmucksachen u. dgl. Allgemeinere Begriffe: *luxe* lyks, *passementerie* pàsmàntərí, *broder* protìərə, *festonner* fèštəniərə, *fournir* fùrniərə; Stoffe: *bombasin* pùməsin, *cancevas* khànəfàs, *flanelle* flànal, *gros de Naples* krotənàwl, *gros de Tours* krotətýr, *molleton* mùltùm, *peluche* plyš, *percale* pèrkàl, *perse* pèrs, *Provence* prowànš, *tulle* tyl, *vernis* wærni, lat. *barracanus* pàriχət; Kleidungsgegenstände: *anglaise* àŋklès, *cylindre* silantər, *bride* prít, *blouse* plýs, *bottine* potin, *bretelles* prètèl, *cache-nez* kàšnè, *caleçon* kalsù, *camisole* khàmisól, *capuchon* khàpəšùŋ, *ceinture* santýr, *chapeau-bas* šàpopà, *chaussette* plur. šosètə, *chemisette* šmisèt, *cravate* kràwàt, *faux-col* fokol, *fichu* fišy, *filet* filè, *finette* finèt, *flotte* flot, *foulard* fylâr, *frileuse* frilés, *galoche* khàlošə, *gamache* kàmàšə, *gibus* šipys, *gilet* šilè, *guêtre* kètə(r), *habit veste* àpiwèst, *jaquette* šakèt, *jupe* šyp, *jupon* šypùŋ, *manchette* màšèt, *mitaine* plur.dem. mitènlə, *paletot* pàlto, *par dessus* partəsy, *pèlerine* pèlərin, *perruque* pàrek, *ruche* ryš, *tournure* tyrlýr, *voile* wùal, engl. *shawl* šàl; Schmucksachen, Parfumeriewaren: *agrafe* àkràf, *broche* proš, *bracelet* pràslèt, *breloque* plur. pærlokə, *eau de lavande* lotləwàŋ, *bergamote* pèrjəmot, *fleur d'Orange* flètràrš, *eau de javelle* šàwalə-wàsər (= Wasser), *poudre* p(h)ýtər, *pommade* pàmât; andere Gebrauchsgegenstände, Einrichtungen, Möbel u. dgl.: *buffet* pefèt, *commode* khàmùt, *canapé* khànəpèt, *sommier* sùmjə, *fauteuil* fotal, *housse* hys, *embrasse* plur. ˌàprasə, *calorifère* khànùnifèr, *char à bancs* šàrəpàŋ, *charrette* šàrèt, *calèche* khàlatš; *portrait* portərè, *parasol* pàrəsol, *parapluie* pàrəpli, *pot de chambre* potšàmpər, *porte monnaie* portmonè, *saladier* sàlàtjer u. s. w.

Einen Hauptbeitrag zu den Fremdwörtern erhielt die Mundart durch Ausdrücke der französischen Heereseinrichtung. Ausser den hier angeführten Bezeichnungen für Personen, Gegenstände u. dgl. haben die Elsässer gewiss noch sehr viele andere Wörter der gewöhnlichen Umgangssprache aus dem Soldatenleben mit in die Heimat gebracht.

---

[1] Ein englisches, durch das Französische vermitteltes Wort.

Allgemeine Ausdrücke: *congé* k h û š e, *service* s æ r w i s, *convalescence* k h ù w a l ə s â s, *visite* f i s *i* t, *réforme* davon r è f *ù* r m ə r (Untauglicher) u. vb. r è f *ù* r m ə, *uniforme* y n i f o r m, *monture* m ù n t *y*'r, *prêt* p r é, *masse* m â s,[1] *pays* p è j (Landsmann), *théorie* t h i ó r i; ferner *appel* à p a l, *rapport* r à p ò r, *ordre* o r t r, *parole* p à r *ù* l ə, *ordonnance* o r t ə n à n t s, *parade* p h à r *á* t, *marche-route* m à r š r y t, *étape* t à p ə, *exercer* a k s ə t s *i* ə r ə, *déserter* t e s ə t *i* ə r ə, *engager* à ŋ k à š *i* ə r ə, *présent* p r é s ̨à (hier!), *qui vive* k i w i f; Heereseinteilung: *bataillon* p à t l j *ù* n, *compagnie* k h ù m p ə n *í*; *chasseur* š à s œ r, *cuirassier* k h y r à s j ə, *grenadier* k r à n ə t *i* ə r ə r, *marine* davon m à r *i* n ə r, *pontonnier* p ù t o n j e, *train* t r ̨æ; Personen: *capitaine* k h à p t *á* n, *caporal* k h à p r *á* l, *commandant* k h ù m ə t *à* n t, *tambour-major* t à m p ə l - m à š ó r *franc-tireur* f r ̨à t i r œ r, *conscrit* k h ̨ù s k r i; *faction* f à k s j ù f à k s j *ù* n, *sentinelle* s à n t i n è l, *patrouille* p à t r *ù* l; Gegenstände, Waffen etc.; *baïonnette* p æ j ə n è t p æ j ə n *é* t, *bombe* p ù m, *capsule* k h à p s y l, *cartouche* k h à r t y š; *capote* k h à p *y* t, *képi* k h è p i, *shako* š à k o; *gamelle* k à m è l, *casserole* k à s r o l; schliesslich Ausdrücke wie *bataille* p à t *à* l i, *campagne* k h à m p *à* n i, *bivac* p i w à k, *camper* k h à m p *i* ə r ə, *bombarder* p ù m p ə r t *i* ə r ə, *rempart* r à m p à r, *retirer* r è t r *i* ə r ə, *consigner* k h ù n s ə n *i* ə r ə, *blesser* p l a s *i* ə r ə; *médaille coloniale* (frz. Ausspr.) ist neuerdings im Volke viel genannt worden. — Vielleicht stammen aus der Soldatensprache auch *rendez-vous* r à n t ə w y, *caresse* k h à r è s, *caresser* k h à r è s *i* ə r ə, *bras dessous bras* (eigentlich bras dessus bras dessous) p r a t s u p r a u. dgl.

Nicht minder gross ist die Zahl derjenigen f r a n z ö s i s c h e n Bezeichnungen, welche durch die verschiedenen Zweige der V e r w a l t u n g u n d B e h ö r d e dem Volke bekannt und geläufig geworden sind.

Allgemeinere Begriffe: *département* t è p à r t ə m *a* n t, *gouvernement* k y w è r l ə m à ŋ, *préfecture* p r è f a k t *y*' r; *bureau* p y r o, *cabinet* k h à p i n *é* t; *employé* à m p l ə *χ̨* *i* ə r t ə r, *député* t e p ə t *i* ə r t ə r, *secrétaire* s è k r ə t æ r (Geheimschreiber); *certificat* s æ r t i f i k h *â* t, *circulaire* s i r k y l æ r, *pétition* p è t i t s j *ù* n, *publication* p y p l i k *à* t s j *ù* n, *réclamation* r è k l ə m à t s j *ù* n, *réclamer* r è k l ə m *i* ə r ə, *permission* p a r m ə s j *ù* n, *nomination* n ó m i n à t s j *û* n, *démission* t e m ə s j *ù* n, *pension* p a n s-

[1] In neuerer Zeit wieder in Erinnerung gebracht durch die Rückzahlung des «Masse-Geldes» seitens der französischen Regierung.

jûn pàsj*û*n, *retraite* làtrèt; Gemeinde-, Forstverwaltung etc.: *maire* mǽr, *adjoint*[1] àtš*y*ə, *mairie* mærər*í*, *greffe* krèf, *greffier* krèfjə, *sergent de ville* sèršànt-wil, *pompier* pùmpjə pûpje; *cantonnier* khàntùnjər, *rigole* rikol, *trottoir* trotwár; *expertise* èkspart*í*s, *expert* èksp*a*rt; *pépinière* pepinjèr, *baliveau* pàliwo, *coupe* khyp, *permis* (de chasse) pèrmi, *garde de chasse* kàrtšàs,[2] *braconnier* pràk*ù*njər; *garde de pêche* kàrtəpèš, *brigadier* prikártjə, *gendarme* šàntàrm, *triage* triáš; Steuer, Zoll etc.: *contrôle* khùntrol, *contrôler* khùntrəl*i*ərə, *contrôleur* khùntrəlǽr, *receveur* rèsəwǽr, *contribuer* khùntərp*i*ərə, *contribution* khùntripytsj*û*n, *régie* rèši, *douanier* twanje, *contrebande* khùntərpànt, *contrebandier* khùntərpanjər, *monopole* monipol (vom Tabak), *débit* tèpi (vom Tabak).

Aus dem Rechtswesen (Gericht, Notar u. s. w.) leben lateinische und französische Benennungen in der Mundart fort.

notarius nàt*á*ris nàt*á*rjes, *advocatus* àtfəkh*â*t, *vocatus* fokt, *curator* khàr*â*tər, *procurator* prokr*â*tər, *commissarius* khùməs*á*ri, *commissaire* khùmisêr, *juré* šýri, *huissier* hysjə, *exsequens* èksəkw*a*nt; *prévenir* prèwən*i*ərə, *citare* tset*i*ərə, *citatio* tsetətsj*û*n, *avertir* àwèrt*i*ərə, *saisir* sas*i*ərə, *saisie* sêsi, *terminus* tarm*i*n, *consulter* khùntsəlt*i*ərə, *resolvere* rèsəlw*i*ərə, *plaider* plèt*i*ərə, *appeler* àpl*i*ərə, *cause* khós, *hors de cause* hórtəkós, *juger* šyš*i*ərə, *condamner* khùntən*i*ərə, *sententia* sant*a*nts, *tribunal* tripyn*â*l; *prison* pris*û*n, *violon* wìlùŋ, *procès-verbal* prùsəw*a*rpàl, *protocole* protikh*o*l, *dommages et intérêts* tùməš*a*ntəri; *testamentum* tèštəm*a*nt, *inventarium* enfət*â*ri, *maior ennis* (= annis) mæir*a*nt; *item* itəm, *sou par livre* sýpàrliwər (bei Versteigerungen), *adjugé* àtšyšé (bei Versteigerungen).

In erster Linie sind es wieder französische Ausdrücke, die sich durch den Handel und Geschäftsverkehr im Volke verbreitet haben.

Eisenbahn und Post: franz. *gare* kár, *wagon* wàkù, *tramway* tràmwáj, *billet* piljè, *retour* rètýr, *embarquer*

---

[1] Ebenso lat. adiunctus àtj*ù*ŋk.

[2] Aus der Jägersprache ausserdem: *couche* kuš kyš, *apporte* àport, *ici* isi, *tout beau* typó, *ramasse* ramas.

inpàrikiərə, *avis* àwi (Benachrichtigung); *timbre* tœpər, *facteur* faktœr, *dépêche* tèpèš, *téléphone* tè—ləfù, ital. *franco* fràŋko; Kassenwesen: franz. *caisse d'épargne* kèštəpàŋk, *caissier* khèsjə, *assurance* àsər̨às, *police* polis, *action* àksjùn, *rabais* (?) rà—pàs, *faillite* fàlit, ital. *banca rotta* pàŋkrot, franz. *sou* sý, *livre* liwər; Handel: *affaire* àfár, *condition* khùntətsjùn, *bénéfice* pènəfis, *profit* profit, *voyageur* wajəšœr, *courtier* kùrtjə, *courtage* kòrtáš; *rebut* rèpy (vom Tabak), *bascule* pàskyl, *bidon* pitùŋ, *devanture* tèwàtýr.

Hieran reihen sich zahlreiche französische Wörter[1] aus der Sprache der Arbeiter und Handwerker; diese kamen auf ihren Wanderfahrten (wojáš *voyage*) wohl bisweilen nach Sàŋtîətəl (*St. Dié*) oder Nàntsiχ (*Nancy*), viele von ihnen waren auch Handwerker beim Militär, wo sie im àsinàl (*arsenal*) französische Ausdrücke kennen lernten. *architecte* àtšətèk, *ingénieur* enšəniərər, *entrepreneur* àtərprènœr, *contre-maitre* khùntərmêtr; *accord* àkhort, *accorder* àkətiərə, *métier* mètjə, *pratique* pràtik; *façon* fàsùn, *réparer* rèpəriərə, *réparation* rèpəràtsjùn, *face* fàs, *charnière* šàrniər, *corniche* kàrnes[2] (— howl = Hobel), *diamant* temànt, *merlin* mærleŋ, *moulure* moliər (— howl = Hobel), *placage* plàkâš, *polir* poliərə, *six lignes* silinlə (kleine Nägel), engl. *pitch-pine* davon adj. pitšpæimə (etym. = — baumen); *sans lis* (?) sàli, *lisse* lis, *mailloche* màjoš; *tournevis* tùrnəwis, *mécanique* mekənik, *manège* mànêš, *soupape* sypàp; *raser* ràsiərə; — *tombereau* tùmprù, *terrasser* tràsə, *terrassier* tæràsje, *talus* tàly, *béton* pètùŋ, *mœllon piqué* moləpik.

Zum Schlusse möge noch eine Zusammenstellung von Gruss- und Fluchformeln folgen, die grösstenteils auch aus dem Französischen entnommen sind.

adieu àtjé, *bonjour* pùšùr, *bonsoir* pùswár, *salut* saly; *merci* mærsi, *voilà* wala; *parole* (d'honneur) pàrùlə (Beteuerung); — *merde* mært, *je t'en merde* štàmært, *nom de Dieu* nùntətje, *nom de foutre* nùntəfytər, *nom de diable* nùntətjàwl, *nom d'un chien* nùntəšj̨æ, *nom d'une pipe* nùntəpip, *mille de Dieu* meltətje, *parbleu* pàrplè,

[1] Als spezielle Kunstausdrücke sind gerade hiervon die wenigsten allgemein bekannt.
[2] Hd. Karnies.

sacré Dieu såkərtje, *canaille* kanaj, *saprelotte* såpərlût, *sacramentum* såkərmant u. a. —

Nicht zum Lobe gereicht es dem elsässischen Bauer, dass er auch mit städtischen Einrichtungen und Begriffen wie *boxon* poksəm, *bordel* portèl, *maquereau* måkro, *maquerelle* måkral bekannt ist. —

Die vorgeführten Beispiele [1] verschaffen uns einigermassen ein Urteil darüber, wie sehr das Elsass schon vom Romanentum durchdrungen war. Das Volk hatte sich nach bestem Vermögen den fremden Verhältnissen gefügt und angepasst. Aber «das geistige Leben dieses deutschen Landes hat unermesslichen Schaden gelitten durch seine Einfügung in ein fremdes Staatswesen und die dadurch angebahnte Loslösung aus dem Zusammenhang mit dem deutschen Kulturleben, auf dessen Grundlage sich alles, was wir in Mittelalter und Neuzeit Bewundernswertes im Elsass finden, gebildet hatte». [2] Dennoch war das deutsche Leben auch jetzt noch nicht erloschen. Im grossen und ganzen hatte sich wenigstens die deutsche Sprache im Elsass am Leben erhalten. Die alten Bande, die das Elsass mit dem grossen deutschen Vaterlande verknüpften, die nationale Verwandtschaft, die Gemeinschaft der Sprache selbst, des Denkens und Empfindens, waren keineswegs völlig beseitigt. Und mit dem Aufhören der französischen Herrschaft und des französischen Einflusses in Schule, Heer, Verwaltung und Verkehr ist bereits auch die französische Sprache bedeutend in Rückgang geraten. Zwar gibt es auch heute unter dem Volke noch Leute genug, die nach dem Beispiele einiger Vornehmen mehr aus modischer Bildungssucht als aus Bildungsdrang ihre Kinder in fremden Sprachen, namentlich in der französischen, unterrichten lassen und so gewissermassen einerseits eine stets fliessende Quelle für neue Fremdwörter, andererseits günstigen Boden für das Weiterleben schon bekannter schaffen. Aber französisch sprechende Familien gibt es unter dem eigentlichen Volke sehr wenige. Wohl schickt nach hergebrachter Sitte mancher Vater bisweilen seine Tochter in irgend ein französisches «pensionnat» oder den Sohn in ein auswärtiges «collège», aber dadurch kann dem deutschen Wesen und der deutschen Sprache im Elsass wenig Eintrag getan werden. Mag auch der ehemalige fran-

---

[1] Ueber Fremdwörterwesen im Elsass vgl. auch Spieser, Ref. 1900, S 13ff.

[2] Witte, a. a. O., S. 17.

zösische Soldat begreiflicherweise mit Begeisterung vom alten «régime» und seinem Soldatenleben erzählen, so hört man doch jetzt ebenso oft die Söhne, die vor kurzem ihre militärische Dienstzeit als deutsche Soldaten beendet haben, ernsthaft über deutsche Disziplin u. dgl. «disputieren». Durch den gemeinsamen Heeresdienst, durch die deutsche Schule, die Verwaltung und den Verkehr hat alles Französische ein starkes Gegengewicht erhalten. Manche hochdeutschen Bezeichnungen treten nunmehr in der Volkssprache in gewissem Sinne als Fremdwörter auf; französische werden verdrängt. Man sagt Fräulein (= Lehrerin) neben màmsèl (*mademoiselle*), Bürgermeister neben mèr (*maire*), Gemeindehaus statt mèrərí (*mairie*), Urlaub neben parməsjû n (*permission*); ferner[1] Gemeindeschreiber neben krèfjə (*greffier*), Hegemeister neben prikártjə (*brigadier*), bremsen neben die mèkənik (*mécanique*) zumachen, Flasche neben potal (*bouteille*).

Es liegt in der Natur der Sache, dass ein Fremdwort um so eher und umso länger am Leben erhalten bleibt, je häufiger es im täglichen Umgang gebraucht wird, je näher es dem Gedanken- und Anschauungskreise des Volkes liegt. Aber es lässt sich auch sehr leicht feststellen, dass von all den französischen und zum Teil auch von den übrigen Fremdwörtern, die den älteren Leuten bekannt sind oder früher geläufig waren, eine sehr grosse Anzahl den jüngern ganz unverständlich ist. Der Tag liegt wohl nicht mehr allzu fern, wo wir unter den neuen Einflüssen und Verhältnissen auch die letzten Elemente des alten Welschtums bis auf spärliche und unwesentliche Reste werden schwinden sehen. Treffend sagt Witte:[2] «Mag es vielleicht noch lange dauern, einst muss die Zeit kommen, in der die deutschen Ahnen des elsässischen Stammes in ihrer Heimat wieder zu Ehren kommen werden; dann werden die Elsässer ihrer grossen Väter, die sie so lange verleugnet haben, wieder würdig sein und an dem Kulturleben unserer deutschen Nation in freudiger und fruchtbringender Mitarbeit teilnehmen».

§ 2.

Verhältnis des Elsässischen zum Nhd. in Bezug auf den Wortschatz.

Konnten so die elsässischen Mundarten infolge des mächtigen Einflusses der fremdsprachigen Nachbarn von einer ge-

[1] Vgl. Menges, Volksmda. S. 55.
[2] A. a. O., S. 18.

wissen sprachlichen Verwelschung nicht verschont bleiben, so darf man ihnen doch in anderer Beziehung den durch und durch deutschen Charakter nicht absprechen. Zumal ein Vergleich mit der Schriftsprache lässt uns die Ursprünglichkeit[1] der Mundart deutlich erkennen. Unsere deutsche Schriftsprache hat sich selbst von fremden Eindringlingen nicht frei zu halten vermocht. Im Gegenteil, sie gebraucht ohne wirkliche Not oft da fremdartige Bezeichnungen, wo die Mundart ein echt deutsches Wort besitzt. Statt *Gardine* sagt der Elsässer Fenstertüchel oder Umhängel, Briefsäckchen statt *enveloppe* oder *couvert*, Hausgang statt *corridor*, Staden statt *quai*, Stock statt *étage*, Zuckererbsen (-bohnen) statt *bonbons*, gewöhnlich der hohe Hut statt *cylindre*, Brusttuch statt *gilet*, Leibel statt *corset*, Zettel statt *billet*, nie *renommieren* sondern den Grossen machen, nie *Kartoffeln* (Lehnwort aus ital. *tartufolo*) sondern Erdäpfel Herdäpfel Grundbirnen Grundbeeren, nie *parfum* sondern šmèkətə (von schmecken = riechen); neben *cousine* kennt man die Bezeichnung Base, Bäsel oder Geschwisterkind; fast überall und immer sagt man Haft für *agraffe*, Fleischbrühe für *bouillon*, Strauss Buschen Majə für *bouquet*, ungefähr für *circa*, Zuckerbäcker für *conditor*, Rössel-Ringelspiel Reiterei oder Kütschel (dem. v. Kutsche) für *carrousel*, anbringen anzeigen für *denunzieren*, im Fall zum Fall für *eventuell*, vorstellen fürgehn für *konfirmieren*, pfetzen für *koupieren* (die Fahrkarte), hinterfür oder nicht recht für *konfus*, Weise für *Melodie*, äugeln für *okulieren*, abmalen abmachen abnehmen für *photographieren*, vom Hundert für *procent*, Lattenzaun Lättle für *Staket*, Verding für *Submission*, Schleim- Nervenfieber für *Typhus*, üben dran oder gerade über für *vis-à-vis*, mit für *per*, auf für *pro*, Gesundheit für *prosit*; neben *absolut* gebraucht man ebenso oft oder meist: rund aus, neben *courage*: 's Herz, neben *direkt*: eins Gangs, gerade, neben *egal*: einerlei, ein Tun, gleich (?), neben *Gamasche*: Ueber-, Streifstrumpf, neben *krepieren*: hingehen, ver-

---

[1] Vgl. zum folgenden auch Els.-Lothr. Schulbl. 1891, S. 225 ff., ferner Kahl, a. a. O., S. 43 u. 47 ff. — Ueber Bewahrung alter Sprachreste in Ortsnamen u. dgl. vgl. Stehle, a. a. O., z. B., S. 13: Sewen = Dat. Plur. von ahd. seo : sewun, S. 15: Noll von ahd. hnol = Spitze, Leh von ahd. hleo = Hügel u. s. w.; ferner Kahl, a. a. O., S. 54 ff. — Des weiteren vgl. man noch Menges, Volksmda. S. 55 ff. sowie besonders Els.-Lothr. Schulbl. 1901, S. 288 unter «Bureau».

recken (= starr ausrecken sc. die Glieder), neben *Linie*: Zeile, neben *Medizin*: Arznei oder «Einzunehmen», neben *omelette*: Eier-, Pfannkuchen, neben *porte-monnaie*: Geldsack, -beutel, neben *Gelenkrheumatismus*: Fluss, Gliederweh usw. usw.

Vielfach haben die elsässischen Mundarten wenigstens ein altes Lehnwort beibehalten, wo die Schriftsprache zu neuen Fremdwörtern greift;[1] khèšt (ahd. chestinna, mhd. kesten) nhd. *Kastanie*, sèjəršt (ahd. sigristo, mhd. sigriste) nhd. *Sakristan* (freilich auch elsässisch daneben sàkrištân), u. a.

Wenn schon daraus hervorgeht, dass die Mundart das Erbe der älteren, besonders der mhd. Sprache in manchen Punkten treuer bewahrt hat als die heutige Schriftsprache, so erkennen wir dies noch deutlicher daran, dass sie in ihrem Wortschatze urdeutsche Ausdrücke besitzt, die dem Hd. verloren gegangen und von ihm teilweise durch fremde ersetzt worden sind. Vgl. els. àŋkə (ahd. anko, mhd. anke) und nhd. *Butter*[2] (*butyrum*); oberels. koiχ (ahd. gouh, mhd. gouch, Murners «Gauchmatte») und nhd. *Kuckuck*[3] (ndl. *koekoek*); hierher gehören auch die meisten Monatsnamen: els. Hornung nhd. *Februar*, els. Brachmonat nhd. *Juni*, els. Heumonat nhd. *Juli*, els. Herbstmonat nhd. *September*, els. Weinmonat nhd. *Oktober*, els. Wintermonat nhd. *November*, els. Christmonat nhd. *Dezember*; für *August* und *Januar* gebraucht der Elsässer die eingedeutschten Formen Augst (mhd. ougest) und Jänner. Viele elsässischen (= mhd.) Benennungen finden im Nhd. kaum noch eine Entsprechung; vgl. els. talwə mhd. tëlben, plyəšt mhd. bluost, fər-kèlštərə (tr. = erschrecken) von ahd. galstar, fèrtər (= Vorder)-haməlә dem. von mhd. hamme, èwətsemær mhd. eben sô maere, pûsə ahd bôzo mhd. bôze (Bund Stroh), tswál mhd. twehele zwehele, tæisəm ahd. deismo mhd. deisme, kràpfə ahd. chrâpfo mhd. krâpfe, priəli (Name eines Platzes) ahd. bruil mhd. brüel; lûsə (mhd. losen) enthält dieselbe Wurzel wie lauschen, els. lyštrə (mhd. lustren), Leumund usw.; in oberels. haik (= Konjunktiv: hätte) finden wir vielleicht einen Rest des gotischen verbums áih aig = habe, besitze[4]; man vergleiche weiter els. mikər (= Nierenfett) ahd. mittigarni, els. mùmpər [Rosteig und Umgegend] mhd. muntbor, els. àntàn mhd.

---

[1] Vgl. Reform 1900, S. 14.

[2] Ueber Verbreitung von pùtər neben àŋkə im Elsass vgl. Els.-Lothr. Schulbl. 1901. S. 288.

[3] Vgl. Kluge, etymol. Wb

[4] So Martin; nach Weinhold, alem. Gr. 386, 387 ist heig heigist heig aus der Grundform habege entstanden.

ande ant (einem à. tun = kränken, Schmerz verursachen), els. ərkhówərə mhd. erkoberen (sich erholen), els. ájərt mhd. egerde, els. tsain got. tainjo mhd. zeine, els. âsə (von manchen mit Unrecht für latein. *a se* gehalten) mhd. alsô alse z. B. in der Verbindung: âsə nîəχtər = nüchtern wie er war; els. mùt mhd. mot in mùthyfə ein Haufen von Rasen, Stoppeln und Gesträuch zur Verbrennung, wie sie im Herbst zur Düngung auf den Feldern stattfindet.[1] — In zahlreichen andern Fällen steht die Form eines elsäss. Wortes dem mhd. näher als die entsprechende nhd.; vgl. els. fâsənâχt mhd. vasenaht nhd. Fastnacht, els. tsišti ahd. mhd. Zîestac nhd. Dienstag, els. kàlræi mhd. galreide nhd. Gallerte, els. hèwàn ahd. hevanna nhd. Hebamme, els. pyəšəm mhd. buosem nhd. Busen; ahd. brëmo mhd. brëme ist in els. prám-(m)ùk besser erhalten als in nhd. Bremse (= andd. brimissa) usw. usw.

Mit Rücksicht auf diese nahe Verwandtschaft des Elsässischen mit dem mhd. und der alten Sprache überhaupt konnte der zukünftige «Dokter» Reinhold aus Bremen in Arnolds Pfingstmontag III, 5 mit Recht sagen:

> «Die Sprache selbst, wenn auch uns Fremden seltsam neu,
> Klingt herzlich und naiv, die Tochter alter Treu'
> Und ungekünstelter und freier Lebensweise.
> So sprach man schon am Rhein, als dort mit kühnem Fleisse,
> Was durch Begeisterung in ihm ein Gott ersann,
> Erwin den Riesenbau des Münsterdoms begann.
> Die Sprache war dies einst der ersten Minnesinger;
> Es schwur hier früher so der eine Karolinger
> Dem andern Treue zu, und längst um Klodwichs Thron
> Ertönt' mit edler Kraft die alte Sprache schon».

§ 3.

Behandlung der aufgenommenen Fremdwörter durch die Mundart.

Auch hinsichtlich der Behandlung der aufgenommenen Fremdwörter unterscheidet sich die Mundart erheblich von der Schriftsprache. Diese will in Sprech- und Schreibweise das Fremdartige möglichst beibehalten; jene sucht das fremde Sprachgut nach Kräften den einheimischen Laut- und Betonungsgesetzen zu unterwerfen, sie will vor allem die fremde Aussprache nicht unter Misshandlung der eigenen Zunge nachäffen. Der Elsässer sagt nicht pyró (bureau) sondern pyro,

---

[1] Martin in Zs. f. d. A. 38, 186 zur Erklärung des Wortes «Muspilli».

nicht likœ'r (liqueur) sondern l i k œ r, nicht kuwèrnəmàŋ (gouvernement) sondern k y w a r l ə m à ŋ, nicht atake (attaque) sondern â n t à k u. dgl. Nur in sehr wenigen Fällen bemüht sich das Volk, bei französischen Fremdwörtern auch die französische Aussprache[1] beizubehalten; es sind dann in der Regel ganz junge Entlehnungen, die zum grossen Teil auf dem Wege des Fremdsprachenlernens vor sich gegangen sind.

Die elsässischen Mundarten verfahren vielmehr mit den fremden Eindringlingen noch ebenso wie schon in ältester Zeit die Sprache unserer Vorfahren. Die Fremdwörter müssen sich den mundartlichen Laut-, Flexions- und Betonungsverhältnissen und den Gesetzen der Wortbildung unterordnen, sie müssen deutschen Klang und deutsches Gepräge annehmen, mit einem Worte, sie werden umgedeutscht oder eingedeutscht. «Es werden», wie W a c k e r n a g e l[2] sagt, «die fremden Worte in Vokalen und Konsonanten eben den Gesetzen fortschreitender Entwickelung unterworfen, die für deutsche bestehen; sie werden b e t o n t wie deutsche, werden mit deutscher F l e x i o n, deutscher A b l e i t u n g bekleidet, werden durch Z u s a m m e n s e t z u n g mit deutschen Synonymen verständlicher gemacht, werden endlich durch bald leisere, bald stärkere A e n d e r u n g i h r e r G e s t a l t in den Anklang an wirklich deutsche Wurzeln und in deutsche Begriffsanschaulichkeit hereingezogen.»

Und in demselben Sinne ungefähr heisst es in der Einleitung zum deutschen Wörterbuch[3] der Brüder G r i m m: «Alle Sprachen, solange sie gesund sind, haben einen Naturtrieb, das Fremde .... mit den heimischen Elementen auszugleichen. Keine Sprache war aller Entfaltungen der Laute mächtig und den beiseite liegenden weicht sie aus, weil sie sich dadurch gestört empfindet. Was von den Lauten, gilt noch mehr von den Worten. Fällt von ungefähr ein fremdes Wort in den Brunnen einer Sprache, so wird es solange darin umgetrieben, bis es ihre Farbe annimmt und seiner fremden Art zum Trotze wie ein heimisches aussieht.»

Die äussere Form der Fremdwörter wird bisweilen hart mitgenommen und muss sich durch die Mundart die willkürlichste Verstümmelung und Entstellung gefallen lassen. Charakteristisch ist hierfür eine Szene aus A r n o l d s P f i n g s t-

---

[1] Nicht ganz zutreffend und allgemein giltig sind die Bemerkungen, die K a h l, a. a. O., S. 42 über diesen Punkt macht. Vgl. auch im folgenden S. 190, Fussnote.

[2] a. a. O., S. 7.

[3] S. XXVI unter «6. fremde Wörter».

montag V, 5, wo der alte Herr Starkhans von sich sagt: «I bin au e Jurrist wie er (der Vater Reinholds)» und seine Frau Dorothee statt dessen «Herrist» zu hören glaubt. Starkhans verbessert sie: «Jurriste saat merr!» Allein Frau Dorothee bleibt dabei und sagt: «'S isch all ain's, i wurr mer nit for fremdi Wörtle so's Muul sperre-n-alle Rittl» In diesen Worten liegt ein allgemeiner Grundsatz des Volkes: ungezwungene und ungekünstelte Auffassung und Behandlung der Fremdwörter. Neben der Form ist auch Inhalt, Begriff, Bedeutung und Geschlecht der Wörter vielfachem Wandel und Wechsel unterworfen worden.

Die Gründe dieser mannigfaltigen Erscheinungen sind zahlreich und stehen in gegenseitiger Wechselwirkung und Ergänzung. Abgesehen von den rein physiologischen Faktoren, die Lautveränderungen bedingen, sind es vor allem die psychologischen Gesetze der Assoziation und Reproduktion, welche der ohnehin schon nie ermüdenden Schöpfungskraft der Volksphantasie hilfreich entgegen kommen. Die Assimilation und die Wirkungen der Analogie spielen eine grosse Rolle. Substitution von Lauten und ganzer Lautkomplexe ist nicht selten; in der Anlehnung an geläufige, meist einheimische, aber auch an fremde Stämme, Wurzeln und Silben tritt ein gewisses etymologisches Bedürfnis des Volkes offenbar zu Tage. Noch viele andere Faktoren, wie das Streben nach Deutlichkeit auf der einen Seite und nach Bequemlichkeit auf der andern, sowie Missverständnis und besonders auch Willkür und Zufall gewinnen auf die Umgestaltung der Wörter einen weitgehenden Einfluss.

§ 4.

Die Betonung der Fremdwörter im Elsässischen.

Im Gegensatz zur Schriftsprache legt die Mundart bei Fremdwörtern den Akzent gewöhnlich auf die erste Silbe des Wortes. Sie befolgt dadurch das germanische Betonungsgesetz, das schon in ältester Zeit auch Fremdwörtern gegenüber zur Geltung kam. Diese Betonung finden wir z. B. bestätigt durch das Versmass im Heliand:[1]

18. *M*atheus endi *M*arcus, sô uuârun thia man hêtana,
    *L*ucas endi *J*ohannes. —
76. *Z*acharias unas hie hêtan.

[1] Nach O. Behaghel, Heliand, Halle 1882.

Diese Fälle bieten uns bloss fremde Eigennamen; aber auch für andere Wörter gilt das Gesetz; Muspilli:[1]

16. denne der man in pardisu pû kiuuinnit. —
38. daz sculi der antichristo mit Eliase pâgan. — usw.

Aus ahd. Zeit haben wir eine Menge Fremdlinge, die sich nach Form und Betonung ganz den einheimischen Regeln unterworfen haben. Dadurch sind sie vollberechtigte Bürger des deutschen Sprachschatzes geworden. Die Mundart schliesst sich nun in der ganzen Behandlung des fremden Sprachmaterials der alten Sprache näher an. Durch die Betonung auf der ersten Silbe erhält das aus einer anderen Sprache aufgenommene Wort einen teilweise deutschen Charakter: es ist damit ein erster Schritt zur Eindeutschung getan.

Dieses Betonungsgesetz gilt besonders für die meisten französischen Fremdwörter. So heisst es z. B.:

pytik *boutique*, khàpəšùŋ *capuchon*, hàsâr *hazard*, šàntl *chandelle*, kræjùŋ *crayon*, pàrəpli pàrplè *parapluie*, pàslətàŋ *passe-temps*, pàspərty *passe-partout*, àsər̨às *assurance*, khùntrol *contrôle* usw.

Einige Fälle weisen ein Schwanken auf, indem auch die letzte Silbe den Ton tragen kann, z. B.:

kàràf karàf *carafe*, šàplýr šàpl*y'*r *chapelure*, àlart àl*a*rt *alerte*, fortyn fort*y*n *fortune*, rèpyplik rèpypl*i*k *république*, éksprаs èkspr*a*s *exprès*, syptil sypt*i*l *subtilis*, kràwàt kràw*à*t *cravate*, fùntil fant*i*l *ventile*, rûsinl rûs*i*nl *raisin*, khàpal khàp*a*l *capella*, týwàk tyw*à*k *tabac* und andere.[2]

Es gibt aber ausserdem einige Wortgruppen, die in der Regel auf undeutsche Weise betont werden, indem der Akzent nach dem Wortende gerückt wird. Die meisten lateinischen Fremdwörter behalten ihre ursprüngliche Betonung bei, und zahlreiche französische Wörter werden durch lateinische mit demselben oder ähnlich klingendem Ausgange in der Betonungsweise beeinflusst. Es sind namentlich folgende Endungen, die im Worte gewöhnlich den Hauptton tragen:

1. -àk, -ek:

pàr*à*k *baraque*, šàwr*à*k *chabraque*, tyw*à*k (neben týwàk) *tabac*; fàwr*e*k *fabrique*, pàr*e*k *perruque*; dagegen nur fisik *physique*, pràtik *pratique*, pytik *boutique*, pyplik *public* und wohl unter dem Einflusse des letzteren rèp*y*plik *république* neben rèpypl*i*k.

---

[1] Nach Müllenhoff und Scherer, Denkmäler Nr. 3.
[2] Einzelne werden im folgenden noch erwähnt.

Vielleicht nach lat. Wörtern wie èfakt *effectus*, pèrfèkt *perfectus*, tirèkt *directe* heisst es auch èksàkt *exact*.

2. -âl:

viele lat. Wörter wie špetâl *hospital*, ràtəkhâl *radicalis*, štàntâl *scandalum*; danach àrsənâl *arsenal*, pretâl *brutal*, khàpərâl *caporal*, èkâl *égal*, fàtâl *fatal*, orišinâl *original*, totâl *total*.

-al:

lat. Wörter wie khàpal (auch khàpal) *capella*, khàštal *castellum*; ebenso àpal *appel*, pàkətal *bagatelle*, potal *bouteille*, tsitətal *citadelle*, fùntənal *fontanelle*, nàtral *naturel*; aber fotal *fauteuil*, flànal *flanelle*, sogar šàntl aus *chandelle*.

-ol:

khàmisól *camisole*, kràmpól *carambole*, špànjól *espagnol*, pàról *parole*, pàtrol *patrouille*, protəkhol *protocole*.

-il:

syptil lat. *subtilis* u. a.; tifəsil *difficile*.

3. -ân:

lat. wie khùmpân *companium*, sàkrištân *sacristanus*; ebenso šikân *chicane*.

-in:

lat. khàmin *caminus*, tharmin *terminus*; ebenso pùməsin *bombasin*, màšin *machine*, mètətsin *médecine*, pràlyn (statt pràlin) *praline*.

4. -ant, -ànt:

zahlreiche lat. wie àtfant *adventus*, horant *horrendus*; mit Anlehnung an diese Endung auch mœirant *maior ennis*; ebenso khorpəlant *corpulent*, empartinant *impertinent*, ensàlant *insolent*, prèsant *présent* (= Geschenk); — ferner priljànt *brillant*, šàrmànt *charmant*, àmpətànt *embêtant*, ànyjànt *ennuyant* und alle übrigen auf *-ant*; ebenso mit ähnlichem Ausgang àfrùnt *affront*.

-mant:

zahlreiche lat. wie fùntəmant *fundamentum*, tèštəmant *testamentum*; nach ihnen: khùpləmant *compliment*, lošəmant *logement*, mùmant *moment* usw.; aber auch šàšəmą̀ *changement*, tysmą̀ *doucement*. Nur jùštəmant *justement*.

5. -ans:

viele lat. wie pèštəlans *pestilentia*, èksəlans *excellentia*, œ̀ytjans *audientia*; danach khorpəlans *corpu-*

lence, e m p a r t i n a n s *impertinence*; so auch f ə r k h â u s *vacances.*

6. - â r:

zahlreiche lat. auf *-arius, -orius*: n à t â r i *notarius*, f i - k h â r i *vicarius*, f ə r t ó r i *victoria*, f i s i k h à t ó r *vesicatorius*; danach š à r ə w á r i *charivari*; so auch à f á r *affaire*, o r t ə - n á r *ordinaire.*

- ý r :

lat. wie k r è à t y' r *creatura*, p o l ə t y' r *politura* ; so auch f r e s y' r *frisure*, m o n t y' r *monture*, p à š t y' r *posture*; aber p o r t ý r *bordure*, t è w à t ý r *devanture*, š à p l ý r und š à p l y' r *chapelure.*

7. - a r t, - o r t :

è k s p a r t *expert*, à l a r t (neben à l a r t) *alerte*, à p à r t *apart*; à k h o r t *accord*, r à p o r t aber r à p ó r *rapport.*

8. - a s :

lat. p r o t s a s *processus*; so auch à t r a s *adresse*, è k s - p r a s *exprès*; k r i m à s und k r i m à s *grimace.*

- i s, - y s :

lat. p à r ə t i s *paradisus*, p r è t s i s *præcise*; so auch è k s p a r t i s *expertise*, k h à p r i t s (statt k h à p r i s) *ca-price*; — lat. k h ù m f y' s *confusus*, so è k s k h y' s *excuse*; ebenso k h o l o s *colosse.*

- û s :

die franz. Endung *-eux* erhält Aussprache und Betonung von lat. *-osus*: k h ù r j ù s *curieux*, f à m ù s *fameux*, f y r - j û s *furieux*, s e r j ù s *sérieux*, š t r y w l ù s *scrupuleux*, ähnlich auch k r à n t j û s *grandiose*; ebenso wird betont š e n ə r é s *généreux.*

9. - â š :

p à k â š *bagage*, p à n t â š *bandage*, p à s â š *passage*, p l à k â š *placage* und alle übrigen auf *-age*; ebenso k à m à š *gamache*, k h à l o š ə *galoche*, m à n è š *manège* usw.; nur p o t æ š *potache*, m ù s t æ š *moustache*; ferner k o r t à š *courtage.*

10. - â t :

zahlreiche lat. Wörter wie à t f ə k h â t *advocatus*, t e - p ə t à t *deputatum*, t e š p ə r â t *desperatus*, à p s ə n à t *obstinatus*; ebenso k h à m ə r à t *camarade*, s è r t i f i k h à t *certificat*, t è l i k h à t *délicat*, p à r à t *parade*, p ù m à t *pommade*, s è r n à t *sérénade*; dagegen p r o m n á t *promenade.*

- é t, - è t :

lat. Wörter wie k h ù m p l é t *completus*, p r i f é t *privata*, t s e k r ẹ́ t *secreta* ; ebenso m à n š ẹ́ t (aber m ą̀ š è t) *man-*

chette, k l à r n *é* t *clarinette*, p i k *é* t *piquet*, p a j ə n *é* t *baïonnette*, l à f *é* t *l'affût*; auch r è t r *è* t *retraite*.

Wie diese, so auch lat. auf *-tas*, frz. *-té* [-t é t]: f e t-l ə t *é* t *fidelitas*, k r à f ə t *é* t i š von *gravitas*; p r o p ə r t *é* t *propreté*, s o s j ə t *é* t *société*, k h o m o t i t *é* t *commodité*, w i-f i t *é* t[1] für *vivacité* und alle dieser Art.

-i t, -y t:

s o l *í* t *solide*, š t y p *í* t *stupide*; à p ə t *i* t *appétit*, p r o-f *i* t *profit*, f i s *i* t *visite*; aber t i m i t *timide*; — lat. à p s ə-l *y* t *absolute*, ebenso t e š p *y* t *dispute*.

-o t, -û t:

š à l *o* t *échalote*, k h ù m p *o* t *compote*, k h à p *o* t *capot*; k h à m *ù* t *commode* (Subst. u. Adj.), m à r *ù* t *maraude*.

11. -â w l:

franz. Endung *-able* ist betont wie lat. *-abilis*:

k h à p *à* w l *capable*, p à s *â* w l *passable*, p r o f ə t *â* w l *profitable*, r è s o n *â* w l *raisonnable*, l à m ə t *â* w l *lamentable*, m i s ə r *â* w l *misérable*, r a n t *â* w l *rentable*, r è š p è k t *â* w l *respectable*, r è š p ù n s *â* w l *responsable*, w è r i t *â* w l *véritable*, š t â w l *stable*.

12. -í:

Wie lat. Wörter auf -i a, so auch franz. auf -i e:

f à n t ə s *i* *phantasia*, s e m p ə t *i* *sympathia*; p à t ə r *í* *batterie*, p r à s ə r *í* *brasserie*, k h ù m p ə n *í* *compagnie*, š e n *í* *génie*, š à l y s *í* *jalousie*, ebenso p à r t *í* *parti* und *partie*; durch Analogie auch l o š *í* *logis*.

13. -i ə r:

lat. auf *-erium*, *-arium*, franz. auf *-ière*, *-ier*:

š à p l *i* ə r *scapularium*, k r e š t *i* ə r *klysterium*, l i ŋ *i* ə r *linearium*; p à n t l *i* ə r *bandoulière*, p à r *i* ə r *barrière*, š à r-n *i* ə r *charnière*, k h ù r *i* ə r *courrier*, p à l w *i* ə r *barbier*, k r à n ə t *i* ə r *grenadier*, m à n *i* ə r *manière*; danach auch p l à s *i* ə r *plaisir*; dagegen p r à k *ù* n j ə r[2] *braconnier* (daneben p r à k o n j e), k h à n t *ù* n j ə r *cantonnier*, s à l *à* t j ə r *saladier*.

-i ə r ə:

die allgemeine Infinitivendung[3] trägt den Ton wie etwa die lateinischen auf *-are*, *-ēre*, *-ire*:

r è p ə t *i* ə r ə *répéter*, r è k l ə m *i* ə r ə *réclamer*, š à-k ə r n *i* ə r ə *chagriner*, è k š p l i t s *i* ə r ə *explicare* usw.;

[1] Vgl. § 12, Neubildung aus vif
[2] Vgl. § 14 unter 8.
[3] Vgl. Anhang zu § 8; ferner § 12, 3. Bildung von Verben.

ebenso auch die Partizipia Praet. Pass. auf -i ə r t : r è k l ə-m *i* ə r t, è k š p l i t s *i* ə r t usw.

14. - i f :

nach lat. auf *-ivus* auch franz. auf *-if* (nicht zahlreich): p o s ə t *í* f *positivus*, š p a k t *í* f *perspectivum*; m à s *í* f *massif*.

15. -j ù n:

lat. auf *-io* und zahlreiche franz. auf *-ion*:

t s e t ə t s j *ù* n *citatio*, r è l j *ù* n *religio*; k h ù m ə s j *ù* n *commission*, k h ù n t ə t s j *ù* n *condition*, n à t s j *ù* n *nation*, p h è t ə t s j *ù* n *pétition*, r è k l ə m à t s j *ù* n *réclamation*, è k s-k h y r s j *ù* n *excursion* und alle dieser Art.

- ù n :

lat. auf *-onus*, franz. auf *-on* :

p h à t r *ù* n *patronus* (Heiliger), p h a r s *ù* n *persóna*; p h à t r *ù* n (und p h a t r ˛ù) *patron* (= chef), f à s *ù* n *façon*, m à k r *ù* n *macaron*, p à r t *ù* n *pardon*, p r i s *ù* n *prison*, r è s *ù* n *raison*.

16. Ausser diesen Fällen, in denen gewöhnlich eine bestimmte Endung den Hauptton auf sich zieht, gibt es noch manche v e r e i n z e l t e B e i s p i e l e, die den Akzent ebenfalls nicht auf der ersten Silbe des Wortes tragen. Z. B.:

k h à l o p *galop*, r è w o l t *révolte*, k h à m p *à* n i *campagne*, p à t *à* l i *bataille*, k h à n *á* l j ə (aber k a n a j) *canaille*, p à l *ù* ŋ š t ə r *balustre*, p à r (ə) m *é* t ə r (häufiger p à r ə-m è t r) *baromètre*, k h à l *í* p r *calibre*, š à p *i* t r *chapitre*, m à n *é* w r *manœuvre* und andere.

Dass wirklich die Endung, die Verbindung gerade dieser bestimmten gesprochenen Laute es ist, die in den angeführten Beispielen überall das Vorrecht auf den Hauptton beansprucht, lässt sich aus der folgenden, weiteren Tatsache genau erkennen. Sobald bei manchen der genannten Worte die Endung nicht in der geläufigen Weise ausgesprochen wird, sobald also für das Ohr die sonst geläufige Endung nicht existiert, hat sie auch nicht jene Bedeutung für die Betonung, das Wort fällt nicht in die Sphäre jener andern Worte mit gleicher (geschriebener) Endung, d. h. es wird wie alle andern Wörter auf der ersten Silbe betont. So z. B.:

š ˛à š ə m ˛à *changement*, t y s m ˛à *doucement*, trotzdem die Silbe *-ment* [- m *a* n t] allgemein den Ton hat, vgl. unter 4. — Die Aussprache ist dabei dem Französischen näher angeschlossen. Dies beobachten wir noch deutlicher, wenn die hellen Vokale erhalten bleiben; diese können später verdunkelt werden, ohne dass indessen der Akzent verändert würde. So haben wir p a s á š, dann p à s à š *passage* neben p à s *â* š

nach 9; so p r o m n á t, dann p r o m n â t *promenade* trotz p à r-*â* t *parade* etc., vgl. 10; ferner p h a t r ͅù *patron* neben p h à t r *û* n vgl. 15; ebenso p a t a j *bataille* und k a n a j *canaille* neben p à t *à* l i und k h à n *à* l i (sowie k h à n *â* l j ə) vgl. 16; p r a k o n j e, dann p r à k o n j e *braconnier* trotz der Endung - i e r, vgl. 13; k h a p i n è *cabinet* neben k h à p i n *é* t, m ͅ*â* š è t *manchette* neben m à n š *é* t nach 10; w a k ͅâ s, dann w à k ͅâ s[1] *vacances* neben f ə r k h *â* n s nach 5; r a p ó r, dann r à p ó r *rapport* neben r à p *o* r t nach 7.

Alle diese Fälle stehen also h i n s i c h t l i c h d e r A u s s p r a c h e d e m F r a n z ö s i s c h e n näher und können zugleich als j ü n g e r e E n t l e h n u n g e n angesehen werden. Erst allmählich gehen sie in die Reihen der Wörter mit gleichartiger Endung über und nehmen auch ihre Betonung an. Wir hätten demnach hier einen scheinbaren Gegensatz: jüngere Entlehnungen werden auf der ersten Silbe betont, ältere auf der letzten. Und doch haben wir hierin nur eine Bestätigung des oben aufgestellten Betonungsgesetzes zu erblicken; die Abweichungen erklären sich durch den Einfluss der Endungen. —

Ueber Akzentwirkungen vgl. § 5, 4 unbetonte Vokale.

II.

Die Laute.

§ 5.

D e r V o k a l i s m u s.

1. betonte Vokale:

a

wird in der Regel zu à (Kürze) bezw. â (Länge). Doch gibt es in der Mundart eine Anzahl Wörter, die neben dem dumpfen noch das ursprüngliche, helle a oder dieses allein aufweisen. Solche Wörter dürfen für jüngere Entlehnungen gehalten werden.

à t à k *attaque*, p à š t ə r *bastardus*, p â l *bal*, k h à p *â* w l *capable*; k h à p à k h a p a *cabas*, k h à p i n *é* t k h a p i n è *cabinet*, k à l s ͅù k a l s ͅù *caleçon*, f à r s f a r s *farce*, l â š

[1] Hier auch mit Beibehaltung des w, wofür sonst f steht.

l á š *lâche*, p à r t ə s y p a r t ə s y *par-dessus*, p à t w à p a t w a *patois*, p l à f ù ŋ p l a f ù ŋ *plafond*, r à m p à r r à m p á r *rempart*, p à l i w o p a l i w o *baliveau*, k h à n à l i k a n a j *canaille*; p a t á r l dem. von *bâtard*, k á t ə r *cadre*, t w a n j e *douanier*, š a k è t *jaquet*, p á š *page*.

Abweichend wird a zu ù in f l ù n a l (neben f l à n a l) *flanelle*.

e

o f f e n e s und h a l b o f f e n e s ist gewöhnlich zu a geworden; mitunter ist dieses a verdunkelt zu à. In Fällen neuerer Entlehnung tritt è (ė) neben a und è allein ein. Dieselbe Entwickelung machen auch die frz. Laute ai und ei mit; sie werden also zu a bezw. à, oder bleiben als e, è (æ) erhalten.

a) Beispiele für e: à t r *a* s *adresse*, à l *a* r t *alerte*, à p *a* l *appel*, k h à l *a* t š *calèche*, à n t a t *i* ə r ə *entêter*, f l à n a l *flanelle*; p à r ə m á t r p à r ə m è t r *baromètre*, k h ù m a r s k h ù m è r s *commerce*, k y w a r t k y w è r t *couverte*, t r a s *i* ə r ə t r è s i ə r ə *dresser*, a k s - è k s k h *y*' s ə (-k h è r w ə l = Körbchen) von *excuse*, a k s p r a s è k s p r *a* s *exprès*, f a r m f è r m *ferme*, f i n a s f i n è s *finesse*, p a r m ə t i ə r ə p è r m ə t i ə r ə *permettre*, k w a š t j *ù* n k w è š t j *ù* n *question*; à w è r t i ə r ə *avertir*, k h ù m p è r *compère*, t è s è r *dessert*, f i s è l *ficelle*, f i n è t *finette*; p l è s *i* ə r ə p l a s i ə r ə p l à s i ə r ə *blesser*, p r è s i ə r ə p r a s i ə r ə p r à s i ə r ə *presser*; mit dunklem à auch p à r *e* k *perruque*.[1]

b) Beispiele für ai, ei: à f *á* r *affaire*; p l è s *i* ə r p l a s *i* ə r p l à s i ə r *plaisir*, s è s i ə r ə s a s i ə r ə s à s i ə r ə *saisir*, r è ŋ k l o t r e ŋ k l o t r a ŋ k l o t *reine Claude*, r è n è t r a n è t *reinette*, s è s i s á s i *saisie*; è r é r *aire*, à ŋ k l è s *anglaise*, š æ s š é s š è s *chaise*, k h ù n t r æ r *contraire*, f è r p á r *faire-part*, m è r m æ r *maire*, m i t è n l ə r dem. plur. von *mitaine*, r è t r è t *retraite*, r è s *ù* n *raison*, s è k r ə t æ r *secrétaire*.

g e s c h l o s s e n e s wurde vielfach als solches erhalten oder ging in offenes è, in einigen Fällen zu a über.

l à p e l à p é l à p è *l'abbé*, à l e à l è *allez*, t s e k r *é* t *secreta*, p è n ə f i s *bénéfice*, p è t ù ŋ *béton*, t è k l ə r *i* ə r ə *déclarer*, p r è w ə n *i* ə r ə *prévenir*; r a ŋ l *i* ə r ə *régner*, s a n ə (-p l è t ə r = Blätter) *séné*.

---

[1] Dazu bemerkt V. Henry, grammaire 10, 4: p à r *e* k «paraît remonter à une forme française dialectale prononcée ‚parruque'; car on sait que fr. e devant r est sujet à cette affection, et le mot n'a dû guère se répandre qu'après 1648».

dumpfes wurde beibehalten oder gewöhnlich entrundet zu è; auch e tritt ein. Die franz. Laute eu œu (œ) bleiben in neueren Entlehnungen erhalten, sonst tritt ebenfalls Entrundung zu e (è) ein.

a) Beispiele für e: rœpy rèpy *rebut*, rœmis rèmis *remise*, tœwàtýr tewàtýr *devanture*, tœwár tewár *devoir*; prètèlə *bretelles*, sèkrətǽr *secrétaire*, rèproš *reproche*, rè- rekhùmətiərə *recommander*, rè-retriərə *retirer*, rè- refəsiərə *refuser* usw.

b) Beispiele für eu œu (œ): pœf *bœuf*, sǿr *sœur*, wajəšǿr *voyageur*; pefələmót *bœuf à la mode*, fri-lǿs frilés *frileuse*, àləponǿr àləponêr *à la bonne heure*, šenərés *généreux*; über andere Adjektiva auf -eux vgl. Anhang zu diesem Kapitel; œ in *mœllon piqué* wird zu ò: mòləpik.

Ein e-Laut wird zu y in: trysy'r *trésor*, rèwylə *rebellare*.

i

ist als solches gewöhnlich nicht erhalten, sondern zu ì, e geworden, bisweilen zu è.

klik klek *clique*, fisit fesit *visite*; fesətiərə *visiter*, peskiərə *bisquer*, tešpətiərə *disputare*; meràpal mèràpal *mirabelle*, reskiərə rèskiərə und sogar (vgl. offenes e!) raskiərə *risquer*.

In folgenden Fällen wird i zu y: fofyliərə *faufiler*, frylǿs *frileuse*, lywərté *liberté*, pralyn (allgemein) *praline*. Dies sind zugleich seltener gebrauchte Wörter; das y kennzeichnet eine unsichere Aussprache, vgl. auch oben unter e, ferner unter o, au.

o

offenes und geschlossenes sind von der Mundart in gleicher Weise behandelt und entweder als o-Laute [o, ò] erhalten oder zu ù, in einigen Fällen zu à geworden. Auch die franz. Laute *au eau* erscheinen als o, ò oder ù.

a) Beispiele für o: àmors *amorce*, proš *broche*, protiərə *broder*; khùmətiərə *commander*, mùmant *moment*, mùltùm *molleton*, àlkùf *alcôve*, pràkùnjər *braconnier*, khùmùt *commode*, khùfr *coffre*, khùtlèt *côtelette*; omlèt àmlèt *omelette*, pošty'r pùšty'r pàšty'r *posture*, khùmût khàmût *commode*, khométi khùméti khàméti *comœdia*, khùmis khàmis *commissum*, ensàlant *insolent*.

b) Beispiele für *au eau*: k h ó s *cause*, o t o r i t é t l dem. von *autorité*; f o t a l f ù t a l *fauteuil*, r è š o r è š ù *réchaud*, s ó s s ù s *sauce*.

Ein o-Laut wird zu y (vgl. unter i!) in p à l ə w y (neben p à l i w o) *baliveau*, vielleicht liegt ein Anklang an w y *vous* vor; ferner in k k à p *y* t *capote*, f o k y l *faux col*, p à r t *y'* n *pardon*, r è s *y'* n ə *raison*, t r y s *y'* r *trésor*.

Wegen k h à p è š *caboche* vgl. § 15 (Vermischung mit dépêche).

u

(= lat. u, franz. ou) wird selten, nur in ganz neuen Entlehnungen, bewahrt; sonst geht es zu dumpfem ù, in den meisten Fällen aber zu y über.

t r u s o *trousseau*, t u š t y š *touche*, t u p è t ù p è t y p è *toupet*; p ù š ù r *bonjour*, p ù l j ù m *bouillon*, k h ù p ə r *coupeur*, k ù r m à ŋ *gourmand*, m ù k a *nougat*; p l ù s p l ý s *blouse*, p ù š i p y š i *bougie*, p ù k è p y k è *bouquet*, p ù t i k p y t i k *boutique*, k h ù p k h y p *coupe*, k ù r *á* š k y r *á* š *courage*, k ù s̨æ k y s̨æ *cousin*, r ù l *i* ə r ə r y l i ə r ə *rouler*; p y š ù ŋ *bouchon*, k h à r t y š *cartouche*, k y w a r t *couverte*, t è k y *dégoût*, s y p t i l *subtilis*, f l ó r i p y s *floribus*.

In *bouteille* wird ou auch zu o oder à: p o t *a* l p à t *a* l neben p ù t *a* l p y t *a* l.

(franz.) **u**

bleibt in der Mundart als y erhalten.

r è p y *rebut*, p à š t *y'* r *posture* usw.

In einigen Fällen ist Entrundung zu e (è) eingetreten: p r e t *á* l p r è t *á* l *brutal*, p e f è t neben p *y* f è *buffet*.

Für y tritt auch i ein: p l i š (neben p l y š) *peluche*, p i r o *bureau*, r i n ò l ə dem. plur. von *pruneau*, t à l i (t à l y) *talus*; in f y t i aus *foutu* ist das auslautende i als substituierte adjektivische Endung (-ig) aufzufassen (vgl. § 14, 1, a 5).

(lat.-griech.) **y**

das selten vorkommt, wird zu e (i) entrundet.

t s e r e ŋ k t s i r *i* ŋ k *syringa*, k r e š t *i* ə r k r i š t *i* ə r *klysterium*, j i p s j e p s *gypsum*.

2. die Diphthonge:

a. französische:

oi (oua)

wird zu ua, ùa; das Streben nach Bequemlichkeit gestaltet es zu dem einfacher auszusprechenden wa; das w in

wa verschmilzt ferner mit dem v in der Verbindung *voi-*, *voy-* [wa]. Das a kann ausserdem zu à verdunkelt werden.

p û s ù á r p û s w á r *bonsoir*; t ù *a* n j e t w a n j e *douanier*; p a t w a p à t w à *patois*, t r o t w á r t r o t w â r *trottoir*, š w à s *i* ə r ə *choisir*, k h ù n t w á r *comptoir*; w ù *a* l w a l *voile*, w a l a *voilà*, t è w á r *devoir*, w a j ə š œ r *voyageur*, w a j ə š *i* ə r ə *voyager*.

Das Wort *employé* wird zu à m p l o j *i* ə r t ə r (häufige Nebenform à m p l o χ i ə r t ə r) und à m p l ə j *i* ə r t ə r; die Aussprache k h ù n f *o* i (selten) für *convoi* ist wohl durch das Lesen zu erklären.

ui

ein steigender Diphthong, lässt beim Uebertritt in die Mundart nur einen Vokal, y oder i, hören, weil die Lautfolge u*i* dem Elsässer ungeläufig ist.

h y s j ə h i s j ə *huissier*, p à r ə p l i (auch p à r ə p l e p à r ə p l è) *parapluie*, r y n *i* ə r ə *ruiner*, k h y r *á* s j ə *cuirassier*. Vor Vokal wird der Diphthong zerlegt in y + j: à n y j *á* n t *ennuyant*.

Es sind auch beide Bestandteile des Diphthongs erhalten, aber dann ist der Hiatus durch ein sog. euphonisches w getilgt; *ui* wird also zu -y w i und weiter abgeschwächt zu -ə w i, selbst mit Synkope des ə zu einfachem -w i:

*k h ù n t y w *i* t ə k h ù n t ə w *i* t ə k h ù n t w *i* t ə *conduites*.

A n m. Die letztere Erscheinung tritt auch ein beim Diphth. *oui*, der zu y i und y w i wird: L y i L y w i *Louis*, L y w i s (allg.) *Louise*. Aehnlich verhält es sich in dem Worte *rouelle* r o w a l.

b. lateinische:

au

wird sowohl zu œ ỳ (obels. o i, à i) als auch mit Verstummen des zweiten Vokals u zu blossem à.

à r *i* k ə l ə *auricula*, œ ỳ t j *a* n t s à t j *a* n t s *audientia*, à t *a* n t i š *authenticus*.

oy

(eigentl. kein Diphth.) wird ebenso behandelt wie franz. ui, d. h. es schwindet ein Vokal aus der Lautverbindung; ein Beispiel ist der Personennamen *Aloysius*, der allgemein A l í s i lautet.

3. die Nasalvokale:

Es gibt in den elsässischen Mundarten drei Arten französischer Nasalvokale, von denen jeder wieder verschiedene Aus sprachen haben kann. Vollständige Nasalierung wie im Fran-

zösischen kennt der gewöhnliche Mann nicht. Nur ehemalige französische Soldaten oder solche, die sich als Dienstleute im Auslande das Französische mangelhaft angeeignet haben, suchen auch hierin das Fremdartige nachzuahmen, sowie sie andererseits ihre Rede gern mit fremden Wörtern und Redensarten durchsetzen.[1] Vielmehr ist die grosse Gesamtheit des Volkes unfähig, Nasalvokale richtig und treu nachzusprechen. Diese Laute gestalten sich zunächst zu .

˛à (à), ˛è ˛æ (è æ), ˛ù ˛ò (ù ò),

wobei von einer Nasalierung im eigentlichen Sinne nicht mehr die Rede sein kann; wohl ist diese Aussprache vielfach ein Merkmal j ü n g e r e r E n t l e h n u n g. In den meisten Fällen werden der Bequemlichkeit halber die zu den Vokalen gehörigen Nasale m, n unter Assimilation an den folgenden Konsonanten wiederhergestellt, und zwar steht vor Labialen in der Regel m, vor Dentalen und im Wortauslaut[2] n, im letzteren Falle auch m.[3] Vor einem K-Laut wird n stets zum Gutturalnasal ŋ; aber auch sonst ist in- und auslautend ein solcher oft statt des dentalen Nasals eingetreten. Wir erhalten demnach an Stelle der französischen Nasalvokale in der Mundart folgende drei Gruppen von Lauten:

1. ˛à (à), àm, àn àŋ
(franz. *am an em en oin*)

àtšwà *adjoint*, àsər˛âs àsyràns *assurance*, kh˛àtùnje khàntùnjə *cantonnier*, š˛âs šàŋs *chance*, šàrəpà šàrəpàŋ *char à bancs*, tèwàtýr tèwàntýr *devanture*, tilišâs tilišàŋs *diligence*, tysm˛à tysmàŋ *doucement*, ˛âprasə *embrasses*, ànat˛ât˛â ànat˛àtàŋ *en attendant*, ˛âtre àntre *entrez*, kùrm˛à kùrmàŋ *gourmand*, àŋklès *anglaise*, pàmpəšiərə von *bamboches*, pàntâš *bandaye*, khàmpys *cambuse*, khàm *camp*, šàntl šàŋl *chandelle*, šànšiərə šàŋšiərə *changer*, tèràŋšiərə *déranger*, àmprà *embarras*, àmpətànt *embêtant*, àŋkàšiərə *engager*, àntatiərə

---

[1] Der Einfluss solcher Leute wird aber nie weiter gehen, als dass sie die Volkssprache mit einigen Fremdwörtern bereichern, die sich jedoch bald den mundartlichen Lautgesetzen unterwerfen. Und nur von solchen e i n z e l n e n Personen kann ich gelten lassen, was K a h l, a. a. O., S. 42 sagt: «Besonders der Strassburger — aber nicht nur er — liebt es, mit seiner Kenntnis der französischen Sprache zu prunken, und er tut dies, indem er in wunderbar komischer Weise deutsche und französische. Wörter in buntem Wechsel aufeinander folgen lässt.»

[2] Vgl. L i e n h a r t, a. a. O., S. 16.

[3] Vgl. Anhang zu diesem Kapitel.

entêter, š à n t à r m *gendarme*, k r à n t ə n y *grande tenue*, m à ŋ k ì ə r ə *manquer*, l æ i t n à m *lieutenant*, p à n s j û n p à ŋ s j û n *pension*, r à n š ì ə r ə r à ŋ š ì ə r ə *ranger*, t r à n-š ì ə r ə t r à ŋ š ì ə r ə *trancher*.

2. ˛è ˛æ (è æ), em èm en èn, eŋ èŋ æŋ, an aŋ[1] (franz. *im in eim ein*)

s e n t ý r s è n t ý r s æ n t ý r s a n t ý r *ceinture*, k y s˛æ k y s è ŋ *cousin*, s i l è t r s i l a n t r *cylindre*, à f˛ê à f è ŋ *enfin*, e m p a r t i n *a* n t *impertinent*, e m p f *á* m *infâme*, e n š ə-n *i* ə r ə r *ingénieur*, k a ŋ k ə t *quinquet*, r ê s r æ s r á s *Reims*.
Auffallend ist m vor Dental in s è m t ý r *ceinture*.

3. ˛ò ˛ù (ò ù), ù m, ù n ù ŋ (franz. *om on*)

à l ò *allons*, p i p r ò p i p r ò ŋ *biberon*, p ù š û r *bonjour*, p y š˛ù p y š ù ŋ p y š ù m *bouchon*, k a l s ù k a l s ù ŋ *caleçon*, k h˛û p ê r k h ù m p ê r *compère*, k h˛ù š e *congé*, k h˛û s k r i k h ù n s k r i *conscrit*; k o r n i š ù k o r n i š ù ŋ *cornichon*, k r è j˛ò k r è j ò ŋ *crayon*, m ù s j ə *monsieur*, t e n ù s i ə r ə *dénoncer*; à f r *ù* n t *affront*, p ù m p ə r t i ə r ə *bombarder*, k h ù n t w á r *comptoir*, k h ù n t ə w *i* t ə *conduites*, k ù m f i t ý r *confiture*, n ù n t ə t j e *nom de Dieu*, t r ù m p ì ə r ə *tromper*.

4. die unbetonten Vokale (Akzentwirkungen):

Alle Vokale, die in der Mundart unbetont sind, werden gewöhnlich zu einfachem ə abgeschwächt oder fallen ganz aus. Gleichzeitig haben viele Wörter ausser den Vokalen auch noch damit verbundene Konsonanten eingebüsst.

à k h ù m ə t *i* ə r ə *accommoder*, f ə r - à l t ə r i ə r ə *altérer*, à m ə s i ə r ə *amuser*, à r ə t i ə r ə *arrêter*, à r ə w ì ə r ə *arriver*, p e f ə l ə m ó t *bœuf à la mode*, š o k ə l à *chocolat*, t e s k ə r i ə r ə *discourir*; p à t l j *ù* n *bataillon*, à m p r à *embarras*, p à p l j ù t *papillote*, p à r p l i *parapluie*, r à m s ə *ramasser*, r è t r i ə r ə *retirer*; f ə r - à k ə t i ə r ə *accorder*, k h ù m p ə n *í* *compagnie*, t e s ə t *i* ə r ə *déserter*, è k s ə-t s i ə r ə *exercer*, k à r ə t ì ə r ə *garantir*, l à t r è t (aus l à r t r è t) *la retraite*, r ù n l[2] *rondelle*, p à n t *á* t[3] *potentatus*.

---

[1] an aŋ entstehen dadurch, dass der zugrunde liegende nasalierte Vokal als offenes e aufgefasst und wie dieses regelmässig zu a gewandelt wird; vgl. § 5 die Behandlung des e.
[2] Mit progressiver Assimilation.
[3] Mit regressiver Assimilation.

§ 6.

Der Konsonantismus.[1]

In den elsässischen Mundarten ist durchaus kein Unterschied vorhanden zwischen stimmhaften und stimmlosen Lauten, es gibt keinen Stimmton. Das Elsässische kennt im Gegensatz zum Französischen nur ein **stimmloses** s und š. Tenues und mediae (p b, t d, k g) werden in der Aussprache nicht unterschieden, sie gelten in gleicher Weise als schwach und stimmlos. «Da nun die Stimmlosigkeit unzweifelhaft diese Laute den sonst allgemein als tenues bezeichneten beigesellt, so ist der einheitliche Laut mit deren Buchstaben zu versehen».[2] Demnach haben wir nur drei Verschlusslaute und gebrauchen dafür drei Zeichen: p t k; diese Laute werden dann zum Teil aspiriert gesprochen als ph, th, kh. Von den übrigen Konsonanten kommen in Betracht Liquiden und Nasale: l r m n und Gutturalnasal ŋ; Spiranten und Affrikaten: f h (χ) s ts š tš und Halbvokale: j w.

Es ist näher zu zeigen, welchen von diesen Zeichen die fremden Laute entsprechen.

1. P-Laute:

bp

und ihre Geminationen werden in der Mundart unterschiedslos zum stimmlosen Verschlusslaut p.

pàkâš *bagage*, pàskyl *bascule*, làpé *l'abbé*; àp*a*l *appel*, àpət*i*t *appétit*, pàrəpli *parapluie*, sypàp *soupape*.

Daneben tritt bei manchen Wörtern die Aspiration ph ein; nur wenige Beispiele bieten bloss die Aspiration.

khàmp*à*ni khàmph*à*ni *campagne*, khùmpêr khùmphèr *compère*, páš pháš *page*, pàlis*â*t phàlis*â*t *pallisade*, pànš phòns *panse*, pàr*â*t phàr*â*t *parade* und *paratus*, pèjə phèjə *payer*, pèlərin phèlərin *pèlerine*, petrol phetrol *pétrole*, port phort *porte*, pàšt*y*'r phošt*y*'r *posture*, pàrət*í*s phàrət*í*s *paradisus*, pýr phýr *purus*; aber gewöhnlich nur àrph*a*nt *arpent*, phýtər *poudre*, phâtər *pater*, phars*à*n *persona*.

Inlautendes b wird mehrfach zu bilabialem w.[3]

[1] Vgl. Lienhart, a. a. O., S. 17 ff.
[2] Martin in Ztschr. f. d. A. 20. Az. 110.
[3] Vgl. els. làwanti lebendig, hèwl Hebel, fàrwə Farben, talwə mhd telben, štarwə sterben; also nach Vokalen und Liquiden wird b > w.

fàwrek *fabrique*, lywərté *liberté*, âlwə *alba*, nówl *noble* und alle Adjektiva auf *-able* wie misərâwl *misérable* usw.

2. T-Laute:

d t

und die Geminationen sowie th werden in gleicher Weise zu stimmlosem t.

tèpi *débit*, tèwàntýr *devanture*, àtàk *attaque*, àpətit *appétit*, tàli *talus*; àtantiš *authenticus*, àpətèk *apotheca*.

Aspiration th kommt äusserst selten vor: nur thé *thé* neben té; vereinzelt mårthiné (Wittenheim) *martinet*, thiraktər (Zorntal) *director*.

3. K-Laute:

c g k qu

und zwar lat.-griech. c (k) und franz. c und g vor a, o,u und vor Kons., lat. g sowie franz. qu werden in der Mundart gemeinsam zu stimmlosem k.

kàrot *carotte*, kàsənât *cassonade*, kornišùŋ *cornichon*, kywart *couverte*, kàràf *carafe*, kràwàt *cravate*; pàskyl *bascule*, piskwit *biscuit*, telikât *délicat*, teskərìərə *discourir*; pàkâš *bagage*, plàkìərə *blaguer*; àtàk *attaque*, pytik *boutique*, reskìərə *risquer*; vereinzelt steht kwèštjûn *question*.

Jedoch ist hier im Gegensatz zu den P- und T-Lauten die Aspiration zu kh äusserst weit ausgedehnt. Besonders wird c vor den genannten Vokalen (öfter als qu) in sehr vielen Fällen zu kh.

khèsjə *caissier*, khàmpys *cambuse*, khàmisól *camisole*, khàmpìərə *camper*, khùfər *coffre*, khùməsjûn *commission*, alle im Franz. mit *cap-* und *con-* beginnenden Wörter wie khàpâwl *capable*, khàprits *caprice*, khàpəšùŋ *capuchon*, khùntəwitə *conduites*, khùntrǽr *contraire* u. a., ferner khorpəlant *corpulent*, khùtlèt *côtelette*, èkskhy's *excuse*, èkšplikhàtsjûn *explication*, fərkhâns *vacances*; khàlfâktər *calefactor*, khanštər *canistrum*, khårteplà *kataplasma*, àtfəkhât *advocatus*, ràtəkhâl *radicalis*; šakhèt (neben šakèt) *jaquette*, màrikhìərə (neben màrikìərə) *marquer*, plàkhìərə (neben plàkìərə) *plaquer*.

Selbst g wird einigemale zu kh: khàlop *galop*, khàmèl (neben kàmèl) *gamelle*, khàlošə (kàlošə) *galoche*.
Auffallend ist χ für qu in ântàχiərə (Hf.) *attaquer*.

4. Liquiden und Nasale:

bleiben in der Regel erhalten; doch vgl. auch Lautwandel und Lautzusatz.

5. Spiranten und Affrikaten:

j g ch

die franz. stimmhaften Zischlaute (j g) und der stimmlose (ch) fallen zusammen in mundartliches stimmloses š.
àpàšýr *abat-jour*, àtšyə *adjoint*, pùšûr *bonjour*; pyši *bougie*, šenərés *généreux*; àfiš *affiche*, pyšùŋ *bouchon*, šànšiərə *changer*, šàkrelə *chagrins*.
Anm. 1. *Logement*[1] (lošəmant) hat eine ältere Nebenform losəmant ⊢M, in der g > s wird [M—L].
Anm. 2. Lat. j bleibt; ausserdem entsteht j aus g in *gypsum* jeps; ch wird kh und χ: khàtəkhesməs khàtəχesməs, selbst khàtjesəm *catechismus*.

c s z

franz. stimmloses c und s und stimmhaftes s und z sowie lat. s fallen in der Mundart zusammen in stimmloses s. Doch wird dieses in der Regel vor T- und P-, wohl auch vor K-Lauten zu š.
èštəmiərə *estimer*, pàšty'r *posture*, kwèštjûn *question*, khanštər *canistrum*, kreštiər *khysterium*, màlaštə *molestiae*; špetâl *hospitale*, špans *dispense*, èšpəsèt *esparcette*, èkšplikhàtsjûn *explication*, rèšpaktiərə *respecter*, tešpərât *desperatus*, tešpətiərə *disputare*; teskəriərə teškəriərə *discourir*, mùskət mùškət *muscata*, mùškətalər *moscatello*, pryšk mit Wegfall des k auch pryš *brusque*.
Anm. 1. Lat. c und ital. z werden durch die Lautfolge *ts* wiedergegeben: tsetətsjûn *citatio*, štràwlətsiərə *strapazzare*.
Anm. 2. Der in der Mundart so häufige š-Laut wird auch unberechtigterweise gebildet im Auslaut bei folgenden Wörtern: forš *force*, pànš *panse*, làwàš *lavasse*, pro-

---

[1] Vgl. Schwz. Id. 3, 1450: Losement; Grimm, D. Wb.: ein «modisches Wort des 16. und 17. Jh., in den höheren Gesellschaftskreisen aus dem franz. logement übernommen und in der Aussprache etwas umgebildet».

wȧnš *Provence*; pryš ist aus pryšk *brusque* zu erklären; ferner inlautend bei wèrmišèl[1] *vermicelle*.

Anm. 3. Die Verbindung *sc* ist der Mundart fremd; sie wird zu št in folgenden Fällen: štrywlós (mit Anlehnung an štrywl Strobel) *scrupuleux*, štàntȧl[2] (Assimilation des c an das t der folgenden Silbe) *scandalum*, štortsəniərə (Anlehnung an štortsə Storr oder Assimilation wie bei scandalum) *scorzonera*.

f

bleibt erhalten: fàtȧl *fatal*, fisèl *ficelle*, fišy *fichu*, fekləté́t *fidelitas*.

v

bleibt in französischen Fremdwörtern, selten in lateinischen als (bilabiales) w erhalten.

wèritȧwl *véritable*, wif *vif*, wîlùŋ *violon*, wàkəpùm *vagabond*, walis *valise*; èwərants *reverentia*, wàkəs *vagabundus*, wàn *vannus*, rèsəlwìərə *resolvere*.

Hingegen entspricht in vielen französischen und den meisten lateinischen Wörtern dem *labiodentalen v* ein mundartliches f, da «das süddeutsche Ohr dieses Zahnlippen-w als ein f auffasst, sobald dessen Reibegeräusch irgendwie deutlich ist».[3]

khànəfàs *canevas*, khònfoi *convoi*, khùmfèiə *convoyer*, enfəlít *invalide*, enfətìərə *inviter*, fərkhȧns[4] *vacances*, fèilot *violette*, fisit *visite* neben einem neueren Modewort wisit = Kleidungsart der Damen, das aber jetzt mit der Mode wieder ausser Gebrauch gekommen ist, fesətìərə *visiter*; sàlfét *salvietta*; àpsəlfìərə und àpsəlwìərə *absolvere*, àtfant *adventus*, àpfəkhȧt *advocatus*, èfəjeljə und èwàŋkéli *evangelium*, kràfətétiš von *gravitas*, àntifi *endivia*, enfətȧri *inventarium*, rèfrantsə plur. von *reverentia*, fisikàtór *vesicatorius*, faksiərə *vexare*, fokətífəs *vocativus*, fokt *vocatus*, fùntil *ventile*, fikhȧri *vicarius*.

§ 7.

Der Lautwandel.

1. Umlaut.

Wichtig für die Umdeutschung der Fremdwörter ist der Gebrauch des Umlauts. Durch die Anwendung desselben steht

---

[1] Hier liegt Anlehnung an den Personennamen mišèl *Michel* vor.
[2] Vgl. auch Zs. f. hd. Mdaa. 1900, S. 29.
[3] Reform 1897, S. 35.
[4] Vgl. § 14, 1 a: 4.

die Mundart wieder im Gegensatz zur Schriftsprache; sie gleicht aber auch hierin unserer älteren deutschen Sprache, welche die entlehnten Wörter nicht nur den Gesetzen der Lautverschiebung, sondern auch denen des Umlauts unterwarf und ihnen so deutsches Gepräge verlieh.

Die Mundart hat auch an einheimischen Wörtern entgegen dem Nhd. den Umlaut reichlich verwendet, z. B. t á j plur. von t ǿ̀ *Tag*, a r m plur. von à r m *Arm*, w á j ə plur. von w ǿ̀ j ə *Wagen* u. a. Freilich finden sich im Elsässischen gegenüber dem Nhd. auch viele unumgelautete Formen, die aus der alten Sprache übernommen sind, z. B. p r ù k ahd. b r u c k a nhd. Brücke, k h ù χ (neben k h e χ ə) mhd. *kuche* nhd. Küche, k r o t (und k r è t) mhd. *krote krēte* nhd. Kröte und viele andere. In Bezug auf Fremdwörter kommt der Umlaut in folgenden Fällen zur Verwendung:

1. gewöhnlich tritt er ein im starken Pluralis auf -e, welch letzteres in der Mundart jedoch verstummt ist; regelmässig tritt er ein bei der Pluralbildung auf -er.

2. ohne Ausnahme erscheint er bei der Bildung der Deminutiva.

3. selten findet er sich bei der Komparation.

4. auch die Wortbildung bietet einige Beispiele des Umlauts, und zwar die Bildung der Adjektiva mit -lich.

5. ausser dem gewöhnlichen, einfachen Umlaut der dem umlautenden Vokal vorhergehenden Silbe zeigt sich in einigen mehrsilbigen Wörtern sogar ein doppelter Umlaut, wobei noch der Vokal der Stammsilbe verändert wird.

Im einzelnen bewirkt nun der Umlaut folgende Veränderungen der mundartlichen Vokale:

à > a

entsprechend die Länge â > á; k r à w à t *cravate* dem. k r á w a t l, p æ j à s *paillasse* dem. p æ j a s l; s i k â r *cigare* dem. s i k á r l, k h à m ə r â t *camarade* dem. k h à m e r á t l, p à l *bal* plur. p á l, p à n t â š *bandage* plur. p à n t á š ə r; è k s â k t *exact* adjektivische Neubildung è k s a k t l i; š à r ə p à ŋ *char à bancs* plur. š à r ə p a ŋ und mit doppeltem Umlaut š a r ə p a ŋ, dem. š à r ə p a ŋ l und š a r ə p a ŋ l.

Anm. Im zweisilbigen Wort k h à r i χ *carruca*, wo das i nicht umlautsfähig ist, wird das à der Stammsilbe umgelautet: plur. k h a r i χ, dem. k h a r i χ l.

o > è

p r o š *broche* [illegible] r è š l, k à s r o l *casserole* dem. k à s-[illegible] und [illegible]ulet k a s r è l ə l ə, p à r ə s o l *pa-*

rasol dem. pàrəsèlələ, propər *propre* comp. prèpərər[1], adjektivische Neubildung prèpərli.

ù > e

pyšùŋ *bouchon* plur. pyšeŋ dem. pyšeŋl, šàmpùŋ *jambon* plur. šàmpeŋ dem. šàmpeŋl, krèjù *crayon* dem. krèjeŋl, khùfər *coffre* plur. nach Analogie der Pluralbildung auf -ər khefər dem. khefərlə, màsj*ù*n von *masse* dem. màsj*é*nl.

y > i

khàpyt *capote* plur. khàpit, ryš *ruche* dem. rišl, plýs *blouse* plur. plísər dem. plísl, šypùŋ *jupon* plur. mit doppeltem Umlaut šipeŋ.

2. Metathesis.

Die Umstellung unmittelbar oder nicht unmittelbar aufeinander folgender Laute ist im Elsässischen nicht selten; vgl. pùrnə aus *Brunnen* (auch in Ortsnamen: Oberburnhaupt[2]), kəphùmə aus *bekommen*. Auch an entlehnten Wörtern wird die Lautumstellung in ähnlicher Weise vorgenommen. So wird besonders die französische Lautfolge -re-, -ri- in der Mundart zunächst zu -rə- abgeschwächt und dann in die geläufigere -ər- umgestellt: pærlokə für *breloques*, šàkərniərə aus *šàkrəniərə *chagriner*, ebenso khùntərpìərə aus *khùntrəpìərə *contribuer* u. a.

Umstellung nicht unmittelbar benachbarter Laute findet statt in: khùntrypitsj*ù*n für khùntripytsj*ù*n (auch khùntərpitsjùn) aus *contribution*; lèwàt mit Dissimilation von n > l aus *navette*; khàf*à*nts für fàkh*à*nts, ferner khàw*à*nts für *wàkh*à*nts, khàrf*à*nts für fà(r)kh*à*nts aus *vacances*.

3. Assimilation.

Manche Fremdwörter erleiden formelle Veränderungen durch assimilatorische Vorgänge. Die Assimilation kann verschiedener Art sein:

1. Regressive Assimilation, Angleichung des ersten an den zweiten Konsonanten, ist am häufigsten. Es wird dabei n

---

[1] Vorläufig das einzige Beispiel für den Umlaut im Komparativ.

[2] Ueber pùrnə vgl. Els.-Lothr. Schulblatt 1901, S. 9 unter «Bernstein»; über die Etymologie des Wortes Oberburnhaupt selbst vgl. Stehle, a. a. O., S. 9.

vor folgenden Labialen (f m p w) zu m[1], vor Gutturalen zum Gutturalnasal ŋ; t vor f zu p, doch nicht allgemein.

pùmpərnekl *bon pour Nicol*, khùmfy's *confusus*, khùmpféjə *convoyer*, empfâm *infâme*, àmwəlop *enveloppe*, šàmpiər *Jean-Pierre*, khàmpèt *canapé* (aus khànpèt), raŋklot *reine-claude*; àpfəkhât *advocatus*, àpfant *adventus*.

Diese Beispiele zeigen nur eine teilweise Assimilation; eine vollständige, deren Ergebnis wir als Schwund bezeichnen können, findet statt in àmlop (aus *àmwlop) *enveloppe*, màmsèl *mademoiselle*, khàmelə *chamomilla*, štàmært *je t'en merde*, màkhimi (Matten +) *cuminum*, àfəkhât *advocatus* (vielleicht auch als totale Dissimilation aufzufassen).

Totale regressive Assimilation liegt auch vor in tsótsjəs aus sótsjəs *socius*; ebenso in štàntâl *scandalum* und štortsəniərə *scorzonera*[2]; ferner in àtšətèk *architecte*.

2. Progressive und zugleich vollständige Assimilation, Angleichung des zweiten an den ersten Konsonanten, geht vor sich in pùm *bombe*, pùməsin *bombasin*, pemərnal *pimprenelle*. In derselben Weise entsteht khàtesm aus khàtχesm khàtjesm *catechismus*.

3. Assimilatorische Vorgänge liegen ferner zu Grunde, wenn der Vokal der einen Silbe demjenigen der andern gleichgemacht wird; massgebend ist der Vokal der zweiten Silbe.[3]

fərkholəpiərə (-*kholopiərə) fərkhàlopiərə von *galop*, krànətiər (krànàtiər) krènàtiər *grenadier*[4], pàmât pùmât *pommade*, khàrâtər khùrâtər *curator*, màrâkl merâkl *miraculum*, nàtâri notâri *notarius*, sàltât soltât *soldato*, khàljântər *coliandrum*, ràktà *rectā*.

4. Dissimilation.

Den Gegensatz zur Assimilation bildet die Dissimilation, die lautliche Differenzierung nicht unmittelbar benachbarter Konsonanten, zumeist der Nasale und Liquiden, und zwar so,

---

[1] In manchen Gegenden ist zwischen m und f der Uebergangslaut p (mpf) deutlich hörbar, ähnlich wie zwischen n (l) und s der Laut t, z. B. fərkhànts *vacances*.

[2] Vgl. § 6 unter c s z Anm. 3.

[3] Vgl. auch diesen sehr häufigen Wandel im Ahd., z. B. Dat. Plur. bruodoron usw.

[4] Oder ist in diesem Falle volksetym. Anlehnung an krànât *Granate* in erster Linie anzunehmen?

dass der eine Konsonant in einen verwandten anderen übergeht. Sie tritt aber vielfach auch auf bei einem einzelstehenden Konsonanten, dem im Worte kein gleicher oder verwandter benachbart ist. Die Dissimilation kann eine totale[1] sein, indem von zwei gleichen Konsonanten der eine schwindet. Wir erhalten demnach folgende Lautveränderungen:

l > n

kan*í*pər *calibre*, kàlw*í*nər von *calville*, flàšenètl dem. von *flageolet*, fatsənètl dem. von *fazzoletto*, pàrəsénəl dem. von *parasol*, pastinlə (aus *pastilələ) dem. von *pastille*, kàsənèt *cassolette*; der Name der Stadt *Lunéville* heisst im Volksmund gewöhnlich nynəwil[2].

l > r

kreští*ə*r *klysterium*, porišinèl *polichinelle*, pisàŋri *pissenlit*; in portsəm*i*nl dem. von *balsamina* liegt Vermischung mit portsəl*i*n *porcellana* vor.

m > n

knešpl praefix kə + *mespilum* (vgl. ital. nespola).

n > l[3]

mitèlələ dem. von *mitaine*, raŋl*i*ərə (aus *raŋniərə) *regnare*, tyrl*y*'r *tournure*; àlèks *annexe* (?), àlat*a*ntà *en attendant*, kywèrləmàŋ *gouvernement*, lèwàt (mit Vertauschung der Vokale) *navette*[4] (?). Bei orikəl*i*št = *Organist* mag wohl das Wort *Orgel* eingewirkt haben.

n > m

mùka *nougat*.

n > r

pàriχərt (pàriχənt) *barracanus*, làmərtàtsj*ú*n *lamentation*; über štampəréjə *stampania* vgl. § 14, 1, a: 9.

r > l[5]

pàlw̃*i*ərer *barbier*, šàləwâri *charivari*, mèlər*i*

---

[1] Vgl. auch Zs. f. hd. Mdaa. 1900, S. 27 ff.

[2] Das n kann auch durch falsche Abteilung aus der häufigen Rda. ar eš en [L]ynəwil (= er ist in Lunéville) entstanden oder aus dem Worte Nàntsiχ (*Nancy*, der nächst Lunéville und Paris bekanntesten franz. Stadt) übernommen sein.

[3] Beispiele aus dem Elsässischen vgl. Els.-Lothr. Schulblatt 1902, S. 355: Kläuel für Knäuel, Waiselkind für Waisenkind, Wackelstein für Wackenstein, Hupfelstang für Hopfenstange.

[4] Nach Schwz. Id. 3, 1544: «Entstellt aus franz. (chou-)navet, mit Wechsel von n und l und Vertauschung der Vokale.»

[5] Vgl. auch els. mylwalfər für *Maulwurf*.

aus mèrərí vgl. § 12, 1) *mairie*, masylka[1] *mazurka*, mèlətiərə *mériter*, mèləpèl *mirabelle*, pàmpl *pampre*, khàlfùŋkl *carbunculus*, tàmpəlmàšór *tambour-major*; bei wàlisə *varices* liegt Vermischung mit *valice* näher.

Schwund des **r**

durch totale Dissimilation: èwərants[2] *reverentia*, màšiərə (aber subst. màrš) *marcher*, ràmpà (neben ràmpàr) *rempart*, kwàtiər (neben kwàrtiər) *quartier*, làtrèt (aus làrtrèt) *la retraite*.

Schwund des **t**

durch totale Dissimilation: opsənát *obstinatus*; bei àfəkhát *advocatus* kann auch totale regressive Assimilation vorliegen.

Anm. Auffallend ist ein dissimilatorischer Wandel des t zu k, veranlasst durch die Häufung der t in folgenden Wörtern: fekləté t (und fetləté t) *fidelitas*, pàškər (pàštər und pàštərt) zunächst aus *pàškərt *bastardus*. — Umgekehrt tritt ein Wandel des k zu t ein bei: tràkhél *krakeel*, tràχétl (aus kràχétl, dies mit Anlehnung an *krachen*) *rocchetta*.

Auch ausser diesen Fällen gehen Laute in verwandte andere über, besonders in der Reihe der Labiale:

p > m

parmətikl (aus parməntikl, parpəntikl) *perpendiculum*.

m > w

kowlàsti (aus komlàsti) *gomme élastique*.

w > m

làmás *lavasse* (doch dies mit Vermischung von *masse*), romal (aus rowal) *rouelle*.

---

[1] Hier liegt Kontamination mit hebr. màsl (Jb. XII, 150) = Glück sehr nahe, umsomehr als eine andere Nebenform màsikà offenbar auch mit einem hebr. Wort màsik (Jb. XII, 150; XIII, 178) = wild, brünstig vermengt ist.

[2] Mit demselben Rechte wie bei èwərants könnte man auch bei èwràlši *névralgie* totale Dissimilation (zwischen n und r), bezw. Schwund des n annehmen. Doch in beiden Fällen lässt sich an etym. Anlehnung (erst sekundär?) an èwor (= dẹr *obere*) denken! — vgl. Zs. f. hd. Mdaa 1900, S. 27.

§ 8.

Vereinzelte Lauterscheinungen.[1]

1. Lautzusatz.

1. Auf dem Gebiete des Vokalismus entfalten sich als svarabhaktische Vokale besonders i und schwaches ə (vielfach auch a) nach Liquiden vor folgenden Gutturalen oder Spiranten.[2]
serik *cirque*, märikiərə *marquer*, pàrik *porcus*, eŋpàrikiərə *embarquer*, pàriχərt (mhd. *barchant*) *barracanus*, špàrikləmantə *spargimento* usw.

2. Konsonantische Zusätze:

1) Zusatz eines sog. euphonischen n kehrt mehrmals wieder: kapánələ dem. von *cabas*, kajénlə dem. von *cahier*, pàrəplénəl[3] dem. von *parapluie*, ràpénələ dem. von (Her)r *abbé*; über nàrùŋkl *ranunculus* vgl. im folgenden: Lautverlust unter 3.
«Euphonisches» t in pàtəwàtiš Adjektiv zu *patois*.

2) Zusatz eines t am Wortende[4] erfahren folgende Wörter: pèlt aus *albella* (sc. populus), fərkhánst *vacances*, pàrforšt *par force*, kàmfərt *camphora*, pàriχərt (mhd. *barchant*) *barracanus*; bei parjəmant *pergamena*, mæirant *maior ennis* kann man den Zusatz als Analogiebildung nach den zahlreichen Fremdwörtern auf -mant (fùntəmant *fundamentum*) und -ant (horant *horrendus*) auffassen.

3) Eine weitere Anzahl Wörter erhalten einen lautlichen Zuwachs durch Verschmelzung mit dem Artikel oder einer Präposition, mit der sie in der Rede häufig verbunden werden, oder durch sonstige falsche Abteilung der gesprochenen Worte[5]:

---

[1] Im weiteren Sinne werden solche hervorgerufen durch alle Wortumbildungen, s. unter V.

[2] Lienhart, a. a. O., S. 38; ebd. Anm. 4 — Wir finden den Vokal auch vor Liquiden: fàwərek *fabrique*, portərè *portrait*.

[3] Vielleicht nach pàrəsénəl dem. v. *parasol* gebildet, vgl. Dissim. l > n, § 7, 4.

[4] Vgl. denselben Zusatz an einheimischen Wörtern: hoft *Hof*, witəršt *weiter*, àntəršt *anders*, tsilt *Zeile* usw.; ebenso mhd. ahd. bâbes nhd. *Papst*, mhd. ackes nhd. *Axt*, mhd. obez nhd. *Obst* usw.

[5] Vgl. auch mundartliche Bildungen wie: hàltə toχ tsmyl (haltet doch den Mund) aus dem häufigen hàlt s-myl (eig. halte das Maul) durch unrichtige Abteilung; ebenso s tsûwəs, s tsmorjəs, s tsmetæs, s tsnóχts neben einfachem tsûwəs, tsmorjes, tsmetœs tsnóχts — des Abends, des Morgens, des Mittags,

a) Prothese des Artikels:

la, l': làpé *l'abbé*, làtras *l'adresse*, làfét *l'affût*, lollawàŋ *l'eau de lavande*, làrtrèt làtrèt la *retraite*, lèksámə l'*examen*, latèt la *tête*.

die [t]: tsàlfi aus die *salve*, tsekrét aus die *secreta*, tsereŋk aus die *syringa*, tšyp aus die *jupe*; wahrscheinlich auch tsitàtœl (Str.) aus die *citadelle*.

b) Verschmelzung mit einer Präposition aus stehenden Zusammensetzungen:

tàpi-èpfələ (pomme) *d'api*, tàrtifis (feu) *d'artifice*, tasil (salle) *d'asyle*; dahin gehören auch pleonastische Ausdrucksweisen wie: ar eš pim tytrœ = il est «*du train*», as eš en àrèkl = il est «*en règle*» (in Ordnung), met pàrforš *par force* (mit Gewalt), met pàrtý *par tout* (mit Gewalt).

Anm. Auf unrichtiger Abteilung beruht auch ràpénələ dem. von (Her)*r abbé*.

4) Ausserdem gibt es noch vereinzelte konsonantische Zusätze, die zum Teil ebenfalls auf unrichtige Trennung gesprochener Worte oder auf Missverständnis oder andere unbestimmte Faktoren zurückzuführen sind. So findet sich:

h (im Anlaut): hàmùnjàk *ammoniaque*, hywliərə *jubilare*, wobei h statt j gehört wurde; hùmant *moment* durch falsche Trennung aus em (m)ùmant (im Moment) mit Verlust des m[1] und Einschiebung des Hauchlautes.

k: pisàŋlik *pissenlit*, khàləmàtik *galimatias* nach Wegfall der Endung.

l: pàrləmètr *baromètre* und pàrlemant *pergamena* durch Vermischung[2] mit *parler*; špàrikləmantə *spargimento* durch volksetymologische Anlehnung an Spargel.

m: àmpàrti adj. von *à part*, àmpà *ah bah* (Versuch einer weichen Aussprache des b?); mùniform *uniforme* (Anlehnung an mùni = Stier?); fər-rùməniərə von *ruiner* mit Anlehnung an -rùm- = *herum*.[3]

des Nachts in pleonastischer Weise mit Wiederholung des bestimmten Artikels; euphonisches n in Fällen wie: tr nûwə der Abend aus tònə-n-ùwə, kotə-n-ùwə = diesen bezw. guten Abend; tr nùtəm der Atem aus tə-n-ûtem oder kən-ûtəm pəkhùmə = den bezw. keinen Atem bekommen; tr nàšt der Ast aus ə-n-àšt = ein Ast.

[1] Vgl. im folgenden: Lautverlust unter 4.

[2] Vgl. § 15.

[3] Oder besser gesagt, es ist *ruiner* > rùəniərə > rù*w*əniərə und dies unter Anlehnung an rùm = *herum* (mit einem Wechsel des labialen Lautes w > m) zu rùməniərə geworden.

n: protəknol *protocole*, ràntsjûn *ration*, sempàntí *sympathie*; vgl. ferner die unter 1. angeführten.

ŋ: pàlùŋštər *balustre*, rùŋəniərə (aus -rù*m*ə-niərə) *ruiner*, khàrtəplàŋ[1] *kataplasma*.

p: kùmpərlàstik *gomme élastique*.

r[2]: kàršnè *cache-nez*, khàporšù *capuchon*, syparp *soupape*, lortšə *loggia*; àrtsint *hyacinthus* mit Anlehnung an àrtsis *narcissus*; khàrtəplà *kataplasma* (Anlehnung an *Karte*?), lortsarn *lucerna* (durch das folgende r veranlasst), pàrštét *pastata* (mit Anlehnung an pàr wie pàr forš *par force*), tirlišˌâs *diligence*, àrikərlə[3] dem. von *auricula*, kùmpərlàstik *gomme élastique*; im Auslaute: pekər *pique*, têtər *tête*, màlâtər *malade*; wohl euphonisch in kràpêrl dem. von *crapaud*.

š: fytš nach Wegfall (?) des u von *foutu* (hochdeutsch *futsch*).[4]

t: vor s-Lauten: teskùrts *discursus*, àrtsinâl *arsénal*, pètš *beige*, khàlatš *calèche*, khàprits *caprice*, kytš *couche* (Anlehnung an *Kutsche*), pàtàtš *patache*, pàtsətiərə *patienter*, mètətsin *médecine* (durch das vorhergehende t), protsəwárpl *procès-verbal* (Vermischung mit *processus*); vgl. ferner im vorhergehenden unter 2, 2.

2. Lautverlust.

1. Lautschwächung und Lautverlust entstehen durch die Betonung; vgl. «unbetonte Vokale» § 5, 4.

2. Verlust von Vokalen tritt ausserdem mehrfach ein; anlautendes unbetontes e schwindet in: šàlotə *échalotes*, làstik *élastique*, kilipr *équilibre*, špànjól *espagnol*, tàpə *étape*; auslautend in moləpik *moellon piqué*, èkàr *écarté* (mit Schwund des t); von zwei Vokalen, deren Aufeinanderfolge dem Volksmund ungeläufig ist, musste

---

[1] In Colmar khàtəplàŋ, vgl. dazu V. Henry, grammaire 60, 1: «le fr. cataplâme (prononciation de cataplasme au XVII[e] siècle) a été entendu et reproduit avec n guttural».

[2] Vgl. auch Weise in Zs. f. hd. Mdaa. 1901, S. 244.

[3] Mit Voraussetzung eines Grundwortes mit der Endung -er: àrikər.

[4] Die Verwandtschaft zwischen *futsch* und *foutu* ist nicht ganz sicher nach Kluge, Et. Wb. sub futsch. Dagegen erscheint sie uns als sicher, wenn man in Betracht zieht, dass der Franzose die letzte Silbe eines Wortes mitunter so tief betont, dass der Vokal fast unhörbar wird, indem er gewissermassen in der Kehle stecken bleibt: *fini* wird z. B. zu finj finχ. Dann ist es auch begreiflich, dass ein so häufig gebrauchtes Wort wie *foutu* zunächst als futχ gehört, dann als futš bzw. fytš nachgesprochen wurde.

der eine schwinden: šokràfí *géographie*; hysjə hisjə hysjər *huissier*, pàrəpli *parapluie*, ryniərə *ruiner*, àtantiš *authenticus*, khüntərpiərə *contribuer* usw.

3. Als Gegenstück zu dem § 8, 2: 3 erwähnten Lautzusatz gibt es Beispiele, in denen der konsonantische (t, n) Anlaut eines Wortes irrtümlicherweise (etymologisch!) für den deutschen Artikel bezw. für euphonischen Uebergangslaut gehalten und daher losgelöst wird:

1) als zusammengesetzt mit dem weiblichen Artikel *die* [t] wird angesehen *tamariscus*, mda. daher àməreškə;

2) ein euphonisches n wird gesehen in *narcissus*: ə-n-(n)àrtsis = eine Narzisse, daher t àrtsis die Narzisse; ebenso verhält es sich bei arf *Nerv*.

3) nicht so deutlich ist das Verhältnis bei *ranunculus*, es lautet gewöhnlich àrùŋkl. Es kann zunächst Metathesis von r und n stattgefunden haben, wofür die Nebenform nàrùŋkl zu sprechen scheint; hierbei mag das anlautende n als Uebergangslaut in der Verbindung ə- n(-) àrùŋkl *ein ranunculus* aufgefasst und dann das Wort zu einfachem àrùŋkl verbessert worden sein.

4. In hywliərə *jubilare* liegt nicht sowohl Verlust des j als vielmehr Uebergang desselben in lautverwandtes h vor; über hùmant für *moment* vgl. § 8, 2: 4 unter h.

5. Sonstige vereinzelte Lautverluste:

f: fällt ab in kiwi(f) *qui vive*;

h[1]: in àró *'haro*; in àrtsent *hyacinthus* fielen h und y weg unter Anlehnung an àrtsis *narcissus*, wie das eingeschobene r beweist.

k-Laute gehen verloren:

a) anlautend: antsjùnə *gentiana*.

b) am Wortende: pryš (*pryšk) *brusque*; pyti *boutique*, làsti *élastique*, rèpypli *république*; hier wurde wohl die Endung -ik als Adjektivendung -ig aufgefasst, die in der Mda. -ik und -i lautet. Man vgl. auch die entgegengesetzte Erscheinung: àntífik für àntífi aus endivia.

c) in der Verbindung ct[2]: àtjùnt *adiunctus*, špètàkl *spectaculum*, phüntüm *punctum*, vielleicht hat totale regressive Assimilation mitgewirkt.

l: schwindet in kàlwi-èpfl *calville*; kèkšósik[3] Adjektivbildung von *quelque chose* (totale regress. Assim.?).

---

[1] Das franz. h ist an sich schon schwach.

[2] In andern Wörtern geht das t verloren und k bleibt erhalten; siehe unter t.

[3] Vgl. Schwz. Id. 2, 175: «etwas Eigentümliches, Ungewöhnliches».

n: in k h o l ə r i *cholérine*, k h è m i mhd. kamīn *caminum*, k h i m i (allg.) mhd. kümīn *cuminum*; über è w r à l š *í* *névralgie* vgl. § 7, 4: Schwund des r, Fussnote.

p: in r i n ô l ə dem. von *pruneau*.

r: à s i n *â* l *arsénal* (totale regress. Assim.?); vgl. ferner unter Dissimilation: Schwund des r.

T-Laute gehen häufig verloren im Auslaut[1]:

à s f à l *asphaltus*, p à š t ə r *bastardus*, à p s à ŋ *absinthe*, p e f ə l ə m ó *bœuf à la mode*, k o k ó *cocotte*, r a ŋ k l ó r e ŋ l o *reine-claude*, t h a k s *texte*; in der Verbindung ct schwindet t (durch totale progressive Assimilation) bei: à t š ə - t è k *architecte*, à t j *ù* ŋ k *adiunctus*, t r à k *i* ə r ə *tractare*; auch sonst schwindet t: o p s ə n *â* t *obstinatus* (totale Dissimilation), à f ə k h *â* t *advocatus* (totale regressive Assimilation); über è k à r *écarté* vgl. oben unter 2.

Anhang.

Endsilben.

1. Die Endung franz. -o n, lat. -u m wird zu -ù ŋ, z. B. *plafond* p l à f ù ŋ, *amylum* à m l ù ŋ; einigemale erscheint jedoch -ù m: *bouchon* p y š ù m, *bouillon* p ù l j ù m, *boxon* p o k s ə m (*p o k s ù m), *capuchon* k h à p i š ù m, *molleton* m ù l t ù m, *Napoléon* n à p *ó* l j ù m.

Die häufig vorkommende Silbe -ù ŋ wird auch auf andere Wörter übertragen: *dommages et intérêts* t ù m ə š *a* n t ə r ù ŋ, *bulletin* p y l t ù ŋ, *passe-temps* p à s l ə t ù ŋ und p à s - l ə t ù m.

2. Franz. -i n wird zu -i ŋ - e ŋ: *merlin* m ê r l e ŋ etc.

3. Franz. -e u r, -r e, lat. -o r, -o r a, -r u m, -e r, ital. -o r a werden zu -ə r: *coupeur* k h ù p ə r, *cidre* s i t ə r, *curator* k h ù r *â* t ə r etc.

4. Franz. -l e, lat. -u l u s, a, um, ital. -o l a werden zu -ə l, l: *simple* s e m p l, *capitulum* k h à p *i* t l etc.

5. Franz. -t é, lat. -t a s werden zu -t é t: *fidelitas* f e k l ə t *é* t, *invalidité* ù n f à l i t *é* t.

6. Franz. -i e, lat. -i a werden zu í und è i.

7. Das mouillierte l in -i l l, -a i l l, -e i l l, -e u i l etc. wird als l gesprochen (l, l i, j l; vor Vokalen lj):

p à t *à* l i *bataille*, p à t r o l *patrouille*, o r è j l *oreille*, p à r è j l *pareil*; k h à n *à* l j ə *canaille*, t r à w *à* l j ə *tra-*

---

[1] Den Zusatz eines t vgl. § 8, 1: 2. Wegfall eines t im Auslaut haben wir auch bei elsäss. Wörtern wie m a r i k mhd. *market*, û w ə mhd. *ābent* usw.

vailler, p r i l j *à* n t *brillant*, p i l j è *billet*, p à p l j o t *papillote*; aber nur p a i j à s p æ j à s *paillasse* (Hanswurst).

Aehnlich lautet -g n- ohne Mouillierung -n i-, vor Vokal -n j-, z. B.: k h à m p *à* n i *campagne*, š p à n j *ó* l *espagnol*, k i n j o l *guignol*.

8. Die Adjektivendung -e u x lautet -ûs (ós) nach der lateinischen -o s u s: *furieux* f ù r j *û* s, *curieux* k h ù r j *û* s, *fameux* f à m *û* s, *scrupuleux* š t r y w l *û* s, *sérieux* s e r j *û* s, *généreux* š e n ə r *û* s und š e n ə r *é* s.

Die Endung -i c u s wird zu -iš: *politicus* p à l *i* t i š, *authenticus* à t *a* n t i š; danach auch k r e m ə n *â* l i š *criminalis*.

9. Alle Infinitive (franz. -e r, -i r, -o i r, -r e; lat., bezw. ital. -a r e, -e r e, -i r e usw.) gehen in der Mundart aus auf -i ə r ə (*-ieren*); doch vgl. auch § 12, 3: Bildung von Verben unter b. — Die Partizipialformen endigen infolgedessen alle auf i ə r t (*-iert*).

III.

Die Flexion.

§ 9.

Substantiva.

1. Starke Deklination.

a) ohne Umlaut:

Masc.			Neutr.		
		p o t i n *bottine*.			p y š i *bougie*.
Sing.	Nom.	t ə r p o t i n	Sing.	Nom.	s p y š i
	Gen.	f à m p o t i n		Gen.	f à m p y š i
	Dat.	e m p o t i n		Dat.	e m p y š i
	Acc.	t ə, t ə r p o t i n		Acc.	s p y š i
Plur.	Nom.	t, t i p o t i n	Plus.	Nom.	t, t i p y š i
	Gen.	f à t ə p o t i n		Gen.	f à t ə p y š i
	Dat.	e t ə p o t i n		Dat.	e t ə p y š i
	Acc.	t, t i p o t i n		Acc.	t, t i p y š i

Die Wörter dieser Deklination bleiben in allen Kasus völlig unverändert; es fehlt jedes Kasuszeichen. In allen Deklinationen vermissen wir das Plural-s, das die Schriftsprache im Gegensatz zum Elsässischen gewöhnlich an die Fremdwörter anfügt. Nach der vorstehenden Deklination gehen ziemlich viele Wörter (nur *Masculina* und *Neutra*), doch haben manche

neben dem starken auch einen schwachen Plural. Beispiele:

Masc. pènəfis *bénéfice*, kh̦ûskri *conscrit*, pæjàs *paillasse* (auch sw. Plur.), àŋklès *anglaise* (auch sw. Plur.), kornišùŋ *cornichon*, fars *farce* (auch sw. Plur.), alle franz. Wörter auf *-ier* (wie krèfjə *greffier* etc.); — *masc. und neutr.*: pàrəpli *parapluie*, kašnè *cache-nez*; — *neutr.* mànéwər *manœuvre*.

Neutra mit der Pluralbildung *-er* [ər] ohne Umlaut siehe im folgenden.

b) mit Umlaut:

Masc. pâl *bal*; pyšùŋ *bouchon*.

Sing.	Nom.	tər pâl	Sing.	Nom.	pyšùŋ
	Gen.	fàm pâl		Gen.	pyšùŋ
	Dat.	em pâl		Dat.	pyšùŋ
	Acc.	tə, tər pâl		Acc.	pyšùŋ
Plur.	Nom.	t, ti pál	Plur.	Nom.	pyšeŋ (auch unum-
	Gen.	fà tə pál		Gen.	pyšeŋ [gelautet)
	Dat.	e tə pál		Dat.	pyšeŋ
	Acc.	t, ti pál		Acc.	pyšeŋ

Neutr. pàntâš *bandage*.

Sing.	Nom.	s pàntâš	Plur.	Nom.	t, ti pàntášər
	Gen.	fàm pàntâš		Gen.	fà tə pàntášər
	Dat.	em pàntâš		Dat.	e tə pàntášər
	Acc.	s pàntâš		Acc.	t, ti pàntášər

Hierher gehören ebenfalls nur *Masculina* und *Neutra*. Von den Masculinen haben manche Wörter im Plural neben den umgelauteten auch die umlautlosen oder selbst schwache Formen, während hingegen andere sogar doppelten Umlaut bilden. Beispiele:

khàpyt *capote*, plur. khàpit, auch schwach; khàpəšùŋ *capuchon*, plur. khàpəšeŋ; khàriχ *carruca*, plur. khariχ; pàrəsol *parasol*, plur. pàrəsol und pàrəsèl; šypùŋ *jupon*, plur. šypeŋ und mit doppeltem Umlaut šipeŋ; šàrəpàŋ *char à bancs*, plur. šàrəpaŋ und mit doppeltem Umlaut šarəpaŋ; šàmpùŋ *jambon*, plur. als masc. šàmpeŋ, als fem. schwach šàmpùŋə; andere auf -ùŋ, wie kornišùŋ *cornichon*, bleiben gewöhnlich ohne Umlaut; das fem. flot *flotte* hat einen umgelauteten Plural flèt (Roppenzweiler), sonst ist es schwach wie alle Feminina.

Die Neutra bilden den Plural auf -ər (ahd. *-ir*), wodurch in der Regel Umlaut des vorhergehenden umlautbaren Vokals

eintritt: plýs *blouse*, plur. plisər und ohne Umlaut plýsər, als fem. schwach plýsə; nicht umlautsfähig sind z. B.: lošəmant *logement*, plur. lošəmantər; khàpinét *cabinet*, plur. khàpinétər; rètsapt *receptum*, plur. rètsaptər; enštrəmant *instrumentum*, plur. enštremantər; prèsant *présent*, plur. prèsantər; khàmin kamət *caminum*, plur. khàminər khamətər. In Teilen des Oberelsass bilden den Plural auf -ər auch meistens die Deminutiva, z. B. pyšeŋlə dem. von *bouchon*, plur. pyšeŋlər u. a., die sonst im Plur. schwach gehen.

2. Gemischte Deklination.

	Masc.		Fem.
	khàmərât *camarade*.		pàskyl *bascule*.
Sing.	Nom. tər khàmərât	Sing.	Nom. t, ti pàskyl
	Gen. fàm khàmərât		Gen. fà tər pàskyl
	Dat. em khàmərât		Dat. e tər pàskyl
	Acc. tə, tər khàmərât		Acc. t, ti pàskyl
Plur.	Nom. t, ti khàmərâtə	Plur.	Nom. t, ti pàskylə
	Gen. fà tə khàmərâtə		Gen. fà tə pàskylə
	Dat. e tə khàmərâtə		Dat. e tə pàskylə
	Acc. t, ti khàmərâtə		Acc. t, ti pàskylə

Diese Deklination hat die grösste Ausdehnung. Sie umfasst alle Feminina und viele Masculina. Von Neutris gehen nach ihr im Unterelsass alle Deminutiva. Beispiele:

Feminina: àksjûn *action*, plur. àksjûnə; àtras *adresse*, plur. àtrasə; àfár *affaire*, plur. àfárə; àtàk *attaque*, plur. àtàkə; pàràk *baraque*, plur. pàràkə; potal *bouteille*, plur. potalə; pytik *boutique*, plur. pytikə; proš *broche*, plur. prošə; mànìər *manière*, plur. mànìərə; pàpljùt *papillote*, plur. pàpljùtə u. a.

Masculina: khùmətànt *commandant*, plur. khùmətàntə; ebenso šàntàrm *gendarme*, pæjàs *paillasse* (auch stark) u. a.

Neutra: kornišeŋl dem. von *cornichon*, plur. kornišeŋlə u. a.

Anm. 1. Wörter, die durch Einfluss der Endung -ùŋ (== hd. -ung) Feminina geworden sind[1], wie šàmpùŋ *jambon* u. a., bilden infolgedessen auch einen schwachen Plural.

Das masc. pyšùŋ *bouchon* hat neben der gewöhnlichen starken auch eine schwache Pluralform pyšùma (Rauw.).

[1] Vgl. § 17, 1 b.

Anm. 2. Das Wort lapé *l'abbé*, allgemein stark flektiert, erhält ebenfalls einen schwachen Plural làpéjə (Bisch.).

3. Alte Kasusreste.

In der Deklination sind ausser im schwachen Plural keine Flexionszeichen vorhanden. Doch erscheint an mehreren fremden Ausdrücken ein s als Ueberrest des früheren Genitiv Singularis[1]:

a) in Zusammensetzungen: sàkərtis-kharl *sacré dieu* + *Kerl*, nùntətjes- oder nùntətis-kharl *nom de dieu* + *Kerl* (vgl. hd. Teufelskerl), rakæis-khûr *racaille* + *corps*, khàlfàktərs-kseχt *calefactor* + *Gesicht*, tẏwàks-kytś [aber tywàk-(k)ytś] *Tabak* + *couche* u. a.

b) in Wendungen wie: tešpətiərəs (tešpəs) hàn[2] *disputare* (eig. Disputierens haben) und ähnlichen; ferner in tharminswis *terminweise*.

4. Der Numerus.

Ein entlehntes Wort behält in der Mundart gewöhnlich seinen Numerus bei. Doch gibt es auch eine Anzahl fremder Ausdrücke, die statt im Singular, den die Fremdsprache bietet, meist oder nur im Plural verwendet werden. Umgekehrt vertauschen einige Pluralia tantum ihre Mehrzahl im Dialekt mit der Einzahl. Die Ursache dieser Erscheinungen besteht vielfach in der zu Grunde liegenden Vorstellung entsprechender einheimischer synonymer Bezeichnungen.[3]

1) Singulare treten in den Plural:

a) meistens folgende Wörter:

àfrùntə *affront*[4] [fórwerf *Vorwürfe*, sœẏərejə «Sauereien»], pærlokə *breloque* [ùrəreŋlə *Ohrenringchen*], kàpriólə *cabriole* [šprеŋ *Sprünge*, štræiχ *Streiche*], kalsù *caleçon* [hosə *Hosen*], khàpritsə *caprice* [lynə *Launen*, nypə], šosètə *chaussette* [štrempf *Strümpfe*], šikânə *chicane* [plán *Pläne*, špreŋ *Sprünge*], khùntəwitə *conduite* [fórwerf *Vorwürfe*; flœẏsə

---

[1] Ein ähnliches s vgl. Anhang zu § 13, Zss. mit der Partikel ge-.

[2] Vgl. elsässische Wendungen wie pàləs, fəršťèkəs špélə = *Ball, Versteckens spielen*.

[3] Vgl. damit auch den Geschlechtswandel unter VI.

[4] In Klammern folgt die Angabe einheimischer Synonyma.

Flausen], t è p ̦â s ə *dépense* [ù ŋ k h è š t ə *Kosten*, eig. *Unkosten*], š à l o t ə *échalote* [nach Wörtern wie t s e w l ə *Zwiebeln*, k n è w l i *Knoblauch*], ̦â p r a s ə *embrasse* [ù m h a ŋ l ə *Umhängchen*, f a n š t ə r t i ə χ l ə *Fenstertüchlein*], k à m à š ə *gamache* [wie š t e f l *Stiefel*], k ó f r ə *gaufre* [p r é t l ə *Brötchen*], k r i m à s ə *grimace* [f r à t s ə *Fratzen*], p o w ə r t é t ə *pauvreté* [s œ ẏ ə r ė j ə Sauereien], p l i s ə *plisse* [f à l t ə *Falten*], r è p r o š ə *reproche* [s œ ẏ ə r è j ə Sauereien], t a r m *terme* [š t r æ i χ *Streiche*, š p r e ŋ *Sprünge*], w a r i s ə *varice* [k r à m p f û t r ə *Krampfadern*], usw.

Bei manchen spricht für die oben ausgesprochene Annahme von Vorstellungen verwandter einheimischer Begriffe als Ursache des Numerus-Wechsels auch der Wandel des Geschlechts, wenn sie gelegentlich im Sing. gebraucht werden, z. B.: k à l o š ə m. *galoche* f. [š t e f l *Stiefel*, š y ə *Schuh* m.], š è s t f. *geste m.* [p ə w é j ù ŋ *Bewegung* f.], k ê t ə r m. *guêtre* f. [s t e f l *Stiefel*, š y ə *Schuh* m.], f à k o t f. *fagot* m. [f r à t s *Fratze*, k r i m à s f.] u. a.

Der Gebrauch des Plural in französischer Rede geht in die Mundart über: ə r h è t r ù m à t i s ə *il a des rhumatismes*.

b) sehr oft Deminutiva:

à m ə t i s l ə von *amadis* [š t y χ ə l ə, h a n š i *Handschuhe*], a m o r s l ə von *amorce* [p e l f ə r l ə *Pülverchen*], p æ r l è k l ə von *breloque* [û r ə r e ŋ l ə *Ohrenringchen*], š o s è t l ə von *chaussette* [weil es kleine Strümpfe sind], ̦â p r a s l ə von *embrasse* [ù m h a ŋ l ə *Umhäng-chen*], m i t è l ə l ə r von *mitaine* [š t y χ ə l ə, h a n š i *Handschuhe*], p a s t i n l ə von *pastille* [p f a f ə r m e n s l ə *Pfefferminz-chen*], r i n ò l ə von *pruneau* [*Pflaumen*], r i š l ə von *ruche* [*Falten*, öfter f a l t l ə = *Fältchen*].

2) Plurale werden zu Singularen:

t ù m ə š a n t ə r i *dommages et intérêts* [š à t ə *Schaden*, *Entschädigung*], f ə r k h à n s *vacances*.

5. Die Deminution.

Im mhd. dient die Silbe -l i n zur Verkleinerung der Wörter. Im els. ist sie zu -l, əl abgeschwächt, aber der Umlaut ist in den meisten Fällen noch vorhanden; nach r in Nebensilben lautet die Verkleinerungssilbe -lə,[1] nach l stets

[1] Diese ist im Oberelsass fast in allen Fällen üblich.

— ə l ə. Diese letztere [-ə lə] ist aus der ersten [-ə l] und der zweiten [-l ə] zusammengefügt und dient im weiteren zur Verkleinerung schon vorhandener Deminutionsformen. Auf diese Weise wächst ihre Zahl ins Unendliche. Es gibt sogar eine Reihe von Fremdwörtern, die fast nur oder mit Vorliebe als Deminutiva gebraucht werden:

a) es sind dies hauptsächlich jene, die schon in der fremden Sprache der Form nach Deminutiva sind und nun in der Mundart eine neue Deminution erfahren:

š à r p o n è t l *charbonette*, š ó f ə r è t l *chaufferette*, š o-s è t l *chaussette*, š m í s è t l *chemisette*, s i k à r è t l *cigarette*, k h ù t l è t l *côtelette*, k l o r j è t l *gloriette*, š a k è t l *jaquette*, à m l è t l *omelette*; ihnen folgen auch Wörter wie f l à š ə n è t l (Dissim. von l zu n) *flageolet*, t à w ə r è t l *tabouret*; ferner m à r m o t l *marmotte*, dem sich s a p o t l *sabot* anschliesst; f a t s ə n *è* t l (Dissim. l > n) *fazzoletto*, t r à χ *é* t l *rocchetta*; à r *i* k ə l ə *auricula*, à r *ù* ŋ k ə l ə *ranunculus*, k h e n j ə l ə *cuniculus* u. a.

b) vereinzelte Beispiele, deren Sinn gewöhnlich eine Verkleinerung enthält: à m ə t i s l ə *amadis*, a m o r s l ə *amorce*, p ý s l *buse*, ̨â p r a s l ə *embrasse*, m ï t è l ə l ə r *mitaine*, p à š-t i n l ə *pastille*, p r o f *i* t l *profit*,[1] r o s *i* n l *raisin*, t y t s w i t l *tout de suite*, k h a n š t ə r l ə *canistrum*, p o l s ə m *í* n l ə *balsamina*, m è l ə l ə mellone.

In Bezug auf den Umlaut ergeben sich:

a) u m g e l a u t e t e F o r m e n (zum Teil mit umlautlosen Nebenformen): p l ý s p l í s l und p l ý s l *blouse*, p y š ù ŋ p y š e ŋ l und p y š û ə l ə *bouchon*, p o t *a* l (nicht umlautbar) p o t *a* l ə l ə *bouteille*, k à s r o l k à s r è l ə l ə *casserole*, š à r ə-p à ŋ s à r ə p a ŋ l *char à bancs*, s i k â r s i k á r l *cigare*, k h ù f ə r k h e f ə r l ə *coffre*, k r è j ̨ù k r è j e ŋ l *crayon*, f l o t f l è t l *flotte*, š à m p ù ŋ s à m p e ŋ l *jambon*, m à t à m m à-t a m l *madame*, r y š r i š l *ruche*, t ý r t í r l *tour*, k h à p i š ù ŋ k h à p i š e ŋ l *capuchon*, k h à r i χ k h a r i χ l *carruca*, k ù t ə r k e t ə r l ə *guttarium*, k à k *ù* m ə r k à k e m ə r l ə *cocomero*, p à n t *o* f l p à n t *è* f ə l ə *pantofola* usw.

Anm. Es gibt in der Mundart ein Wort s ù m p ə, dessen Etymologie zweifelhaft ist. Wahrscheinlich ist es als Grundwort rekonstruiert zu dem als Deminutivum aufgefassten s e m p l *simple*, mit dem es dem Sinne nach übereinstimmt; es läge dann Analogie vor nach Wörtern wie l ù p ə l e p l *Lippe*, m ù χ ə m e χ l *Michael* oder l ù m p ə l e m p ə l, š t ù m p ə

---

[1] In der Bedeutung «trichterförmiger Lichtstockaufsatz».

štempl. Wir haben demnach im Gegensatz zur Deminution eine «Vergrösserung».

b) unumgelautete Formen ausser den unter a) angeführten; sie haben vokalischen Auslaut und dehnen in der Deminution diesen Vokal, statt ihn umzulauten. Vor der Deminutionssilbe schieben sie gewöhnlich einen sog. euphonischen Konsonanten ein. So steht ein r in kràpo dem. kràpêrl *crapaud*; ein n in den unter Lautzusatz 2, 1) verzeichneten Fällen; mit Hiatus ist gebildet pyšù pyšûələ von *bouchon.*

§ 10.

Adjektiva.

1. Die Deklination.

Alle fremden Eigenschaftswörter haben sich in Bezug auf die Verhältnisse der Deklination den einheimischen völlig angeschlossen. Sie bilden folglich wie diese eine starke und eine schwache Form.[1]

2. Die Komparation.

Viele fremden Adjektiva sind auch der Steigerung fähig. Diese wird von der unflektierten Form gebildet durch Anhängung von -ər für den Komparativ, -št für den Superlativ. Umlaut tritt nirgends ein; er findet sich nur bei propər *propre*, Komp. prèpərər, Superl. prèpəršt neben umlautlosem propərər propəršt.

Beispiele; šàrmánt *charmant* šàrmántər šàrmántšt, tifəsíl *difficile* tifəsílər tifəsílšt, misərâwl *misérable* misərâwlər misərâwlšt, nówl *noble* nówlər nówlšt, phówər *pauvre* phówrer phówəršt, solít *solide* solítər solítšt usw.

Anm. Auslautendes s verschmilzt im Superlativ mit št: fàmûs *fameux* fàmûšt, khyrjûs *curieux* khyrjûšt usw.

§ 11.

Verba:

Konjugation.

Die Verhältnisse der Konjugation fremder Verba sind sehr einfach. Es gibt nur eine einzige Klasse von Verben, die schwache. Die Flexion selbst weist keinerlei Abweichung

---

[1] Für den vorliegenden Zweck kann die Darstellung übergangen werden, man vgl näheres bei Lienhart, a. a. O., S. 53 ff.

vom einheimischen Verbum[1] auf; wir haben nur einen Indikativ Praesentis, ein Participium Praeteriti Passivi, einen Imperativ und einen Infinitiv, die übrigen Formen werden umschrieben. Wie bei einheimischen wird auch von dem Konjunktiv Praeteriti fremder Verben ausserdem ein neuer, eigentümlicher Konjunktiv Praeteriti gebildet durch angehängtes -kt oder -t, also eχ klœ̀ẏptit [oberels. auch kloiptikt] ich würde glauben[2], ebenso eχ èštəmiərtit ich würde «estimieren»; jedoch ist davon hauptsächlich nur der Singular in öfterem Gebrauch. — Beispiel: èštəmìərə *estimer*.

Indikat. Praes.	Konj. Praet.
eχ èštəmiər	eχ èštəmiərtit
ty èštəmìərš	ty èštəmìərtitš
ar èštəmìərt	ar èštəmìərtit
mer èštəmiərə	[mer èštəmiərtitə]
er èštəmìərə	[er èštəmìərtitə]
si èštəmìərə	[si èštəmìərtitə]

	Imperativ.	Infinitiv.	Partizipium.
2. Sing.	èštəmiər	èštəmìərə.	kèštəmiərt.
2. Plur.	èštəmìərə.		

Das Partizipium nimmt bei seiner Bildung in den allermeisten Fällen die echt deutsche Vorsilbe ge- an. Sie lautet in der Mundart[3] kə- vor P- und T-Lauten, k- überall sonst, auch vor Liquiden; also:

kəplasiərt von *blesser*, kəparmətìərt von *permettre*, kəprasiərt von *presser*, kəpàsiərt von *passer*, kəprofətìərt von *profiter*, kətrùmpiərt von *tromper*, kətarmənìərt von *terminare*; kofrìərt von *offrir*, kšànšiərt von *changer*, kšàkərnìərt von *chagriner*, kšwàsiərt von *choisir*, kšèniərt von *gêner*, ksasiərt von *saisir*, kflàtiərt von *flatter*, kfesətìərt von *visiter*, klošìərt von *loger*, kmàrikìərt von *marquer*, kràməsiərt von *ramasser*, kràwalt (inf. ràwalə) von *rebellare*.

Es gibt auch manche Wörter, bei denen die Bildung des

---

[1] S. Lienhart, a. a. O., S. 67 ff.

[2] Nach Martin ist in den angefügten Lauten das mda. kat bezw. kæt für tat bezw. tæt (Konj. Praet. *taete*) enthalten. Unzutreffend sind die Bemerkungen von V. Henry, grammaire 123, 1, der mhd. *iht* zu Grunde legt.

[3] Zu Nordhausen.

Partizipiums vermittelst des Praefixes ge- schwankt, ungewöhnlich ist oder gar nicht vorkommt; so bei:

à k s è p t i ə r t von *accepter*, à r ə t i ə r t von *arrêter*, à r ə w i ə r t von *arriver*, t è k r ə t i ə r t von *dégrader*, à ŋ k a š i ə r t von *engager* und anderen.

Die Vorsilbe ge- tritt auch auf in Zusammensetzungen von Partizipien mit trennbaren Partikeln,[1] z. B.:

â n - k ə p r è s ə t i ə r t von *an* + *présenter*, ù f - k m à r i k i ə r t von *auf* + *marquer*, y s - k š w à s i ə r t von *aus* + *choisir*, y s - k r à n š i ə r t von *aus* + *ranger*, f ù r t - k ə p l è t i e r t von *fort* + *plaider*, t s à m ə - k r à m ə s i ə r t von *zusammen* + *ramasser*.

Das -t des Partizipiums fällt bei Verben auf -*en* [-ə][2] mit einem t im Stammauslaut zusammen, z. B.:

f ə r - m à r š à n t von *ver* + *marchander* [f ə r - m à r š à n t ə].

Anm. Nach Analogie von Partizipien ist gebildet k f e k s t vom adj. *fixe* [f e k s] mit der Bedeutung «bei der Hand, bereit».

IV.

Die Wortbildung.

§ 12.

W o r t b i l d u n g d u r c h A b l e i t u n g.

1. Bildung von Substantiven:

a. mit fremden Ableitungssilben:

Durch Anfügung fremder Elemente an Fremdwörter entstehen neue Gebilde, die natürlich auch ihrerseits einen fremden Charakter tragen. Wir erkennen hierin die ungebundene Freiheit, mit welcher das Volk die Fremdlinge den Gesetzen seiner eigenen Sprache unterwirft. Denn einige dieser fremden Ableitungssilben treten ebenso gut auch an einheimische Wörter zum Zwecke der Neubildung heran. W a c k e r n a g e l[3] nennt diese letztere Erscheinung zutreffend «U m w e l s c h u n g» im Gegensatz zur Umdeutschung.

1) Am häufigsten werden mit den Silben -*ie* und -*ei* [-ì und -èi aus mhd. -*îe*] sowohl von fremden als von einheimischen

---

[1] Vgl. unter IV, Anhang.
[2] Vgl. § 12, 3 : b.
[3] A. a. O., S. 33.

Wörtern neue Substantive abgeleitet. Auch in der Schriftsprache hat diese Bildungsweise weite Verbreitung gefunden; vgl. Wörter wie Bäckerei, Schreinerei usw. (auch mundartlich). Da die Silbe gewöhnlich an Wortausgänge auf *-er* angefügt wird, so nimmt es den Anschein, als ob sie, durch jenen Ausgang erweitert, selbst *-erei* oder *-rei* [-ə r è i, -r è i] lauten würde. Tatsächlich werden die Bildungen auch nur mit dieser erweiterten Silbe vorgenommen. Namentlich von Infinitiven werden auf diese Weise Substantiva[1] abgeleitet: p ẙ r ə r *è* i von *py'rə* (bauern = Landwirtschaft treiben), r è t ə r *è* i von *reden* (Gerede), p r i ə l ə r *è* i von *brüllen* (Geschrei), t r ü k ə r *è* i von *drücken* (Gedränge); ebenso: k y j ə n i ə r ə r *è* i von *coïonner*, k h à r ə s i ə r ə r *è* i von *caresser*, k h ü m ə t i ə r ə r è i von *commander*, f l a t i ə r ə r *è* i von *flatter*, t e š p ə t i ə r ə r *è* i von *disputare* usw.

Der Analogie dieser Bildungen folgt die merkwürdige Ableitung k è k š ó s ə r *è* i[2] von *quelque chose*.

Die Silbe *-ie* [-í] oder ihre entsprechende Erweiterung -ə r í findet bloss in einigen Fällen Verwendung. Sie dient hier zu Weiterbildungen oder vielmehr zu volkstümlichen Verbesserungen fremder Worte: š à l y s *í* *jalousie* heisst im Volksmund auch š à l y s ə r *í*; *mairie* lautet allgemein m è r ə r í, das als selbständige Neubildung aus subst. *maire* + Endung -ə r í zu gelten hat.

2) Die Silbe *-age* [-â š] ist ebenfalls anfügbar an fremde und einheimische Wörter. Zu Grunde liegt Analogie nach Wörtern wie *bagage*, *ménage*, *courage*; so entsteht p l à m *â* š von *blâmer*. Im übrigen ist die Anfügung an einheimische Wörter häufiger:

k š t è l *â* š (von «*Gestell*») Unordnung; k r e m p l *â* š (von «*Gerümpel*») altes, wertloses Zeug; k š a ŋ k *â* š (von *Geschenk*) Schenkung; š m e r *â* š (von *schmieren*) Schmutz, Unreinlichkeit; l ù m p ə k *â* š ist eine Vermischung aus *lùmp* (nichtswürdiger Mensch) + p à k *â* š (*bagage*) = nichtswürdige Gesellschaft. Alle diese Bildungen haben einen verächtlichen Sinn.

3) Mit der Endung -à s ist gebildet w y ə t à s (Wüterich, böser Junge) von *Wut* nach l y t s i à s (Luzias, lucifer) oder J u d a s.

4) Die Endung *-alia* [-â l j ə] mit spöttischer Bedeutung (auch im Hd.) begegnet uns in š m ẙ r *â* l j ə sowie in k š m ẙ-r *â* l i s *Schmieralien*.

---

[1] Wegen der Bedeutung vgl. die Zusammensetzungen mit der Partikel *ge-* unter IV, Anhang.

[2] Vgl. Schwz. Id. 2, 175: «Kleinigkeit».

5) Der lat. Dat. (Abl.) Plur. der 3. Deklination auf *-ibus* [-i p y s] dient zur Bildung einer Art Rotwelsch unter den Schülern und steckt wohl in folgenden Ausdrücken:

r à t s i p y s (Ulrich) = Gesindel, vielleicht von *race* gebildet wie r à t s ə k h û r (*race* + *corps*); l ù f t i p y s = leichtfertiger Mensch, von *Luft*; h y r l ə p y s mit derselben Bedeutung wie l ù f t i p y s; f i l i p y s = Fidibus, Verdrehung aus vidimus (?): das l im elsäss. Wort spricht eher für die Abl. aus *fidelibus* [fratribus], wenn man nicht Anlehnung an den Namen Philipp annehmen will.

6) Der Gen. Plur. der lat. 2. Deklination auf *-orum* [-ó r ù m] findet fast die gleiche Verwendung wie *-ibus*: š à r l ə m *ó* r ù m (Schorlemorum) ein schlechter Branntwein; sonst steht die Silbe namentlich in scherzhaften Reimversen: š n i p š n à p š n ó r u m à p o š t ə l *ó* r u m (im Kartenspiel), beim Sprechen der Worte schlägt [= š n i p ə r t] man dem andern eine Karte um die Nase herum.

Die Endung *-um* [-ù m] dient zu ähnlichen Bildungen: k r é t ù m w a n t *a* n t ù m t k h à t s f r e s t t ə p i p ə l *ó* r u m = Grete, wende die Ente um, die Katze frisst das Bibbel (pipə) = Huhn; so soll ein Pfarrer, der von der Kanzel aus in die Küche des Pfarrhauses sah, seiner Köchin während der Predigt zugerufen haben; die andern Leute glaubten indessen einen lateinischen Vers zu hören.

7) Auch die latinisierende Endsilbe *-atus* [-â t] findet sich in der elsässischen Volkssprache:

p r e l *â* t von b r ü l l e n = schwatzen, schreien (dummer Schwätzer); š w æ χ *â* t von s c h w ä c h e n = tüchtig trinken, saufen (Erzsäufer), selbst ein weitergebildetes Verbum š w æ - χ *â* t ə saufen (bei Ulrich).

Die lateinische Adverbialendung *-atim* liegt vor in *gassatim*, einem Wort, das wohl aus der Studentensprache[1] in das niedere Volk gedrungen ist; es lautet[2] k à s *â* t ə Bf. Ingw. Lobs., k h à s *â* t ə Ingenh., k h à s *é* t ə Str.; k h à s *â* t ə k é n = auf den Gassen sich müssig herumtreiben, spazieren gehen, bes. nachts Liebesbekanntschaften aufsuchen; gassatim gehen, laufen C. S.; cassaade gehn = Liebhaber aufsuchen Ulrich.

8) Eine weitere latinisierende Bildung wird vollzogen mit der Silbe *-ant* [-à n t]:

š n ù r *à* n t (Bettler) von dial. s c h n u r r e n, schnurren gehen (vgl. mhd. *snarre* = einsaitiges Instrument, *snarrenzaere* b. Walther v. d. Vog. = umherzieh. Musikant) = bet-

---

[1] Kluge, deutsche Studentensprache.
[2] M.—L.

telnd umherziehen, gewöhnlich mit einem Musikinstrument, daher šnùrántəmysik. Wahrscheinlich liegt Analogie vor nach Wörtern wie Komödiant, Prädikant usw.; ein davon neugebildetes Verbum lautet šnùrántə = schnurren gehen als šnùránt Ulrich.

9) Die lateinische Nominativendung *-us*, *-ius* [-əs, -jəs] begegnet uns in zahlreichen Fremdwörtern:
fokətífəs *vocativus*, wàkəs aus *vagabundus*, Eigennamen wie wantəlínəs *Vendelinus*, Lytəwikəs *Ludovicus*, ferner tsótsjəs *socius*, nàtárjəs *notarius* usw. Diese Silbe wird nun in scherzhafter oder verächtlicher Ausdrucksweise an beliebige Wörter angehängt und ist namentlich in Strassburg ausserordentlich beliebt.

An Fremdwörtern: màlaštəs *molestia*; khórəs *corps*; pàrekəs von *perruque* (Barbier, Friseur, der mit Perücken arbeitet); pàrjantəs und šmýspərjantəs[1] von *pour rien dire* (?) = dummes Geschwätz; kràmántsjəs von *grand merci*: «kramanzjes (= Umstände) macht der nit» Pfingstmontag III, 7.

Häufiger an einheimischen: pæχəs von Pech (Schuster, der mit Pech arbeitet), šlàpəs von schlapp (schlapper, gemeiner Mensch), lùmpəs von Lump in derselben Bedeutung; bemerkenswert ist wesfíljəs (von *wissen* + *viel*) Vielwisser und mit Anlehnung an wéšt (*wüst*) mit entsprechender Bedeutungsveränderung wéštfíljəs roher, frecher Geselle: Wissvieljes Vielkenner, Vorwitziger Ulr., «'s isch e Wistvieljes so, e zwazzlicht frecher Burst» Pfingstmontag III, 2.

Mit *-atius* [-âtsjəs, -âtsi] ist gebildet von Lump: lùmpátsjəs und lùmpátsi scherzhaft und verächtlich = verkommener oder verwegener Mensch, lumpazjes Ulr.; mit *-icus* [-ikys]: pfifikys (von *pfiffig*) durchtriebener Kerl (aus der Studentensprache?[2]).

10) Analog den zahlreichen französischen Fremdwörtern auf *-ion* ist mit demselben Ausgang das Wort *Masse* weitergebildet zu màsjún (màŋsjón Ruf. Geberschw.), um den Ausdruck der Fülle besonders hervorzuheben.

11) Nach Wörtern wie enštrəmant *instrumentum*, fùntəmant *fundamentum* sind mittels der Silbe *-ment*, *-mentum* [-mant] abgeleitet:
fàləmant von fallen (Fall, Sturz) und syn. rùmpləmant von rumpeln.

12) Nach Wortausgängen auf *-té*, *-tas* [-tét] finden sich

---

[1] Beides jüdische Ausdrücke, vgl. Jb. XII, 159; XIII, 181.

[2] Kluge, deutsche Studentensprache.

5) Der lat. Dat. (Abl.) Plur. der 3. Dek… …itét
[-ipys] dient zur Bildung einer Art Rot… …nitét
Schülern und steckt wohl in folgenden … …n.
râtsipys (Ulrich) = Gesindel, … wurde mit
wie râtsəkhûr (*race* + *corps*): … siərə] ein
Mensch, von *Luft*; hyrləpys … *pressura*?).
lùftipys; filipys = Fidib… …icht einheimi-
das l im elsäss. Wort sprich… …der spöttischem
[fratribus], wenn man nic… wie ital. khà-
annehmen will. … von *cravate* in

6) Der Gen. P… kràwyts phàkə am
[-ôrùm] findet fa… …hd. *hevanna*) He-
šàrləmórùm … pytslə von *crepare*
sonst steht die…
šnip šnà… … Ableitungssilben:
Sprechen … in der Anfügung fremder Silben an einheimische
eine K… …sagen eine Umwelschung vor uns haben, so er-
Die … wir umgekehrt in der Anfügung einheimischer Silben
k… …le Ausdrücke einen Schritt zur Umdeutschung.
…den noch zu besprechenden Substitutionen von Vor- und
Nachsilben[1] gibt es auch neue, selbständige Wortbildungen.
Und zwar kommt für die Bildung von Substantiven ausschliess-
lich die Ableitung mit *-er*, mhd. *-aere* [-ər] für das Maskuli-
num, *-erin* [-ərə], seltener einfaches *-in* [-ə] für das Femi-
ninum in Betracht; es entstehen dadurch sogenannte *nomina agentis*. Auch die erweiterten Silben -lər mit spöttischem
Nebensinn und -nər sind in häufigem Gebrauch. Auf diese
Weise werden gebildet:

1) Maskulina:

a) von fremden Substantiven:

mit -ər:

àpətékər von *apotheca* (Apotheker), šikər von *chique* (einer, der Tabak kaut), khùmplùtər von *complot* (einer, der an einer Verschwörung teilnimmt), fàwrekər von *fabrique* (der in der Fabrik arbeitet), màrôtər von *maraude* neben màròtœr *maraudeur* (der sich mit Plündern abgibt), màrinər von *marine* (der bei der Marine dient), prisónər von *prison* neben prisonjé *prisonnier* (der im Gefängnis ist), protsasər von *processus* (der gern Prozesse führt), rèfùrmər von *réforme* (der in der Musterung als untauglich befunden wird) und viele andere; ähnlich auch kàlwilər von *calville* (Aepfel von calville, als Städtenamen aufgefasst?).

[1] Vgl. § 14, 1.

mit -lər:

ásslər von *assurance* (der Versicherungsgeschäfte be-
gent), komértslər von *commerce* (der Zwischen-
eibt), khüntərpantlər von *contrebande* (der
treibt), fàwreklər von *fabrique* (der in der Fa-
u. a.

r:

hen Wörtern wie kártnər (mhd. *gartenaere*),
cher) hat man von *porte* portnər (Pförtner)
Einfluss von mhd. *phortenaere* nhd. *Pförtner*.
Verben im Infinitiv:

commander (der gerne das Wort führt),
discourir (der streitet, um Recht zu haben),
ər von *dresser* (der eine Zucht treibt), tènüsiərer von *dénoncer* (der gern verrät, Denunziant), tràŋšiərər von *trancher* (der zerschneidet), tešpətiərər von *disputare* (der immer rechtet), ràwalər von ràwalə *rebellare* (der sich auflehnt). — Entsprechende französische Substantiva auf *-eur* oder *-ier* sind in der Mundart unbekannt: tesətiərər kommt von *déserter*, nicht von déserteur; flàtiərər von *flatter*, nicht von flatteur; pàsəmæntiərər (Ulr.) von *passementer*, nicht von passementeur; pràkəniərər von *braconner*, daneben auch pràkonjé und pràkünjər *braconnier*.

In anderen Fällen ist von einem entsprechenden Substantiv zunächst ein mundartlicher Infinitiv und davon erst das neue Substantiv hergestellt worden, oder mit anderen Worten: nach Analogie der bisherigen Beispiele wird die Endung *-eur*, *-ier*, lat. *-or* zu -iərər; gewöhnlich geht noch die ursprüngliche Form nebenher:

pàmpəšiərər pàmpəšêr *bambocheur*, es besteht ebenfalls ein Infinitiv pàmpəšiərə von *bamboches* gebildet; pàlwiərər vom Inf. pàlwiərə *barbier* neben pàlwiər; khüpərər khüpər *coupeur*; khàlfáktərər vom Inf. khàlfáktərə zu *calefactor* neben khàlfáktər; derselben Analogie folgen krànətiərər neben krànətiər *grenadier*, enšəniərər *ingénieur*, obwohl hier von einem Infinitiv nicht die Rede sein kann.

2) Feminina:

Fast zu jedem der oben angeführten Maskulina lässt sich auch ein entsprechendes Femininum bilden mit der Endung *-in* [-ə]. Also z. B.: khàlfáktər *calefactor* khàlfáktərə, tešpətiərər von *disputare* tešpətiərərə.

Aber auch andere Wörter nehmen diese weibliche Ableitungssilbe an, z. B.: mǽr *maire* fem. mǽrə.

Da dieselbe gewöhnlich an Wortausgänge auf -ə r angefügt wird (k h å l f *å* k t ə r ə), lautet sie scheinbar -ə r ə[1] und wird infolgedessen als solche verwendet; die Nebenform -ə n ə scheint auf den ersten Blick eine Dissimilation von r zu n zu enthalten, ist aber mit Sicherheit aus der Verdoppelung der weiblichen Endung *in* + *in* [-ə n ə] hervorgegangen. So werden einheimische und fremde Wörter behandelt. Wie p è k ə r ə (Bäckers Frau) und š r i n ə r ə (Schreiners Frau) heisst es auch š m ə t ə r ə (des Schmieds Frau) neben dem richtigeren š m e t ə; ebenso zu m æ̀ r *maire* fem. m æ̀ r ə r ə (neben m æ̀ r ə, siehe oben) und m æ̀ r ə n ə, zu p r è t i k *å* n t von *praedicare* fem. p r è t i k *å* n t ə n ə.

2. Bildung von Adjektiven:

Durch Anfügung einheimischer adjektivischer Ableitungssilben an fremde Wörter (Substant., Adjektiva, Verba) verschafft sich die Mundart zahlreiche neue Eigenschaftswörter.

a. Die Endung *-en* mhd. *-în* [-ə, flekt. -ə n ə r]
tritt ihrem Sinne entsprechend nur an Substantiva, um das Bestehen aus einem Stoffe oder dessen Herkunft zu bezeichnen: k r o t ə t ý r ə (k r o t ə t ý r ə n ə r t s è i = Zeug) von *gros de Tours*, p è r k å l ə von *percale*, p ù r j ə m æ n t ə von *pergamena* (p ù r j ə m æ n t), p o r t s ə l *i* n ə von *porcellana* (p o r t s e l *i* n).

b. Die Endung *-ig* ahd. *-ac*, umlautbewirkend *-ic* [els. verschieden: -i k; -i (i χ), flekt. -i χ ə r]
gibt Anlass zur Bildung von zahllosen Adjektiven, die abgeleitet werden:

1) von Substantiven:
k h å p r *i* t s i k (launenhaft) von *caprice*, l o t l ə w å ŋ i k (duftend) von *eau de lavande*, f æ j å ŋ s i k (aus Fayence) von *faïence*, f i n a s i k (pfiffig) von *finesse*, p h æ n s e χ (dickwanstig) von *panse*, p è r k å l i k (aus Perkal) von *percale*, p è r s i k (aus Pers) von *perse*, p å š t *y*́ r i (von stattlichem Wuchs) von *posture*, f è i l è t i, -i k, -i χ neben f è i l è t (violette) von *violette*, m å l *œ* š t i k (sorgenvoll) von *molestia*, š p è t *å* k l i k (Aufsehen erregend) von *spectaculum*; sogar k è l k š ó s i k k è k š ó s i k (etwas Derartiges, Eigentümliches Interessantes) von *que'que chose*.

Neben š p è t *å* k l i k hat die Mundart, vielleicht nach mda. l a χ ə r i k (lächerlich), ein erweitertes Wort š p è t *å* k l ə r i k gebildet, das meist als Adverbium gebraucht wird, z. B. in der

---

[1] Vgl. die parallele Erweiterung der Silbe *-ie*, *-ei* zu *-erie*, *-erei* [-ə r í, -ə r è i] im vorhergehenden unter 1, a: 1.

Redensart: s e š m ə r n e t š p è t *á* k l ə r i k es ist mir nicht angelegen, Spektakel zu machen, ich habe keine Lust, Spektakel zu machen.

2) von Adjektiven:
diese drücken das adjektivische Verhältnis doppelt aus; neben ihnen kommt gewöhnlich auch das einfache Wort vor: m i - s ə r *â* w l i k von *misérable,* o r t ə n *á* r i, -i k von *ordinaire* (nicht vom lat. *ordinarius,* denn dann müsste es o r - t ə n *â* r i lauten), r è s o n *â* w l i k von *raisonnable,* r è š p e k - t *â* w l i von *respectable* u. a.; von dem im Französischen in adverbieller Weise gebrauchten *à part* gibt es in der Mundart ein Adjektivum à p *á* r t i, -i k, -i χ (Nebenform à p *á* r t) = eigenartig, besonder und ein gleichlautendes Adverbium — beiseite; sehr, besonders.

3) von Verben im Infinitiv:
š à n š *i* ə r i (schillernd) von *changer,* t e š p ə t *i* ə r i k (zanksüchtig) von *disputare*; r à w *a* l r i k (zum Lärmen geneigt) ist zunächst vom Subst. r à w *a* l ə r, dies vom Verbum r à - w *a* l ə *rebellare* hergeleitet.

c) Die Endung *-lich,* mhd. *-līch, -lich* [-l i χ, l i k, l i] wird sowohl mit fremden Substantiven als mit Adjektiven und mit Verben im Infinitiv verbunden.[1]

1) mit Substantiven:
à f r *ü* n t l i (unverschämt) von *affront,* à p ə t *i* t l i (Appetit erregend, reinlich) von *appétit,* m à n *i* ə r l i (zierlich, anständig) von *manière,* p l a s *i* ə r l i (angenehm) von *plaisir.*

2) mit Adjektiven:
è k s *a* k t l i mit Umlaut (peinlich genau) von *exact,* p r è - p ə r l i mit Umlaut (säuberlich) von *propre.*

Die Bedeutung des ursprünglichen Adjektivs ist bei diesen Bildungen gesteigert.

3) mit Verben im Infinitiv:
das auslautende -ə wird ausgestossen; à m ə s *i* ə r l i (unterhaltend, interessant) von *amuser,* k r è p *i* ə r l i (äusserst lächerlich) von *crepare,* k h ù n t ə n *i* ə r l i (beständig) von *continuer,* t e k ù t *i* ə r l i (ekelhaft) von *dégoûter,* à m p ə - t *i* ə r l i (widerwärtig) von *embêter,* f l à t *i* ə r l i (schmeichlerisch) von *flatter,* r è p ə t *i* ə r l i (zuverlässig) von *répondre,* r e s k *i* ə r l i (waghalsig, unzuverlässig) von *risquer,* t è š - p a k t *i* ə r l i (verächtlich) von *despectare,* t e š p ə t i ə r l i (strittig) von *disputare* und andere.

---

[1] Zusammensetzungen mit der Negationspartikel *un-* vgl. im folgenden: Anhang.

d. Die Endung *-isch* [- i š][1]
hat eine mehr oder weniger tadelnde Bedeutung und wird verbunden:

1) mit Substantiven:
k h à p r *i* t s i š (launenhaft) von *caprice*, f i n a s i š (ränkevoll) von *finesse*, à p ə t *é* k ə r i š (z. B. wie ein Apotheker, d. h. unleserlich schreiben, oder nach einer Apotheke riechen) zunächst von à p ə t *é* k ə r, dies von *apotheca*, k r à f ə t é t i š (stolz, eingebildet, z. B. einhergehen) von *gravitas*, š t â t i š (putzsüchtig) von *status*, p à t ə w à t i š[2] (kauderwelsch, ungeschickt) von *patois*.

2) mit Verben im Infinitiv:
oder besser gesagt mit solchen Substantiven, die von Verben gebildet sind, z. B.:
k h ù m ə t *i* ə r ə r i š (und k h ù m ə t *i* ə r i š mit totaler Assimilation der Silben - ə r - ə r) von k h ù m e t ì ə r ə r zu *commander* = gern befehlend, das Wort führend.

Unmittelbar vom Infinitiv ist abgeleitet r à w *a* l i š (aufrührerisch) von r à w *a* l ə *rebellare*.

3. Bildung von Verben:

a. mit der Ableitungssilbe *-ieren* [- ì ə r ə]:

Sie verrät ihren u n d e u t s c h e n Charakter schon dadurch, dass sie den Hauptton trägt. In der Regel vertritt sie alle fremden Infinitivendungen[3] ohne Unterschied, dient aber auch zu selbständigen verbalen Ableitungen von andern Fremdwörtern; selbst an einheimische Wörter wird sie zu dem Zwecke angefügt.[4] Wir unterscheiden demnach Ableitungen:

1) von fremden Wörtern:
In vielen Fällen stammt ein mundartliches Verbum nicht direkt von einem fremden Verbum, sondern ist von einem fremden Substantivum[5] abgeleitet. Manche Beispiele zwingen uns zu dieser Annahme, da in der Fremdsprache gar kein entsprechendes Verbum vorkommt; so p à m p ə š ì ə r ə (verschwenden) zu *bamboches*, k r e š t ì ə r ə (ein Klystier geben)

[1] Sie steht auch für latein. -icus, vgl. unter II. Anhang: 8.
[2] Vgl. § 8, 2 unter 1.
[3] Vgl unter II, Anhang: 10.
[4] Dies sind ebenfalls «U m w e l s c h u n g e n», vgl. im vorhergehenden unter 1, a.
[5] In dieser Annahme wird man bestärkt, wenn man die zahlreichen Ableitungen von Substantiven mittels der Infinitiv-Endung -en vergleicht unter b.

zu *klysterium*, f y t i ə r ə zu *foutre* (?), sogar e n f ə t i ə r ə[1] (Inventar machen) zu *inventarium*, p à l w i ə r ə zu *barbier* u. a. Neben p o l i ə r ə von *polir* hat man ein neues Verbum p o l ə t i ə r ə von *politure* abgeleitet. So könnte man auch k h à l ə p i ə r ə von *galop* herleiten und manche andern in entsprechender Weise.

2) von einheimischen Wörtern:

a) von Substantiven: l ù š t i ə r ə von *Lust*, lustiere sich belustigen C. S.; k à š t i ə r ə von *Gast* = als Gast behandeln, ihm Speise und Trank kostenfrei zukommen lassen, «der Offezier, wo d' ganz Fammilli het verkösti't un gastiert» Pfingstmontag III, 7; š n à w l i ə r ə von *Schnabel*, schnawliere hastig essen Ulr., «un duet si frisch schnawwliere for's Z'morjenesse» Pfingstmontag I, 6, «'s henn d'Ente die Mukke-n-ufgschnawwliert» ebd. III, 4.

b) von Adjektiven: f r è š i ə r ə (Hf.) f r e š i ə r ə (Ingenh. Dunzenh.) f r e š î r ə (Str.)[2] von *frisch* = erfrischen, frischiere abkühlen, wieder auffüllen Ulr., «dnoh wurd der Disch gedeckt in's Gras, der Wyn gfrischiert im Bryschel» Pfingstmontag I, 6, â f r e š i ə r ə abkühlen; š t o l s i ə r ə š t o l t s i ə r ə von *stolz*, stolziere stolz einhergehen Ulr.

c) von Verben: š e m f i ə r ə von *schimpfen* (vgl. mhd. *enschumphieren*), verschimpfiere in Schimpf und Schande bringen C. S., «'s Huus isch jez verschimfiert» Pfingstmontag V, 4; š p a n t i ə r ə von *spenden* = zum Besten geben, iron. í š p a n-t i ə r ə (syn. ihaŋkə) prügeln, durchhauen.[3]

b. mit der Ableitungssilbe *-en* [-ə]:

Dies ist eine e c h t d e u t s c h e Infinitivendung. Sie vertritt bisweilen die fremde Endung franz. *-er*, lat. *-are*, elsässisch gewöhnlich - i ə r ə, bildet aber auch, indem sie namentlich an Substantiva angehängt wird, neue Verba. Die Ableitung erfolgt also:

1) von fremden Verben: p ù f ə *bouffer*, š à s ə (Schülersprache) *chasser*, k ú š ə k y š ə (von Hunden; Jägersprache) *coucher*, k y l ə *couler*, f y m ə *fumer*, h ù s ə *housser*, h y r l ə *hurler*, m à n š ə (gierig essen) *manger*, f ə r - m à r š *á* n t ə (heimlich um wenig Geld verkaufen) *marchander*, m à s *á* k ə r ə (neben m à s à k r *i* ə r ə) *massacrer*, p à r l ə (französisch sprechen) *parler*, p è j ə *payer*, t r à s ə (kann auch vom Subst. *trace* abgeleitet sein) *terrasser*, t r à w *á* l j ə t r à w *á* k l ə *travailler*, r à w *a* l ə *rebellare*.

---

[1] Unter Anlehnung an inviter [enfətiərə].
[2] M.-L.; oder von *fraîchir* abzuleiten?
[3] Synonyme Bezeichnungen s. S t e h l e, Els.-Lothr. Schulblatt 1891, S. 227.

2) von fremden Substantiven: f ə r - k h à m i s *ó* l ə (prügeln; schelten; betrügen) von *camisole*, k r à m p *ô* l ə (Lärm machen) von *carambole*, š i k ə (Tabak kauen) von *chique*, è k â r ə (écarté spielen) von *écarté* (è k â r), f y t ə r ə (schimpfen) von *foutre*, š à w *a* l ə (Wäsche mit Chlorkali waschen) von *javelle*, m à š *i* n ə (mit der Maschine arbeiten, dreschen) von *machine*, m à n *é* w ə r ə (lärmen, schimpfen) von *manœuvre*, m à r *ô* t ə (stehlen) von *maraude*, m a r j á š ə m à r j â š ə (Kartenspiel spielen) von *mariage*, m o n t ÿ r ə (mit Kleidern ausrüsten) von *monture*, p â š ə (Würfel spielen) von *passedix* (p â š), p à w *œ* j ə (pflastern) von *pavé*, f i s i k ə (wie ein Zauberer eilfertig, auch nachlässig arbeiten) von *physique*, p h ÿ t ə r ə (mit Poudre bestreichen) von *poudre*, r è f *ú* r m ə (als untauglich befinden) von *réforme*, f ə r k h *á* n t s ə (Ferien haben) von *vacances*, p à š t ə r ə (kreuzen) von *bastardus* (p à š t ə r), k h à l - f *á* k t ə r ə (heucheln) von *calefactor*, k h à p *i* t l ə (schelten) von *capitulum*, k h à r f *ú* ŋ k l ə (schmerzhaft zucken) von *carbunculus*, f ə r k l ÿ s ə (refl. ablaufen) von *clusa*, t i š k y r s ə (gestikulierend sprechen) von *discursus*, t o k t ə r ə (als Arzt praktizieren; einen Arzt befragen) von *doctor*, p r è t i k *á* n t ə von p r è t i k *á* n t (als Prädikant umherziehen) zu *praedicare*, p r è l *y*' t ə von *praeludium* (oder zu *préluder*?), p r o t s *a* s ə (Prozess führen) von *processus*, š p è t *á* k l ə (Lärm machen) von *spectaculum*, š p i *ó* n ə (spionieren) von *spione*; auch r è w ò l *y* t s ə (Aufruhr anstiften) von *révolution* (r è w o l y - t s j *ú* n) mit Wegfall der Endung.

3) von fremden Adjektiven: p à s *á* w l ə (unpersönlich: angehen) von *passable*.[1]

c. mit der Ableitungssilbe *-ern* [-ə r ə]:

à š t ə r ə von *acheter*, k h à l *é* p ə r ə von *galop*.

d. mit der Ableitungssilbe *-eln* [- l ə]:

Dadurch entstehen von den Verben Deminutiva. Die Silbe steht an Stelle der französischen Infinitivendung *-er* und tritt auch an Substantiva an. Es werden demnach Ableitungen gebildet:

1) von fremden Verben: p ù f l ə von *bouffer*, p ù r a t l ə[2] von *brouetter*, k y š l ə mit Umlaut k i š l ə von *coucher*, m y š l ə (heimlich sprechen) mit Umlaut m i š l ə von *moucher* (?).[3]

---

[1] Das einzige Beispiel, das bis jetzt aufzufinden war.

[2] Unter Anlehnung an r á t l ə = mit dem *Rad* fahren.

[3] Vgl. Grimm, D. Wb. unter «*muscheln*», undeutlich, heimlich sprechen, in Leipzig betrügen beim Mischen der Karten, von der Interjektion «*musch*» gebildet. — Neben m i š l ə gibt es ein els. m e š l e = die Karten mischen.

2. von fremden Substantiven: f ə r- k o r n i š e ŋ l ə (durchprügeln) von *cornichon*, m à r m o t l ə (geschmacklos, unordentlich anziehen) von *marmotte*, p æ j à s l ə mit Umlaut p æ j a s l ə von *paillasse*, à p ə t *é* k ə r l ə (nach der Apotheke riechen) von *apotheca* (bezw. von à p ə t *é* k ə r).

§ 13.

Wortbildung durch Zusammensetzung.

1. Bildung von Substantiven:

a. durch Zusammensetzung von Substantiv mit Substantiv:

Auf diese Weise entstehen sehr zahlreiche Bildungen. Sie enthalten meist eine Hinzufügung einer Art- oder Gattungsbezeichnung zu dem einen Teile. Die Zusammensetzung besteht gewöhnlich aus einem einheimischen[1] und einem fremden Worte. Es gibt aber ausserdem noch eine Reihe anderer, verdeutlichender oder tautologischer Zusammensetzungen. Diese sind hervorgegangen aus einem etymologischen Bedürfnis und Bestreben des Volkes, solche Fremdwörter, die im Sprachbewusstsein isoliert stehen oder für die das Verständnis fehlt, durch Zusammensetzung mit geläufigen, mehr oder minder gleichbedeutenden einheimischen Begriffen sich verständlicher zu machen und im Gedächtnis zu stützen; freilich wirken auch andere Faktoren mit, so vor allem das Streben nach Fülle des Ausdrucks. Infolge derartiger Bildungen gehen manche Wörter für den selbständigen Gebrauch unter.

Es sind somit zu unterscheiden:

1) determinierende Zusammensetzungen: Sie bestehen in der Hinzufügung eines Art- oder Gattungsbegriffs und dienen:

a) zur Beschränkung eines Fremdworts durch ein einheimisches: w í - k ù m i (Reisender für eine Weinhandlung) *Wein* + *commis*, k h à l p s - k h ù t l è t l (Kalbsrippchen) *Kalb* + *côtelette*, è k- oder k h e χ ə - k h a n š t ə r l ə (Ecken- oder Küchenschrank) *Ecke* oder *Küche* + *canistrum*, m à (t) - k h i m i (Wiesen-Kümmel) *Matten* + *cuminum*, h y s - ê r (Hausflur) *Haus* + *aire*; — 2 Fremdwörter: t y w *à* k - (k) y t š (Tabakbeet) *Tabak* + *couche*.

b) zur Beschränkung eines einheimischen durch ein fremdes Wort: à f r *ù* n t ə- oder k h à l f *à* k t ə r s - k s e χ t = *affront*

[1] Es finden sich jedoch auch Zusammensetzungen aus zwei fremdartigen Bestandteilen.

oder *calefactor* + *Gesicht*, š i k á n ə - p ù k l = *chicane* + *Buckel*, k ù m f r è r *i* - j ù m f ə r = *confrérie* + *Jungfer*, k h à r n i š - h o w l (k h à r n e s [= hd. *Karnies*] -howl) = *corniche* + *Hobel*, k ù t i - k l æ i t = *coutil* + *Kleid*, k à m p l - m y ə s = *gamelle* + *Mus*, k a r n i - h è r = *garni* + *Herr*, k a ŋ k ə t - è l = *quinquet* + *Oel*, s a n ə - p l è t r = *séné* + *Blätter*, w æ r n i - š y ə = *vernis* + *Schuhe*, á n ə s - p r é t l = *anisum* + *Brötchen*, t e p ə t á t - h o l s = *deputatum* + *Holz* usw.

Anm. zu 1): Hierher gehören auch Zusammensetzungen von Infinitiven und Substantiven: t r à n š ł ə r - m a s ə r (Messer zum Zerschneiden) = *trancher* + *Messer*, f a k s *i* ə r - k h è š t (Rosskastanie, eigentl. Kastanie zum Vexieren) = *vexare* + *khèšt* (Lehnwort aus *castanea*) u. andere.

2) verdeutlichende Zusammensetzungen: Der Inhalt eines Fremdworts wird ganz oder teilweise durch ein einheimisches wiederholt:

t à p i - è p f ə l ə (pomme d'api) *api* + *Apfel* (dem.), p è n ə - w á j ə l *benne* + *Wagen* (dem.), p r i o š - r e ŋ l ə *brioche* + *Ring* (dem.), k h à n t l - t s ù k ə r (sucre candi) *candi* + *Zucker*, k h à p *y* t - r o k *capote* + *Rock*, š à n t(l)- l i ə χ t *chandelle* + *Licht*, š à p o p â - h y ə t *chapeau bas* + *Hut*, š à r ə p à - w œ̀ j ə *char à bancs* + *Wagen*, s i l a n t ə r - h y ə t *cylindre* + *Hut*, p a j ə n é t - š t à ŋ *espagnolette* + *Stange*, š à l y s *i* - l á t ə *jalousie* + *Läden*, š à w *a* l ə - w à s ə r *javelle* + *Wasser*, à m l ù ŋ ə - m á l *amylum* + *Mehl*, k h à r - f *ù* ŋ k l - š t æ i n *carbunculus* + *Stein*, à n t *i* f i - s à l à t *endivia* + *Salat* und viele andere; 2 Fremdwörter: r a k æ i s - k h û r *racaille* + *corps*, o k t r w a - p y r o *octroi* + *bureau*.

b. durch Zusammensetzung mit der Partikel ge-.

Siehe hierüber im folgenden Anhang.

2. Bildung von Adverbien:

Die Bildung von Adverbien ist in der Mundart seltener; einige Beispiele sind: t a r m *i* n s - w i s (ratenweise) von *terminus* + *Weise*, w à k ə s - m á s i (nach Art eines Strolches) von *vagabundus* + *mässig*, š t â t s - m á s i (grossartig, prunkhaft) von *status* + *mässig* u. dgl.

3. Bildung von Verbis compositis:

Neue Verba entstehen durch Zusammensetzung fremder Verben mit einheimischen Präfixen und Präpositionen. Siehe hierüber im folgenden Anhang.

Anhang:

Zusammensetzung mit Partikeln.

Die Partikeln werden in der Zusammensetzung namentlich zur Bildung von Verben verwendet. Mit dem Präfix *ge-* werden jedoch, abgesehen von seiner Verwendung bei der Bildung des Partizipiums Präteriti, nur Substantiva, mit dem Negationspräfix *un-* nur Adjektiva und Partizipia (bezw. Adverbia) neugebildet. Viele der Zusammensetzungen, so besonders die zahlreichen mit dem Präfix *ver-*, entspringen dem Streben nach Deutlichkeit und Kraft des Ausdrucks und nach formellem Pleonasmus. Einer bequemeren Uebersicht halber ist der Gebrauch der gesamten Partikeln hier zusammengestellt. Es kommen folgende in Betracht:

1. untrennbare Partikeln:

er-

ər- (mhd. *er-*), in Zusammensetzung mit fremden Verben, wird nicht sehr häufig verwendet: ər-parmətiərə *permettre* wohl unter dem Einfluss des deutschen *er*-lauben; ər-måntəniərə *mantenere.*

ver-

fər- (mhd. *ver-*). Dieses Präfix ist am zahlreichsten vertreten und hat die mannigfachsten Bedeutungen. Im Elsässischen fällt es ausserdem zusammen mit mhd. nhd. *zer-*. Es drückt eine Veränderung, ein Bewirken, Beenden, Verderben, Verbrauchen aus und ist allgemein verstärkend: fər-åkətiərə *accorder*, fər-åsəriərə (*ver*sichern) *assurer*, fər-åməsiərə (refl.) *amuser*, fər-åfrùntiərə (dial. fər-šaltə ausschelten) *affronter*, fər-åltəriərə (*ver*-ändern) *altérer*, fər-khåmisólə vom subst. *camisole*, fər-šåməriərə (*ver* = zerhauen) *chamarrer*, fər-tèråŋšiərə *déranger*, fər-èkskhysiərə *excuser*, fər-måsåkriərə *massacrer*, fər-nèklišiərə *negliger*, fər-rånšiərə *ranger*, fər-ryniərə *ruiner*, fər-tråŋšiərə (dial. *ver* = zerschneiden) *trancher*, fər-påštərə vom subst. *bastardus*, fər-khålfåktərə vom subst. *calefactor*, fər-protsətiərə *procedere*, fər-protsasə vom subst. *processus*; ein Adjektiv in Partizipialform: fər-måləfitst vom subst. *maleficium*.

ge-

k ə-, k- (mhd. *ge-*). Auch ausser im Partizipium Präteriti[1] findet dieses Präfix mannigfaltige Verwendung; es hat die Bedeutung des Zusammenseins. In Zusammensetzungen mit Substantiven und Verben bildet es Sammelnamen; im letzteren Falle enthalten die Kollektiva meist einen t a d e l n d e n Sinn und bezeichnen eine Wiederholung oder ein Andauern.[2]

a) Zusammensetzung mit Substantiven: k ə - p à l j *á* š n. (Durcheinander) *bailliage*, k - f æ r a j n. (altes, zerrüttetes Werkzeug, Haus) *ferraille*, k - r̨ à k ù n t r, n. (Lärm, Auflauf) *rencontre*, k - š t â t m. (Aufwand) *status*, k - š p à s m. (Spass) *spassso*, k - š t a m p ə n ė j ə (Unannehmlichkeiten) *stampania*; andere Zusammensetzungen siehe § 12, 1: a unter 2 und 4.

b) Zusammensetzung mit Verben im Infinitiv: Das -ə der Endung fällt weg, und ein s wird angefügt[3]; alle Bildungen sind sächlichen Geschlechts, ihre Zahl ist äusserst gross. Beispiele: k ə - k h ù m ə t *i* ə r s (befehlerisches Reden) von *commander*, k ə - l à m ə t *i* ə r s (Gejammer) von *lamenter*, k ə - p r a s *i* ə r s (das Eiligtun) von *presser*, k ə - r è s ə n *i* ə r s (streitsüchtiges, rechthaberisches Sprechen) von *raisonner*, k ə - r è p ə t *i* ə r s (unangebrachtes Vorhalten) von *répéter*, k ə - t e š p ə t *i* ə r s (Zänkerei) von *disputare*, k ə - t a r m ə n *i* ə r s (lautes Lärmen) von *terminare*, k - r à w *a* l s (aufrührerisches Reden) von *rebellare*, k ə - t r e w l *i* ə r s (eifriges Drängen) von *tribulare* usw.

Anm. Nach Analogie der zahllosen Zusammensetzungen mit Verben nehmen auch solche mit Substantiven ein s am Ende und neutrales Geschlecht an:

k ə - p r è *á* m p ə l ù m s oder k ə - p r â l *á* m p ə l ù m s von *praeambulum*, k - š m ӱ r â l i s *Schmieralien*.[4]

un-

ù n -, vor Gutturalen ù ŋ - (mhd. *un-*), steht als Negationspräfix nur in Zusammensetzungen mit Adjektiven und Partizipien.

a) Zusammensetzung mit Adjektiven: Die Adjektiva selbst können ursprüngliche oder erst in der Mundart gebildete sein; die so entstandenen Neubildungen haben wieder den Wert von Adjektiven: ù n - t è l i k h *á* t von *délicat*, ù n - è k *á* l von *égal*, ù n - è k s *á* k t von *exact*; ù n - à m ə s *i* ə r l i vom Verbum *amuser*, ù n - à p ə t *i* t l i vom subst. *appétit* usw.

---

[1] Vgl. § 11.
[2] Vgl. M.-L. unter ge-.
[3] Als Zeichen des Genitivs? vgl. § 9, 2: 3.
[4] Vgl. § 12, 1: a unter 4.

b) Zusammensetzung mit Partizipien: ù ŋ - k f l à t i ə r t von *flatté*, ù ŋ - k f a k s i ə r t (und ûnə k f a k s i ə r t = *ohne* . . . .) in der Bedeutung «ohne Scherz» von *vexare*, ù ŋ - k š e- n i ə r t von *gêné* usw.

Diese Bildungen haben ebenfalls die Geltung von Adjektiven, z. B. ə - n - ù ŋ k š e n i ə r t ə r m è n š ein dreister Mensch; doch viele von ihnen werden gewissermassen nur adverbiell, als Partizipia absoluta, gebraucht. So z. B. ein einheimisches Wort ù ŋ k a s ə vom Partiz. *gegessen*: a r e š ù ŋ - k a s ə oder â s ə (= *also*) ù ŋ k a s ə f ù r t k à ŋ ə er ist, ohne gegessen zu haben, fortgegangen; ebenso ù ŋ k f l à t i ə r t von *flatté*: e χ s œ t e s ù ŋ k f l à t i ə r t ich sage dies, ohne zu schmeicheln, ù ŋ k f a k s i ə r t ohne zu necken, ohne Scherz.

2. trennbare Partikeln:[1]

ab

'à p, â, ó (mhd. *abe, ab*), vielfach identisch mit *durch* und *ver*: à p - k h à m i s ó l ə von *camisole*, à p - t e š p ə t i ə r ə zu *disputare*, à p - k h à p i t l ə von *capitulum* usw.

an

â n, ó n, â (mhd. *an, ane*): â n - o f r i ə r ə (an-bieten) von *offrir*, â n - p r è s ə t i ə r ə (an-bieten) von *présenter*, â n - o r t ə n i ə r ə von *ordonner*, â n - r è k h ù m ə t i ə r ə von *recommander* usw.

auf

ù f (mhd. *ûf*): ù f - m à r i k i ə r ə von *marquer*.

aus

y s (mhd. *ûz*): y s - š w à s i ə r ə von *choisir*, y s - p à r i - k i ə r ə entsprechend dem durch volksetymologische Anlehnung der Vorsilbe *em-* an e i n - gebildeten e ŋ - p à r i k i ə r ə von *embarquer*, y s - r à n š i ə r ə von *ranger*, y s - p r è š t i ə r ə von *praestare* usw.

hinaus

n y s: n y s - š p è t i ə r ə von *spedire*.

durch

t ù r i χ (mhd. *durch*), identisch mit *ab* und *ver*: t ù r i χ - k h à p i t l ə vom subst. *capitulum*.

---

[1] In Zusammensetzungen mit trennbaren Partikeln und mit der untrennbaren *un-* tragen diese Partikeln den Hauptton des ganzen Ausdrucks.

fort

f ù r t (mhd. *vort*) drückt eine Bewegung in die Ferne, eine Verlängerung, Fortsetzung der Handlung aus: f ù r t - š à s ə von *chasser*, f ù r t - p l è t i ə r ə von *plaider*, f ù r t - t e š p ə - t i ə r ə von *disputare*, f ù r t - š p è t i ə r ə von *spedire*.

herum

ə r ù m, r ù m (mhd. *hër-umbe*) bedeutet im Elsässischen auch soviel wie *umher*: r ù m - k h à m p i ə r ə von *camper*, r ù m - f l à ŋ k i ə r ə von *flâner*.

hin

à n ə (ahd. *hina*, mhd. *hine*, *hin*), eigtl. *an-hin*: à n ə - t r à n s p o r t i ə r ə von *transporter*.

weg

ə w a k, w a k (mhd. *enwec*): ə w a k - t e š p ə t i ə r ə von *disputare*.

zusammen

t s à m ə (mhd. *zesamene*): t s à m ə - r à m ə s i ə r ə von *ramasser*.

V.

Wortumbildungen.

Ausser dem Streben, sich Worte und Lautkomplexe möglichst verständlich und mundgerecht, Bezeichnungen möglichst plastisch und anschaulich zu machen und das Ganze so dem Sprachbewusstsein näher zu bringen, tragen besonders auch Zufallslaunen und Missverständnis zu einer weitgehenden Umgestaltung der Wörter bei. Da das Volk schon von vornherein einen gewissen Abwillen gegen alles Fremdartige besitzt oder wenigstens grosses Schwanken und Unsicherheit im Gebrauche fremder Wörter an den Tag legt, gewinnt die ganze Erscheinung der Wortumbildungen vielfach den Charakter eines verzweifelten Ringens mit den fremden Eindringlingen, auf deren Kosten gewöhnlich der Sieg ausfällt.

§ 14.

Volksetymologie.

An den mannigfachen Veränderungen der äusseren Wortgestalt hat die Volksetymologie einen bedeutenden Anteil. Sie besteht darin, dass fremde Wörter an geläufige

einheimische, mehr oder minder ähnlich klingende in der Form und oft auch in der Bedeutung angelehnt werden; schon jeder leiseste Anklang an ein bekanntes Wort kann eine Anlehnung bewirken. Es liegt hier ein etymologisches Bedürfnis des denkenden und sprechenden Volkes zu Grunde, welches die objektive, sprachliche Verwandtschaft der in Verbindung zueinander gebrachten Wörter ganz ausser Acht lässt; wo die Volksetymologie sich mit der wissenschaftlichen deckt, geschieht dies völlig unbewusst: alles beruht nur auf subjektivem Eindrucke. Daher liegt es überhaupt im Wesen der Volksetymologie, «dass sie das Unverstandene, Ungewohnte, Fremde nicht nach der Wahrheit (ἔτυμον), sondern nach dem mehr oder minder verführerischen Scheine oberflächlich deutet».[1] Sobald deshalb Leute, die die fremde Sprache verstehen und kennen, auf die Mundart Einfluss gewinnen, so kann sich die Volksetymologie nicht mehr in jener freien und ungehinderten Weise entfalten.

Neuerdings wird nach dem Vorgange von Wundt[2] «dem alten Begriff der Volksetymologie eine vollkommenere, ihrem wirklichen Wesen entsprechendere Fassung» gegeben, die in der Benennung lautlich-begriffliche Wortassimilation einen klaren und deutlichen Ausdruck finden soll.[3] Lautähnlichkeit und Bedeutung (Sachvorstellungen) sind also die eigentlichen Ursachen der volksetymologischen Bildungen. Während Wundt die rein lautlichen Wortassimilationen nicht unter den Begriff der Volksetymologie fasst, werden im folgenden auch diese mit einbegriffen. Freilich steht auch bei Wundt die erste Klasse der volksetymologischen Bildungen, nämlich die Wortassimilationen mit begrifflichen Nebenwirkungen, den rein lautlichen Assimilationen noch nahe; bei der anderen Klasse, den Wortassimilationen mit Begriffsumwandlungen, überwiegt das begriffliche Moment. Vollständige Begriffsumwandlungen werden im folgenden erst unter VII, § 19 ff. vorgeführt. Ueber den Einfluss der Volksetymologie vgl. auch § 17.

Die einheimische Sprache selbst ist reich an volksetymologischen Umbildungen der eigenen Wörter; pfifholtər (mhd. *vivalter*) ist angelehnt an *Pfeife* und *Holunder*, pranmük aus pramük (mhd. *brëme* + *Mücke*) an *brennen*, krœ̀wənœ̀ỳ (*Krähen* = *Hühnerauge*) an *Kragen*, hártèpfl (*Erdäpfel*) an *Herd*, krùmpìərə (*Grundbirnen* = Kartoffeln) an *krumm*, krùmpǽ́rə ausserdem an *Beeren* (statt

[1] Andresen, a. a. O., S. 1.
[2] Völkerpsychologie, I, 1, 472 ff.
[3] Sievers Beiträge, 27, 409 ff.

Birnen), khytərpèrši aus khytəpèrši (khyt = Grube: Kaulbarsch) an *Kauder* (= Werg) und viele andere.

Bezüglich der Fremdwörter lässt sich unterscheiden:

1. unbewusste Volksetymologie.

Bei weitem die grösste Zahl der Anlehnungen geht unbewusst und unwillkürlich vor sich. Nicht nur ganze Wörter und deren wesentliche Bestandteile, sondern auch Bildungs- und Ableitungssilben, Präfixe u. dgl. erfahren Anlehnung und Umbildung; auch sie gehören deshalb in das Gebiet der Volksetymologie.

a. Bildung von Scheinpräfixen, -suffixen u. dgl.:

1) *ab* wird zu Grunde gelegt in: å-àp-səlwiərə *absolvere*, å-wàl (abwärts) *aval*, àp-làŋ *oblong*.

2) *an* wird substituiert in: ån-mǽrə *amarrer* unter dem Einfluss von *an*-binden, ähnlich àn-tras *adresse* (die *an* jemand gerichtet wird), ån-òntàk *attaque* unter dem Einfluss von syn. *An*-fall, ån-tàχiərə *attaquer* syn. *an*-packen; ån-tràpiərə *attraper* syn. *an*-treffen; bei àŋ-kàšiərə *engager* ist die Anlehnung erkennbar durch die Loslösung des *an* vom Verbum z. B. in dem Satze: ər hètseχ *ån* lòn *kàšiərə* er liess sich anwerben.

3) *ein*: in-eŋ-pàrikiərə *embarquer*[1]; i-trasiərt und eŋ-kətrasiərt *intéressé*.

4) ver: fər-khàns *vacances*; bei fər-tória *victoria* spielt ein Euphemismus für (Gott) fər tàmi (verdamme mich) mit.

5) Die adjektivische Ableitungssilbe *-ig*[2] liegt vor in fyt-i aus *foutu*; vgl. ferner § 8, 2: Lautverlust unter 5.

6) Tritt an das Suffix *-lich* ein t an (*-licht*), so lautet es im Elsässischen -laχt, -lat. Die damit zusammengesetzten Adjektiva bezeichnen Farbe, Gestalt, Geruch etc. Die Mundart ist ausserordentlich reich an solchen Bildungen, z. B. pətərlaχt von *bitter*, siəslaχt von *süss*, krœ̀ylaχt von *grau*, klæinlaχt von *klein*, rùntlaχt von *rund* usw. Nach dem Vorbild solcher Wörter ist auch das französische Adjektiv *alerte*[3] à-laχt, à-lat als zusammengesetzt mit -laχt, -lat aufgefasst worden.

---

[1] Nur aus diesem Grunde konnte man auch ys (aus)-pàrikiərə bilden.

[2] Vgl. § 12, 2: Bildung von Adjektiven unter b.

[3] Es ist demnach die Aussprache eines Zäpfchen-r anzunehmen, das als *ch* (χ) gedeutet wurde; doch auch ohnedies lässt sich die Anlehnung leicht begreifen.

7) Die häufige Endung *-on* französischer Substantiva wird in der Mundart (neben ̦ù) gewöhnlich zu -ù ŋ. Sie entspricht dem deutschen *-ung* (in Handlung, Endung usw.) in der äusseren, lautlichen Form. Aber diese deutsche Ableitungssilbe hat auf das neu entstandene -ù ŋ auch insofern eingewirkt, als einige hierher gehörige Fremdwörter weibliches Geschlecht angenommen haben; dadurch wird die Anlehnung bestätigt: p è t ù ŋ f. *béton*, š à m p ù ŋ f. (auch m.) *jambon*, s y p s ù ŋ f. *soupçon*, w î l ù ŋ f. *violon*, k a l t s ù ŋ f. *caleçon*.[1]

Lateinische Wörter auf *-um* erleiden in wenigen Fällen dieselbe Veränderung: à m l ù ŋ *amylum*, p r è *á* m p y l ù ŋ ə (plur.) *praeambulum*.

Analog ist gebildet ein franz. Wort auf *-in*: p y l t ù ŋ f. *bulletin*.

8) Mit der Endung *-er* [-ər] werden im Deutschen zahlreiche *nomina agentis* gebildet. Ihnen entsprechen fremde Substantiva mit der Endung lat. *-or*, franz. *-ier*; jenes wird elsäss. zu -ə́r, dieses geht als -j e, abgeschwächt als -j ə in die Mundart über. Allein manche französischen Wörter auf *-ier* werden im Elsässischen -j ə r, also in der Schriftform der Fremdsprache, gesprochen, ohne dass aber das Lautbild eingewirkt hätte. Die Erscheinung beruht vielmehr darauf, dass solche Substantiva aus dem etymologischen Bedürfnis der Sprache mit der geläufigen Silbe -ə r zur Bezeichnung einer tätigen Person ganz neu und selbständig durch Ableitung[2] gebildet werden, so z. B.:

p r à k *ú* n j ə r (neben p r à k o n j e) *braconnier*, k h à n t *ú* n j ə r (neben k h à n t o n j e) *cantonnier*, k r è f j e r (neben k r è f j e k r è f j ə) *greffier*, k h ù n t ə r p a n j ə r (neben dem von *contrebande* gebildeten k h ù n t ə r p a n t l ə r) *contrebandier*; ihnen schliesst sich an s à l *á* t j ə r *saladier*.

Anm. Die Ableitungssilbe -ə r erkennt man ferner in j ó p ə r aus *jobard* (?), p à š t ə r (neben p à š t ə r t) aus *bastardus*; so erklärt sich auch der Wegfall des t.[3]

9) Die Endung *-ania* in *stampania* [š t a m p ə n *é* j ə] wird durch die bekanntere *-erei*[4] ersetzt, also š t a m p ə r *é* j ə; in ähnlicher Weise wird ital. *porcellana* durch Einfluss der zahl-

---

[1] Einfluss des syn. «Hosen» auf das Geschlecht ist nicht ausgeschlossen.

[2] Sie hätte also in § 12 Platz finden können; doch wegen der wenn auch nur rein äusserlichen Aehnlichkeit mit der fremden Form ist sie hier eingereiht worden.

[3] Vgl. § 8, 2: Lautverlust unter 5.

[4] Vgl. § 12 unter 1. — Die Dissimilation n zu r ist nur scheinbar.

reichen Wörter auf *-in* (z. B. m è t ə t s *i* n *médecine*) zu p o r t s ə l *i* n.

10) Nach weiblichen Substantiven auf *-in* [-ə] hat man k ù w ə r n *à* n t - ə von *gouvernante* gebildet. Die Erscheinung ist parallel der unter 8. erwähnten.

b. Anlehnung an einheimische Wörter und Wortelemente:[1]

1) Fälle, in denen die Anlehnung der Bedeutung irgendwie entspricht oder dieselbe beeinflusst hat:

aide de camp è t a k à ŋ (einer, der für jemand einen *Gang* tut)
bagage p à k *â* š k ə p à k *â* š (*Pack*, *Gepäck* wie die Vorsilbe ge- zeigt),
bamboches davon f ə r - p à m p ə š *i* ə r ə (dial. f ə r - p à m p l ə, - p a m p l ə = vergeuden),
bandage p à n t *â* š (*Band*),
bandoulière p à n t l *i* ə r (*Band*),
bavarder p à w *a* t r ə (*watrə* eig. wettern = schimpfen),
biscuit p i s k w i t (*pisə* = beissen),
bombe p ù m (onomatopoietisch),
canapé k h à n ə p è t (*Bett*),
capote k h à p *y* t (*Kappe*), ebenso zahlreiche andere mit *cap*-beginnende Wörter wie k h à p ə š ù ŋ capuchon usw.,
chagrin š à k r e l ə (*Grille*),
char à bancs š à r ə p à ŋ k (*Bank*),
étape t à p ə (*tappen* = gehen),
faillir f à l i ə r ə (*fallen*), ebenso faillite f à l *i* t,
finaud f i n o (*fein*), ebenso finesse f i n a s,
flambeau f l à m p o (*Flamme*),
fourrage f ỳ ə t ə r *â* š[2] (*Futter*),
fraîchir f r e š i ə r ə[3] (*frisch*),
hanter h à n t i ə r ə (*Hand*),
harceler h à s l i ə r ə (*Hass*),
huissier h y s j e (*Haus*, weil der betr. Mann ins Haus kommt),
invalidité ù n f à l i t *é* t (*Unfall*, Unfallversicherung),
névralgie è w r à l š *i* (*èwər* = obere in Bezug auf den Kopf),
oblong à p l à ŋ (*ab* und *lang*),
rage r â s[4] (*rasen*),

---

[1] Die einzelnen Fälle sind alphabetisch nach der Fremdsprache geordnet; in Klammern ist die Anlehnung angegeben.

[2] Nach § 12, 1: a könnte man auch Ableitung von Futter mit der Silbe *-age* annehmen.

[3] Doch vgl. § 12, 3: Bildung von Verben unter 2 b.

[4] Nach S t e h l e, Els.-Lothr. Schulblatt 1891, S. 227 «gewiss zusammenhängend mit mhd. *raeze* = scharf, heftig, wild, wütend»;

rester r a š t i ə r ə (*Rest*),
rhumatisme r i s m à t i s ə (*reissen*, Bezeichnung des Schmerzes),
rondelle r ù n t è l (*rund*),
rouler r o l *i* ə r ə (*rollen*),
ruche r y š (*rauschen*, bei der Bewegung),
ruiner r ù m ə n *i* ə r ə (*rùm* herum = durcheinander),
scrupuleux š t r y w l *ó* s (*štrywl* = Verwirrung),
spirale š p è r *á* l (*sperren*),
uniforme y n i f ù r m (*Form*).

Der Name eines Gutsbesitzers Lefébeur wird umgedeutet zu L è f l p ý r (*Löffel-bauer*) als Hofname; in ähnlicher Weise wird t à m p ý r (*-Bauer*) als Hofname gebraucht für einen Mann, der früher als französischer tambour diente. —

antichristus a n t ə k r e š t (der am *Ende* der Welt kommen soll),
carbunculus k h à l f *ú* ŋ k l (*funkeln*),
hospes h ù š p ə s (*Haspel*),
orare ù r ə (in die *Ohren* reden),
perpendiculum p à m p ə r t *i* k l (*pàmplə* = Bezeichnung für die schwingende Bewegung),
praedicare p r è t i k *á* n t ə (*predigen*),
syringa t s e t ə r *e* ŋ k (*zittern*, von der Bewegung),
tyrannus t è r *á* n (*dürr* und syn. dial. r à n),
vesicatorius f l i s i k h à t *ó* r (*fliessen*, infolge des aufgelegten Zugpflasters),
vexare in f a k s *i* ə r k h è š t Rosskastanie, dafür l à k s *i* ə r-k h è š t (*laxieren*; im Gegensatz zu den essbaren Kastanien). —

campeggiare k h à m p *œ* i s ə (*pœis pœits* Beize = strenge Arbeit),
cavoli rape k h è l r y ə w ə (*Rüben*),
influenza f y l *a* n t s i à (*Faulenzer*, Faulheitskrankheit),
rocchetta k r à χ *é* t l (*krachen*),
strapazzare š t r à w l ə t s *i* ə r ə (*strampeln*, *štràwlə*). —

pitchpine p i t š p æ i m ə z. B. Holz (*-baumen* wie n ù s-p æ i m ə h o l s Nussbaumholz),
tramway t r à m w á j und t r à m w œ̀ w e (*Weg* und *Wagen*). —

krakeel k r à k *é* l (*krachen*).

2) Fälle, in denen die Anlehnung rein äusserlich (lautlich) erfolgt ist:

adjoint à t š y ə (*Schuh*),
alcool à l k h *ó* l (*Kohle*),
alcôve à l k ù f (*kùf* = Stecknadel),

---

aber dann müsste es els. r à s lauten, das übrigens erhalten ist als scharf, ätzend.

bascule p à s k y l (*passen*),
béton p è t ù ŋ (*Bett*),
bimbelot + bagagé [p e m p ə l ə p *â* š] p e n t ə l ə p *â* š (*Bündel*),
bombasin p ù m ə s *i* n (*pùm* bombe),
caisse d'épargne k h è š t ə p à ŋ k[1] (k h è š t ə entweder *Kastanien-* oder *Kosten-* und Bank),
calorifère k h à n *û* n i f è r[2] (*Kanone*),
candi (sucre candi) k h à n t l - t s ù k r (mhd. *kandel* = Dachrinne),
canevas k h à n ə f à s (*Kanne* und *Fass*),
casemate k à s ə m à t ə (*Gasse* und *Matte*),
casserole k à s r o l (*Gasse* und *rollen*; selbst mit Einwirkung auf die Bedeutung von einem Mädchen gesagt),
cassonade k h à š t ə n *â* t (*Kasten*),
champ de Mars (Colmar) s à n t m à r š (*Sand-Marsch*),
cocarde k y k à r t (*gucken*),
contrebande k h ù n t ə r p à n t (*Band*),
couche k y t š (*Kutsche*),
débit t è p i (*Teppich*),
eau de lavande l o t l ə w à ŋ (*lotteln*),
employé à m p l o χ *i* ə r t ə r (*ploχ* = Block),
excusez o k s k h *y'* s ə (*Ochs*),
flageolet f l à š ə n *é* t l (*Flasche*),
flâner f l à ŋ k *i* ə r ə (*Flanke*),
fleur d'Orange f l è t r â r š (mhd. *vlëdern* = flattern und *Arsch*),
foutu là cassé f y t i l a k h *a* s i m í r (Name *Kasimir*),
grenadier k r à n à t *i* ə r ə r (*Granate*),
gros de Naples k r o t ə n à w l (*Kröte* und *Nabel*),
gros de Tours k r o t ə t y' r (*Kröte*),
hasard h à s â r (*Hass*),
housse h y s (*Haus*),
intéressé í t r a s ì ə r t (*dressieren*),
martinet m â r t i n è (Name *Martin*),
miquelet m e χ ə l ə (Name *Michael*),
moustache m u s t æ š (Str. *Asche*, nach p o t æ š potache),
nougat m ù k a (*Mokka*),
papillote p à p l j ù t (*pappeln* und *Jude*),
passe-temps p o s l ə t à ŋ k, Rda. ù f p o s l ù n t à ŋ k = umsonst (*posl* von bosseler, *tàŋk* Dank),
ponts couverts p ù ŋ k ə w *ǽ* r und p ù m k ə w *ǽ* r (*Gewehr* oder *Wehr* und im 2. Falle ausserdem *pùm*: onomatopoietisch),

---

[1] Jb. VI, 158.
[2] Auch Kanonepferd.

procès-verbal k r ô s ə w *a* r p l (*gross*),
raspail (eau de Raspail) r o s p o l ə w à s ə r (= Pferdemistwasser),[1]
soupape s y p à p (*Pappe*),
supposé t s ù m p o s e (*zum* Beispiel),
tromper t r ù m p *i* ə r ə (*trùm* = Trommel),
vacciner w à k s ə n *i* ə r ə (*Wachs*). —

absolvere à p s à l w *i* ə r ə (*salben* = durchprügeln),
accurate à k r *â* t (*gerade*),
adiunctus à t j ù ŋ (*jung*),
albella sc. populus p è l s - p œ ỳ m (*Pelz* und Baum),
aloe à l i w é (*Leibweh*),
balsamina p è l s ə m *i* n l ə (*Pelz*),
discursus t e s k *ù* r t s (*kurz*),
gravitas davon k r à f ə š t *â* t i š Str. statt k r à f ə t *é* t i s (Ortsname *Grafenstaden*),
kataplasma k h à r t ə p l à (*Karte*),
klysterium k r e š t *i* ə r (*Christ*),[2]
oxycroceum o k s ə k ə p r ó t ə s (*Ochsengebratenes*) und o k s ə-k r i t s ə-pflaster (*Ochs* und *Kreuz* = Rücken),
podagra p o t ə k r à (*Boden*),
radicalis r à t ə k h *â* l (*Ratte* und *kahl*),
ros marinus r û s ə m à r *i* n (*Rosen*),
secreta t s e k r *é* t (Name *Grete*),
strangulare š t r a ŋ l *i* ə r ə (*streng*),
vidimus (?) (vgl. § 12, 1 a unter 5) f i l i p y s (Name *Philipp*). —

bracciatello p r a t š t a l (*Brett*),
muscatello m ù š k ə t *a* l ə r (*Teller*),
scorzonera š t o r t s ə n *i* ə r ə (*štortsə* = Storr und *Nieren*),
spargimento š p à r i k l ə m *a* n t ə š p à i r χ l ə m *a* n t ə *Spargel*),
tulipano t y l i p à n t (*Band*). —

shawl š â l (*Schale*). —

mudder m y ə t ə r (*Mutter*).

2. bewusste Volksetymologie.

Es gibt auch Anlehnungen, die vom Volke mit B e w u s s t s e i n und A b s i c h t vollzogen werden; sie gehören streng ge-

[1] M a r t i n, Sprachverhältnisse und Mundarten S. 2.

[2] Zunächst wohl Dissimilation von l > r, dann Anlehnung. V. H e n r y bemerkt grammaire 61, 3: «kreštiər clystère est refait par étymologie populaire sur le participe krešt ‚apprêté'»: er nimmt also Anlehnung an «gerüstet krešt» an.

nommen nicht in das Gebiet der eigentlichen Volksetymologie.[1] Diese bewussten Anlehnungen enthalten in der Regel scherzhafte Deutungen und offenbaren nicht selten einen gesunden Volkswitz.

Eine solche bewusste Volksetymologie tritt uns entgegen in Arnolds Pfingstmontag III 4, wo zugleich das Fremdwörterwesen verhöhnt wird. Der demnächstige «Dokter» Reinhold weiss für gewisse Naturerscheinungen keine andere Erklärung zu geben als die: «*Prodigia* sind dies, die in *Mysterien* gehüllt, dennoch gewiss nicht unerklärbar sind». Aber Herr Mehlbrüh will sich mit den gelehrten Ausdrücken nicht abfinden und versteht unter Prodigia «Brodbrichia» («Brod bringt diss Dings als yn»), unter Mysterien «Mist in Ehre» («Was? Mist in Ehre?»).

Andere Beispiele dieser Art sind:

conferentia khùnfr*a*s (*fressen*, weil das Volk glaubt, dass bei diesen Gelegenheiten vor allem «gut gegessen» wird),
conscrit hùnskri (*Hund*, weil sich die Betreffenden manchmal schlecht betragen),
garde nationale kàrtšnàl und kàrtn*à*χtikàl (*Schnalle* und *Nachtigall*),
professor prâf*a*sər und prâfr*a*sər (*brav* = tüchtig *essen* bezw. *fressen*), auch prótfrasər (*Brot-Fresser*),
gendarme šàntàrm (*Schande* und *arm*, Rda.: pèsər šànt-àrm às šàntriχ besser an Schande arm denn reich),
voilà wala (*Wellen*, Rda.: wala se khə šitər Wellen sind kein Scheitholz),
écoute èkyt (auf die Aufforderung «*écoute*» antwortet einer: èkyt eš ə kansloχ und meint dabei: égout ist ein Gänsloch, d. i. eine grosse Pfütze zum Baden der Gänse) [M.-L.].

§ 15.

Vermengung fremder Wörter und Wortelemente unter einander.[2]

Mit der Volksetymologie, welche im obigen Sinne die Anlehnung fremder Ausdrücke an einheimische umfasst, ist eine andere Erscheinung aufs engste verwandt, bei der ein fremdes

[1] Vgl. O. Weise in Zs. f. Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft XII (1880), 207, wonach von der wahren Volksetymologie (im Sinne Förstemanns, der den Namen zuerst gebrauchte) sorgfältig zu trennen ist, was auf absichtlicher Entstellung oder künstlicher, unrichtiger Deutung beruht.

[2] Ueber Wortvermengungen s. Wundt, Völkerpsychologie I, 1, 375.

Wort wieder an ein geläufigeres, aber f r e m d e s angelehnt, mit ihm vermengt, kontaminiert wird. Der Vorgang wird durch dieselben Faktoren hervorgerufen wie die Volksetymologie. Das Gedächtnis, in dem die verschiedenartigsten Fremdwörter haften, sucht unwillkürlich zwischen ihnen irgend welche e t y-m o l o g i s c h e n A n k n ü p f u n g e n und B e z i e h u n g e n herzustellen. Da ferner das überfüllte Sprachbewusstsein die fremden Ausdrücke nicht klar auseinander halten kann, so wird häufig ein Z u s a m m e n f l i e s s e n i n e i n e F o r m stattfinden, wobei das geläufigste und häufigste Wort das Uebergewicht behält. Dies geht so weit, dass sogar ein Wort mit Beibehaltung der ursprünglichen Bedeutung vollständig durch ein anderes ersetzt werden kann. Manchmal geschehen die Vermischungen auch hier mit Absicht und Scherz. Beispiele:[1]
baromètre p à r l ə m ê t r (*parler*),
bataclan p a t a k l *i* k (*clique*),
bimbelot p e m p ə l ə p *â* š (*bagage*),
brigadier p r i k *à* r t j ə (*garde*),
caboche k h a p *è* š und selbst t a p è š (*dépêche*),
chagriner š à k ə n *i* ə r ə (*chicaner*, oder bloss Ausfall des r in chagriner?),
discourir t e š k l ə r *i* ə r ə (*déclarer*),
équilibre è k à l í p r (*égal*),
espagnolette p à ŋ ə n *é* t - š t à ŋ (*baïonette*),
gâchis à l ə k *â* š i (*aller*, oder deutsch *all*?),
indigestion m i l t ə t š *è* k s j *ó* n (*mil* und *déjection*?),
justement j ù š t ə m a n t (lat. *juste*),
lamentable l à m ə t *à* k l (*spectacle*),
lanterne magique l à t *a* r n ə m à š i n (*machine*),
lavasse l à m *à* s (*masse*),
mazurka m à s l k à (hebr. *màsl*[2]) und m à s i k à (hebr. *màsik*[3]),
mille de Dieu euphem. m e l t ə m a n t (s à k ə r m a n t *sacramentum*),
nom de Dieu n ù n t ə t j æ (*nom d'un chien*),
par tout p a r t y' (lat. *per*),
piquer p i k ə n *i* ə r ə (*chicaner*),
procès-verbal p r o t s ə w *á* r p l (*processus*),
rage h à r à š (*Harnisch*) [Pfingstmontag],
raspail r a s p i p (*pipe*),
ratafia r a t a p a j ə (*raspail*),

[1] Die Wörter sind alphabetisch nach der Fremdsprache geordnet; das Stichwort ist dasjenige, welches den Inhalt angeben soll; in Klammern folgt das Wort, welches mit jenem vermischt ist.
[2] Jb. XII, 150.
[3] Jb. XII, 150; XIII, 178.

sabot s a p o t i n l ə (*bottine*),
sérieux s y r j *û* s (*curieux*). —

balsamina p o r t s ə m *i* n l ə (*porcellana*),
contrarium k h ü n t r *é* r i Neubreisach (*contraire*),
cylindrus s i l *i* n t ə r (*cylindre*),
lucerna l à t s *a* r n (*laterna*),
pergamena p à r l ə m *a* n t (*parler*),
perpendiculum p à s p à r t *i* k l (*passe-partout*),
practicare p r à k l ə t s *i* ə r ə (*štràwlətsiərə* von strapazzare),
purgatio p h y' r j *à* t s (*pur*). —

magazzino m à k ə s *i* n (*magazin*).

In folgenden Fällen ist ein Wort durch ein ähnlich klingendes e r s e t z t worden:
audientia o r t ə n *à* n t s (*ordonnance*),
cloche p r o š (*broche*),
déranger t r à n š *i* ə r ə (*trancher*),
expédier t ə š p ə t *i* ə r ə (*disputare*),
gibus š i p s j æ r (*gibecière*, wohl scherzhaft),
patienter p à s ə m à n t *i* ə r ə (*passementer*),
réticule r i t i k y l (*ridicule*). —

Ein merkwürdiges Beispiel für die Anlehnung und Umbildung der Fremdwörter bei ihrer Aufnahme sei hier noch angefügt. Es verdient deshalb besonderes Interesse, weil es bei seiner Entstehung sozusagen beobachtet wurde. Neulich liess ein Handlungsreisender durch einen Dorfbewohner Abbildungen eines «*Milchapparates*» austeilen. Der betreffende Austeiler sagte dafür m e l i χ - p à r *â* t, teils weil er das neue, fremde Wort nicht kannte und nicht sprechen konnte, teils aus Missverständnis und unter Anlehnung an das bekanntere und geläufigere p à r *â* t (*parade*). In dieser Form wurde das Wort weiter verbreitet und heisst nun im ganzen Dorfe m e l i χ - p à r *â* t.

§ 16.

Sonstige Kürzung, Entstellung der Wörter usw.

Ausser den als Lautverlust und Lautzusatz, Volksetymologie und Vermengung fremder Wörter bezeichneten Erscheinungen treten auch sonst vereinzelte Formveränderungen auf durch K ü r z u n g, V e r d r e h u n g, E n t s t e l l u n g der fremden Wörter u. dgl.

1. Bildung von Kurzformen.

Wenn bei manchen, besonders bei zu langen Ausdrücken Anfangs- oder Endsilben wegfallen, so haben wir hierin teil-

weise Wirkungen der Betonung zu erblicken. Manchmal ist es nur Bequemlichkeit der Sprache oder des Sprechenden bei häufiger gebrauchten Bezeichnungen. Solche Bildungen zeigt uns schon die allgemeine Umgangssprache; man sagt z. B. pneu für pneumatic, auto für automobile, photo für photographie, vélo für vélocipède; engl. bus für omnibus, cab für cabriolet u. dgl.

Die Mundart selbst weist namentlich bei Personennamen zahlreiche Kurzformen auf. So:

tóni für Antonius, tórəl dem. von Theodor, kyšt für August, štofl dem. von Christoph, pàšə für Sebastianus, tissi für Jean-Baptiste, šên und dem. šênəl für Eugène, nikəl dem. für Léonie und Eugénie, tinəl dem. für Florentine und Valentine, mùntə für Edmund, wârəl dem. von Eduard, wís und dem. wísəl für Louise usw.

Ganz entsprechend nimmt sie auch an Fremdwörtern derartige Kürzungen vor. Es begegnen uns Bildungen wie:

pèlt aus albella (sc. populus), klès aus anglaise, mùtsə aus almutia, màr*i*n aus ros marinus, špet*á*l aus hospitale (allgemein), rèkt aus directe, špakt*í*f aus perspectivum, sól aus camisole (z. B. im verbum fər-sólə), špans aus dispense, kàlkomàn*í* aus décalcomanie, tàšəm*a*nt aus détachement, màš*a*ntəri aus dommages et intérêts, tofl aus pantofola, kre, χre aus sacré (z. B. kretətje sacré [nom] de Dieu), ašpər aus esparcette; vielleicht gehört dahin auch die Form tiškys für discussion.

2. Sonstige Entstellung der Wörter.

In anderen Fällen ist eine äusserst willkürliche Entstellung der Wörter eingetreten durch Zusatz oder Weglassung von Silben, durch Zusammenziehung, Verdrehung u. dgl.; z. B.:

ponəri für bonnet, kàskk*á*tənàt für cassonade (Anlehnung an *cascade*?), fik*y'*r für confiture (Anlehnung an *Figur*?), kyštif für couchée, pisàŋkal für pissenlit, resipêl für vélocipède (*Erysipel*?), panšə für benedicere (jüd. allg.), hokyspokys für hoc est corpus (?), kràm*à*ntsjəs für grand merci, læitória für victoria, filipys für vidimus (?) (doch vgl. § 12, 1 a unter 5), fisək*ù*ŋkəs für physicus, tsùntsjè für socius, fisəmàt*a*ntə für visamentum (?).

Man sieht, wie schwer infolge solcher Verderbnisse bei manchen Wörtern die Feststellung einer richtigen Etymologie ist.

VI.

Der Geschlechtswandel.

Das ursprüngliche Geschlecht eines Wortes ist in der Mundart in vielen Fällen beibehalten worden. Doch ist dies nicht immer in unmittelbarem Anschluss an die fremde Sprache geschehen; vielmehr lässt sich im Hinblick auf die im folgenden vorzuführenden Erscheinungen des Geschlechtswandels ziemlich bestimmt annehmen, dass auch die Beibehaltung des Geschlechts mitunter von denselben Faktoren abhängig ist wie dessen Veränderung.

Die Anlässe, welche eine Aenderung des Geschlechts hervorrufen, können von verschiedener Art sein. Die einzelnen Fälle in Gruppen zu ordnen, fällt manchmal schwer, und diesen oder jenen Geschlechtswandel von einem bestimmten Faktor abhängig zu machen, ist oft unzutreffend. Bald wirken mehrere Faktoren zusammen, bald lässt sich für einen Vorgang gar keine oder keine genügende Erklärung geben. Auch hier muss man viele Erscheinungen, wie W a c k e r n a g e l[1] sagt, «einstweilen als blosse Launen unserer Sprache und als Zufälligkeiten betrachten».

Die Frage nach dem Geschlechtswandel, soweit er an den Fremdwörtern im Elsässischen zu Tage tritt, wird daher auch im folgenden Versuche nicht vollkommen gelöst sein.

§ 17.

G e s c h l e c h t s w a n d e l a u s ä u s s e r e n G r ü n d e n.

Von äusserem Einfluss auf die Bestimmung des Geschlechts ist bei einem Fremdworte vor allem die W o r t f o r m. Die Suffixsubstitution und die äussere Anlehnung an andere Wörter oder Wortstämme macht sich vielfach auch in der Einwirkung auf das Geschlecht eines Wortes geltend; umgekehrt verrät und bestätigt uns der Geschlechtswechsel nicht selten die volksetymologische Anlehnung. Wörter, die in der Regel nur in verdeutlichenden Zusammensetzungen gebraucht werden, nehmen oft das Geschlecht des anderen, mit ihnen verbundenen Bestandteiles an.

Endlich gibt es eine Reihe von Ausdrücken, die in Klang, Form und dem ganzen Aeussern den Charakter des Fremdartigen an sich tragen und daher von diesem Gesichtspunkt aus in ihrem Genus beeinflusst werden.

[1] A. a. O., S. 45.

1. Einfluss der Endungen.

Neben der Anlehnung fremder Endungen an ähnliche einheimische[1] findet auch Analogiewirkung der fremden Endungen untereinander statt, indem z. B. *-et* wie *-ette*, *-ier* wie *-ière* behandelt wird. Die einzelnen substituierten Endungen sind in der Regel an ein bestimmtes Geschlecht gebunden, welches das ursprüngliche eines Wortes mehrfach verdrängt. Wir erhalten auf diese Weise etwa folgende Veränderungen; es entstehen:

a. Maskulina:

durch die Endung -ər; sie ist teils substituiert, teils neu angefügt und bildet im Deutschen (*-er*) Substantiva männlichen Geschlechts; dieses wird auch auf die betreffenden Fremdwörter übertragen; z. B.:

khàljántər coliandrum (allgemein), khàlwilər (oder sc. Apfel?) von calville.

b. Feminina:

durch die Endung -ùŋ; sie entspricht franz. *-on*, lat. *-um* und wird im Deutschen zur Bildung weiblicher Substantive (*-ung*) verwendet:

pètùŋ béton, šàmpùŋ jambon, sypsùŋ soupçon, wilùŋ violon, àmlùŋ amylum, prèámpəlùŋə (plur.) praeambulum; pyltùŋ bulletin durch Analogiewirkung.

c. Neutra[2]:

1) durch die Endung -èt; sie erscheint an Wörtern (auf *-ette*), die im Französischen ein Deminutivum bezeichnen und deshalb in der Mundart das sächliche Geschlecht erhalten. Da an viele dieser Wörter im Dialekt noch eine neue Deminutivendung[3] angefügt wird; mag auch auf diesem Wege der Gebrauch des Neutrums fest geworden sein.

šmisèt šmisètl chemisette, khùtlèt khùtlètl côtelette, sikàrètl (nur Demin.) von cigarette, klorjètl (nur demin.) von gloriette, šakèt šakètl jaquette, àmlèt àmlètl omelette; ebenso: klàwèt clavette, finèt finette, èšpərsèt esparcette.

Ihnen schliessen sich solche an auf -ét (franz. *-et* u. *-ette*): khàpinét cabinet, pikét piquet, pæjənét baïonette, pàrét barette.

Anm. Durch den gewöhnlichen Gebrauch eines Wortes als Deminutivum lässt sich vielleicht auch das sächliche Ge-

---

[1] Vgl. § 14, 1 unter a.
[2] Manche von ihnen können ihre Erklärung auch nach 4. finden.
[3] Vgl. § 9: 5.

schlecht erklären bei: š i p s j æ r š i p s j æ r l gibecière, p è l ə r i n p è l ə r i n l pèlerine.

2) durch die Endung - **i** ə r. Lateinische Wörter auf *-arium* wie *scapularium* š à p l **i** ə r sind Neutra; ihnen folgen französische auf *-ière* und *-ier* mit derselben Aussprache:

š à r n **i** ə r charnière, p à n t l **i** ə r (etym. Anlehnung an *Band*) bandoulière, r è f **i** ə r (mhd. riviere *rivier*, n.) rivière, k w à t **i** ə r quartier.

3) durch die Endung - m a n t. Lateinische Fremdwörter auf *-mentum* wie *fundamentum* f ù n t ə m **a** n t sind sächlichen Geschlechts; dies wird auch auf französische mit derselben Endung *-ment* übertragen:

l o š ə m **a** n t logement, t è p à r t ə m **a** n t département; auch bei der Aussprache - m ̨à [1] findet sich das Neutrum: š ̨à š ə m ̨à changement, k y w **a** r l e m ̨à gouvernement.

2. Einfluss der Volksetymologie [2].

Wenn durch Volksetymologie ein Wort in seiner äusseren Gestalt an ein anderes, geläufigeres angelehnt wird, so kann naturgemäss auch das Geschlecht dieses zweiten auf das erste Einfluss gewinnen. Es entstehen so:

a. Maskulina:

t à p ə (t à p ə und t à p ə r m. = Fusstapfe) étape, š i p s j æ r (Anlehnung [3] an *gibus* mit entsprech. Bedeutungsveränderung zu Hut?) gibecière, s a l t a s i l (*Saal*) salle d'asyle u. a.

b. Feminina:

y n i f ù r m (*Form*) uniforme, w ù **a** l, w a l (*Welle*, aus Reisig) voile; auch m e l i χ - p à r **â** t (*parade*) Milchapparat [4] erhält weibliches Geschlecht.

c. Neutra:

p à k **â** š (*Gepäck*) bagage, p à n t **â** š (*Band*) bandage, p à n t l **i** ə r (*Band*) bandoulière, p è t ù ŋ (*Bett*) béton, k h à n ə p è t (*Bett*) canapé, f y ə t ə r **â** š (*Futter*) fourrage, h y s (*Haus*) housse, k h è p i (*Käppchen*) képi.

3. Einfluss des Gebrauchs eines Wortes in stehender Zusammensetzung.

In Wortzusammensetzungen ist das Geschlecht des z w e i t e n Bestandteiles für den ganzen Ausdruck massgebend. Wenn

---

[1] Vgl. wegen des Akzentes § 4.
[2] Vgl. § 14.
[3] Wahrscheinlicher ist die Auffassung in § 15.
[4] Vgl. § 15.

nun aber das erste Wort einer solchen stehenden Verbindung einzeln gebraucht wird, bleibt oft das Geschlecht der Zusammensetzung auch für dieses allein beibehalten. So entstehen z. B.:

a. Maskulina:

àntifi (àntifi-sàlât *Salat* m.) endivia, làsti (làstipantl, -fâtə *Faden* m.) élastique, pèlərin (pèlərinəmàntl *Mantel* m.) pèlerine.

b. Feminina:

kreštiər (kreštiər-šprets *Spritze* f.) klysterium, kèŋkət (kèŋkət-làmp *Lampe* f.) quinquet, patəklik bataclan + *clique* (clique f.).

c. Neutra:

triko (triko-hamt *Hemd* n.) tricot, wèrni (wèrni-latər *Leder* n.) vernis, karni (kàrniərts tsemər *Zimmer* n.) garni, ynj̨ù (Union-*Hotel* n.) union, khàfe (kkàfe-hys *Haus* n.) café.

4. Eindruck der Fremdartigkeit eines Wortes.

Fremde Ausdrücke, besonders weniger gebrauchte oder in jüngerer Zeit aufgenommene, sind für den Mund und das Ohr des einfachen Mannes ungewohnt und zunächst unverständlich. Das Fremde, Unbestimmte, das sie an sich haben, lässt sich nicht so leicht abstreifen; daher werden sie in das Gebiet des unbestimmten, sächlichen Geschlechts verwiesen. Wir erhalten so einen bedeutenden Zuwachs an Neutren:

êr aire, àŋklès anglaise, pàrâš barrage, pyltùŋ bulletin, kànùnifêr calorifère, tèpi débit, tèwár devoir, làstik élastique, fisèl ficelle, kár gare, khèpi képi[1], pàrəpli parapluie, pàrəsol parasol, plàf̨ù plafond, pùmât pommade, pré prêt, rèšù réchaud, rèmís remise, sèrnât sérénade, sèrtifikhât certificat, sàlàtje saladier, saltasil salle d'asyle, kàsənât cassonade, tàli talus, type toupet, trotwár trottoir (allgemein), walis valise, špaktíf perspectivum und andere.

§ 18.

Geschlechtswandel aus inneren Gründen.

Eine weit grössere Gruppe von Fremdwörtern unterliegt einem Wechsel des Geschlechts aus inneren Gründen; massgebend ist dabei der Sinn, die Bedeutung. Bei einigen

---

[1] Vgl. auch unter 2.

kommt das natürliche Geschlecht zum Ausdruck, auf andere überträgt die Mundart das Geschlecht geläufiger Synonyma.

1. Ausdruck des natürlichen Geschlechts.

Die Zahl der hierher gehörigen Fälle ist nicht gross. Wir erhalten:

a. Maskulina:

finas *finesse* mit Bezug auf einen schlauen Menschen, sàntinèl *sentinelle* als Scherzwort für Kinder (und wohl nach synonymen Ausdrücken wie štùmpə, khûpə etc.), rêši *régie* für einen Steuerbeamten, khùmpân (mhd. kumpân m.) *companium* ebenfalls eine persönliche Bezeichnung wie Geselle, Kerl usw.

b. Feminina:

khàštal *castellum* in der Rda. àlti khàštal von einer alten Frau gesagt.

c. Neutra:

Vgl. die § 17 unter 4 angeführten.

2. Einfluss des Geschlechts einheimischer synonymer oder übergeordneter Begriffe.

Bei weitem die meisten Fremdwörter sind zu einer Aenderung ihres Geschlechts veranlasst durch dasjenige einheimischer synonymer Bezeichnungen. Das neue Genus richtet sich nach Ausdrücken der gleichen Art oder nach höheren Begriffen derselben Gattung. Gerade von diesem Gesichtspunkte aus ist in vielen Fällen auch die Beibehaltung des ursprünglichen Geschlechts zu beurteilen, indem sich eben dieses mit dem geläufiger Synonyma deckt. Es entstehen:

a. Maskulina:

aire èr (*Gang*, Hausgang),
anglaise àŋklès (*Frack*, mùtsə, kšûpə),
bottine potin (*Schuh*, *Stiefel*),
bougie pyši (*Lichtstock*),
bourrique pàrik und canaille kanaj (Schimpfworte wie *sàtàn*, *khœip* etc.),
bride prit (*Zaum*),
caboche khapoš tapèš (*Schädel*, *Kopf*),
calville khàlwil (*Apfel*),
capote khàpyt (*Mantel*),
carambole kràmpûl (*Lärm*),
cassonade kàsənât (*Zucker*),
chicorée šikore (*Kaffee*),
cholérine kholəri (*Durchbruch*),

culbute k h y l p y t (*Purzelbaum*),
dispute t e š p *y* t (*Händel*),
dommages et intérêts t ù m ə š *a* n t ə r i (*Schaden* = Schadenersatz),
entrée à n t r e (*Weg*, *Eintritt*, *Eingang*),
farce f a r s (*Streich*),
ficelle f i s è l (1. *Schnur*, els. m.; 2. *Tabak*),
flanelle f l à n a l und andere *Stoff*namen wie peluche p l y š, percale p è r k à l, perse p h è r s (*Zeug*, els. m., *Stoff*),
galoche k à l *o* š ə (*Holzschuh*),
gamache k à m *à* š ə (*Stiefel*, *Schuh*),
gomme k o m (*Leim*),
guêtre k ê t ə r (*Stiefel*),
housse h y s (*Ueberzug*),
idée i t e (*Gedanke*),
jupe š y p (*Oberrock*),
lavasse l à w *à* s («*Schnaps*», Vorwurf),
mare m â r (Kaffee*satz*),
police p o l i s (*Abtritt*),
pommade p ù m *â* t (*šmùts* = Schmalz, Fett),
poudre p h ý t ə r (*Staub*),
prison p r i s *û* n (*tùrn* = Gefängnis),
rage r â š (*Wut* els. m., *Zorn*),
réchaud r e š ù (*Rost*, *Herd*),
reinette r a n è t (*Apfel*),
tête t ê t (*Kopf*),
tournure t y r l ý r (*Hintere*, «falscher Arsch» genannt),
trace t r à s (*Cement*, *Mörtel*, *Kalk*). —

anisum ánəs (wie fast alle *Pflanzen*- und *Gewürz*namen, auch hd.),
almutia m ù t s ə (*Frack*, *Kittel*),
butyrum p ù t r (à ŋ k ə m. mhd. *anke*),
carruca k h à r i χ (*Wagen*),
materia m à t *é* r i (*Eiter*, *Dreck*),
spectaculum š p e t *à* k l (*Lärm*).

b. Feminina:
amus à m *y'* s und plaisir p l a s *i* ə r (*Freude*),
bon chrétien p ù ŋ k r è t i n (*Birne*),
but (butte?) p y t (*Grenze*),
caprice k h à p r *i* t s (*Laune*),
cigare s i k â r (*Pfeife* [1]),
convoi k h ù n f *o* i (*Reise*),

[1] Vgl. W a c k e r n a g e l, a. a. O., S. 44.

croup k r ù p (*Krankheit*),
flegme f l è m (*Faulheit, Krankheit*),
greffe k r è f (*Schreiberei* = Amt eines Schreibers),
jus š y (*Brühe*, Sauce),
manège m à n *é* š (*Maschine*; *Reitbahn*),
mariage m à r j â š (*Hochzeit*),
ménage m e n *á* š (*Haushaltung*, iron. *Ordnung*),
reproche r è p r *o* š ə plur. (*«Saucereien»*, *Vorwürfe*),
tour m. t ý r (*Reise*),
voyage w o j á š (*Reise*). —

guttarium k ù t ə r (*Flasche*, p o t *a* l = bouteille),
amarellus à m r *a* l (*Kirsche*),
perspectivum š p a k t *í* f (*Brille*).

c. Neutra[1]:
abattage a p a t á š, coulant k ỳ l à ŋ, comoedia k h à m *é* t i (*Spiel*),
affût l à f *é* t (*Gesicht*),
anglaise à ŋ k l è s (*Kleid*),
arsenal à r s ə n *á* l (*Haus*),
artifice (feu d'artifice) t a r t ə f i s (*Feuer*),
béret p æ r è (*Käppchen*),
bergamote p æ r j ə m *o* t und pétrole p h e t r o l (*Oel*),
bordel p o r t *è* l und boxon p o k s ə m (*Haus*),
bougie p y š i (*Licht*),
bracelet p r a s l è (*Armband*),
but p y t (*Ende*),
cache-nez k a š n è, fichu f i š y, foulard f y l â r (*Halstuch*),
cadre k á t ə r (*Stück Leder*),
cafetière k h a f t j ê r (*Kännchen*, *Geschirr*),
cahier k a j ə (*Heft*),
cambuse k h à m p y s (*Haus*),
camp k h à m (*Lager*),
contraire k h ù n t r è r (*Gegenteil*),
corset k h o r s è (*Leibchen*, Mieder),
courage k y r *á* š (*Herz* = Mut),
crayon k r æ j ù (p l y w i s p l i w i s = *Bleiweiss*),
crochet k r o š è (*Häkel*),
dessert t è s æ r (*Essen*),
dictionnaire t i k s j ə n æ r (*Buch*),
équilibre è k à l í p r (*Gewicht*),
fortune f o r t y n (*Glück*),
frileuse f r i l *é* s (*Tuch*),

---

[1] Doch vgl. auch § 17 unter 4.

migraine m i k r ê n (*Kopfweh*),
misère m i s æ̂ r (*Elend*),
nougat m ù k a (*Zuckerstängchen*),
oreille o r è j l (*Ohr*),
pareil p a r è j l (*Pärchen*),
pavé p à w œ i (*Pflaster*),
pièce p j è s (*Stück*),
plumon p l y m ̨ù und p l y m ù ŋ (*Deckbett*),
présent p r è s *a* n t (*Geschenk*),
résille r e s i l (k a r n ə l = *Gärnchen*, Haarnetz),
réticule r i t i k y l (*Säckchen*),
tour m. t ý r (*Mal*),
triage t r i á š (*Revier*, *Viertel*),
veste w è s t und gilet š i l è (*Brusttuch*). —

galea k à l *é* (*Zuchthaus*).

Anm. Nicht nur einheimische Synonyma, sondern auch fremde Wörter verwandten Sinnes, die sehr geläufig sind, können eine Veränderung des Geschlechts herbeiführen.

a. Maskulina: fortune f o r t y n (p r o f *i* t *profit*, auch Vorteil[1]), grande tenue k r à n t ə n y (š t â t *status* = Putz), prise p r i s (*Tabak* = Schnupftabak).

b. Feminina: fagot f a k o t ə plur. (k r i m à s ə *grimace*, *Fratze*), geste š e s t (f e k l ə t *é* t *fidelitas*, von der *Bewegung* gesagt), jus š y (s û s *sauce*), manège m à n *é* š (m à š *i* n *machine*), guttarium k ù t ə r (p o t *a* l *bouteille*).

c. Neutra: commode k h à m *ù* t (k h a n š t ə r l ə von *canistrum*), crapule k r a p y l (k h û r ə s von *corps*, dieses selbst unter dem Einfluss des sehr häufigen f o l i k verächtlich für *Volk*, Menge).

VII.

Der Bedeutungswandel.

Schon in der eigenen Sprache, in der uns die Worte und ihr Inhalt bekannt und geläufig sind, haben im Laufe der Zeit mannigfache Veränderungen und Verschiebungen der Wortbe-

---

[1] Das Wort *Vorteil* lautet in der Mundart gewöhnlich f o r t l (vgl. ù r t l = *Urteil*) und bedeutet «Kniffe, Ränke», plur. umgelautet f è r t l; in dem Sinne Vorteil heisst es f ó r t æ i l, wahrscheinlich aus dem Hd. neu eingedrungen.

deutung stattgefunden. In viel höherem Masse sind fremde Wörter, die schon an sich durch das Gepräge des Vorübergehenden und Vergänglichen gekennzeichnet sind, ebensolchen Veränderungen unterworfen worden. Von den meist mehrfachen Bedeutungen eines Fremdwortes ist gewöhnlich bloss eine in die Mundart herübergenommen worden, entweder die ursprüngliche oder eine bereits in der Fremdsprache abgeleitete; doch auch mehrere, verschiedene Bedeutungen haben in der Mundart Aufnahme gefunden. In vielen Fällen hat sie selbst erst die übernommene Bedeutung eines Wortes verändert. Es lässt sich jedoch kein bestimmtes Gesetz erkennen und feststellen, wonach die Wandlungen der Bedeutung vor sich gegangen sind, weshalb hier eine Bedeutung erweitert, dort verengert, wieder in einem anderen Falle in anderer Weise modifiziert wurde. Es sind Erscheinungen, die durch das Denken und Vorstellen des gewöhnlichen Mannes hervorgerufen werden; ein grosser Teil derselben verdankt seine Entstehung der Anpassung an die Kulturverhältnisse. Die Gesetze der Assoziation und Reproduktion kommen bei diesen sprachpsychologischen Vorgängen zu voller Geltung. Alles vollzieht sich aber in der Volksseele unbewusst und ohne Zwang. Wollen wir demnach das Wesen des Bedeutungswandels annähernd verstehen, so müssen wir den Wegen folgen, welche das volkstümliche Empfinden und Vorstellen ungezwungen einschlägt. Wir werden so lediglich eine Reihe von Beispielen zusammenfinden, in denen uns gleichartige Vorgänge entgegentreten; deutliche Gruppierung oder genaue Erklärung der Fälle wird hier, wie beim Geschlechtswandel, meistens schwer durchzuführen sein. Immerhin gelangen wir zur Unterscheidung von verschiedenen Richtungen, nach denen eine Veränderung des ursprünglichen Sinnes erfolgt ist; aber diese Richtungen selbst greifen vielfach ineinander über und kombinieren sich.

§ 19.

Verengung der Bedeutung.

Vor allem tritt der Fall ein, dass der in der Fremdsprache mit einem Worte verbundene Begriff in Bezug auf seinen Umfang beschränkt wird, indem er bei der Entlehnung von vornherein für einen besondern, bestimmten Gegenstand zur Anwendung gelangt. Man hört das Wort nur in dem einen konkreten Zusammenhang, der dann für die Anknüpfung des Wortes im Gedächtnis massgebend wird. Psychologisch ausgedrückt treten zu einer Vorstellung determinierende Elemente hinzu, und dadurch spitzt sich der Inhalt,

d. i. die Bedeutung des Wortes nach irgend einer Seite hin zu. Wir erkennen hierin beim Volke eine Einwirkung des Bedürfnisses nach Unterscheidung und Spaltung (Spezialisierung) der Begriffe; es ist eine psychologische Tätigkeit, die mit Vorliebe solche Merkmale eines Begriffes festhält, für die das Bewusstsein das höchste Interesse hat. Auf diese Weise werden sogenannte Bezeichnungen κατ' ἐξοχήν (par excellence) gebildet. Beispiele:

l'abbé làpé ist nicht jeder kath. Geistliche, sondern nur ein *Vikar*;
aire ê r ê rə, gewöhnlich h y s - ê rə wird nur vom *Hausgang* gesagt;
assurance à s ə r ̨â s bezeichnet in der Regel die *Feuerversicherung*, erst neuerdings teilweise auch die *Hagelversicherung*; für *Unfallversicherung* gebraucht man das deutsche Wort;
attaque àtàkə ântàkə meist plur. sind *Krankheits*anfälle;
bagage pàkàš bedeutet mitunter das «*Bündel*», die *Siebensachen*;
bidon pit ̨ù ist in Str. nur ein blecherner *Oelbehälter*, der den Kunden vom èpisje (*épicier*) zur Verfügung gestellt wird;
billet piljè ist allgemein eine *Fahrkarte* (Zettel);
calorifère khànùnifêr bezeichnet auch speziell den *Feuerungs-* und *Trockenraum für den Hopfen*;
capuchon khàpəšùŋ ist nur eine *Kopfbedeckung* der *Mädchen* und *Frauen*;
chance š ̨âs bedeutet ausser Glück insbesondere auch das Glück bestehend im Besitz einer *Geliebten* und die *Geliebte* selbst;
charretier šartjé ist der *Pferdetreiber an Kanalschiffen*;
chasser šàsə gebraucht man vom *Entlassen aus einer Bildungsanstalt*;
conduite khùntəwitə plur. bedeutet die zu einem bestimmten Betragen, zu einer Handlung erforderliche moralische Ueberzeugung, eine Ueberlegung, dann soviel wie *Gewissensbisse*;
coupeur khùpər ist ein *Pferd*, das die *Krippe zernagt*;
cylindre silantər und silantər-hyət bezeichnet an vielen Orten den «*hohen*» *Hut*, der bei der *Hochzeit* getragen wird;
débit tèpi ist, bezw. war einst nur die *Verkaufsstelle des Tabaks*, *der Cigarren* etc.;
faire part fêrphàr kennt man nur als gedruckte, *schwarzgeränderte Todesanzeige*;
forcer forsiərə mit dem Begriff einer gewaltsamen Handlung und profiter profətiərə beschränken sich meist auf die Bedeutung *notzüchtigen*;
goût ky ist ein eigentümlicher Geschmack, ein *Beigeschmack*, *Nebengeschmack*;

idée i t é ein abstrakter Begriff = Gedanke, Vorstellung wird zur günstigen Gesinnung, zur *Neigung* für eine Sache oder jemand; ferner übertragen aufs Konkrete mit dem Sinn von etwas, das man sich kaum vorstellen kann, eine *Kleinigkeit*, *etwas Unmerkliches*;
machine m à š *i* n ist vor allem eine *Dreschmaschine*;
manger m å n š ə ist das *gierige Essen*;
mécanique m è k ə n i k ist eine *Hemmvorrichtung am Wagen*;
monopole m o n i p o l gilt nur vom *Tabakshandel;*
parler p å r l ə p ù r l ə ist das *französisch Sprechen*;
permis p è r m i ist ein *Jagdschein*;
posture p å š t *y'* r ist der *stattliche Wuchs*; dieser Sinn kommt besonders im Adjektiv p å š t *y'* r i zum Ausdruck (ə p å š- t *y'* r i χ ə r k h å r l ein *wohlgestalter Mensch*);
répéter r è p ə t *i* ə r ə ist das Wiedererzählen, das *Ausplaudern*, das *Vorhalten* in *vorwurfsvoller* Absicht;
soupape s y p å p ist das *Ventil am Brunnen*;
surprise s y r p r í s bedeutet eine *Ueberraschung durch ein Angebot*;
travailler t r å w *a* l j ə heisst *streng*, *hart arbeiten*. —

benedicere p a n š ə ist das *Heilen verstauchter Glieder durch Bestreichen und Sprechen von Zauberworten*;
citare t s e t *i* ə r ə und citatio t s e t ə t s j *û* n gelten von einer *Vorladung vor Gericht*;
doctor t o k t ə r bedeutet allgemein den *Arzt*;
gravitas davon k r å f ə t *é* t i š adj. ist *stolz beim Einherschreiten*;
instrumentum e n š t r ə m *a* n t ist hauptsächlich ein *Musikinstrument*;
regnare r a ŋ l *i* ə r ə ist das *Herrschen*, *Wüten einer Krankheit*;
spectaculum š p e t *à* k l und comoedia k h å m *é* t i heissen ursprünglich Schauspiel; da ein solches gewöhnlich mit Menschenansammlung und Lärm verbunden ist, bedeuten die Worte soviel wie *Auflauf*, *Lärm*, *Skandal* (Metonymie); die ursprüngliche Bedeutung ist daneben noch erhalten in k h å m *é* t i;
status š t â t ist ein *prächtiger Zustand*, ein *Aufwand in der Kleidung*;
ventile f ù n t i l ist wie soupape das *Ventil eines Brunnens*.

§ 20.

Erweiterung der Bedeutung.

Im Gegensatz zur Verengung steht die Erweiterung der Bedeutung. Die Erscheinung ist psychologisch so zu erklären,

dass determinierende Elemente von einem gegebenen Begriff getrennt werden und dadurch der Umfang einer Vorstellung erweitert, verallgemeinert wird. Hierin mag man ein, freilich wenig ausgebreitetes Streben des Volkes erkennen, sich Allgemeinbegriffe, allgemeine Vorstellungen zu verschaffen (Generalisierung der Begriffe). Es werden Begriffe schlechthin ausgedrückt. Beispiele:

baron pàrûn ist *jeder* reiche, vornehme oder (iron.) vornehm tuende Herr[1];

bonjour pùšûr sagt man *zu jeder Tageszeit* ohne Unterschied, da die eigentliche Bedeutung der Grussformel den wenigsten Leuten bekannt ist;

brillant prilj*á*nt ist nicht mehr «glänzend», sondern enthält allgemein einen *Superlativ-Begriff*, ähnlich wie charmant šàrm*á*nt;

campagne khàmp*á*ni bedeutet überhaupt *Strapazen, Erlebnisse*;

caporal khàpr*á*l ist jeder, *der gern das grosse Wort führt*;

contribuer khùntərp*i*ərə bedeutet ursprünglich «Steuer zahlen» mit dem Nebensinn von «sich zwangsweise fügen, *gehorchen müssen*»; letztere Bedeutung ist die allein und allgemein herrschende geworden (Metonymie);

convoi khònf*o*i bedeutet *Reise* schlechthin;

corvée khorwè ist *jede mühsame, lästige Arbeit*;

lavasse làw*á*s ist nicht nur der Verweis, sondern die ihn herbeiführende *unangenehme Geschichte* selbst (Metonymie), ähnlich wie cause khós, affaire àf*á*r;

patois davon pàtəwàtiš adj. bedeutet ausser der platten Sprache der Bauern an der französischen Grenze überhaupt das *unverständliche Sprechen und ungeschickte, tölpelhafte Betragen.* —

labyrinthus làwr*œ*ntə plur. sind *verworrene Umstände, Verlegenheit* (Metapher);

litania letənèi ist jede *lange, langweilige, umständliche Erzählung und Aufzählung*;

regimentum rèjəm*a*nt ist überhaupt *Menge, Masse*;

simulare se̥ml*i*ərə mit der ursprünglichen Bedeutung «sich verstellen, vorgeben» bezeichnet jedes *Ueberlegen* und *stille Nachdenken, Grübeln.*

Anm. Bei vielen Wörtern, die in der Regel in übertrage-

---

[1] Umgekehrt bezeichnet das Wort in Nordhausen und Umgegend nur einen bestimmten, bekannten Baron [tr pàrûn].

nem Sinne in stehenden Redensarten[1] angewendet werden, liegt meist eine Erweiterung, Verallgemeinerung der ursprünglichen Bedeutung vor. Beispiele:

ça ira ça sèirà (Lied der Jakobiner, aus der ersten französischen Revolution): einem den sèirà singen oder lesen = einem *die Meinung sagen, den Garaus machen*;

crête krit (Hahnenkamm): t krit štèlə von *der stolzen Kopfhaltung*, ferner ə rûti krit pəkhùmə (eigtl. wie der Hahn einen roten Kamm bekommen) *zornig werden*;

marche-route màršryt (militärisch): t màršryt geben, machen, unterschreiben = *fortschicken, fortjagen*;

merde mèrt: tə mèrt machen, stellen, reissen = *prahlen, gross tun*;

parade phàrât (militärisch): kyət fùn tr phàrât khùmə *gut wegkommen, verschont bleiben*;

pauvreté powərtæ'tə plur.: powərtæ'tə sáùə (Str.) *heftig schelten*;

qui vive kiwif (militärisch): ùf əm kiwif štén, sen *auf der Lauer stehen, sein, aufpassen.* —

capitulum khàpitl: tə khàpitl râlásə (das Kapitel herunterlesen) *ausschimpfen*;

clusa klýs: æinə-n-en tr klýs hàn *einen in die Enge treiben*, so dass man sich *über ihn lustig machen* kann;

curator khàrâtər[2]: æinəm tə khàrâtər štèlə (einem den curator (?) stellen) die *Meinung sagen, bemeistern;*

levitica lèfitə: æinəm tə lèfitə lásə *Strafpredigt halten*;

sententia santantsə plur.: santantsə šnitə (schneiden) *überaus viel Komplimente, Ceremonien machen*;

tapetum tàpét: ùfs tàpét preŋə *zur Sprache bringen.*

§ 21.

Ethische Herabsetzung der Bedeutung.

Ausser den beiden genannten Haupttypen des Bedeutungswandels, auf die sich im Grunde jede Veränderung der Bedeutung zurückleiten lässt, gibt es eine zahlreiche Gruppe von Fällen,

---

[1] Vgl. hierzu Waag, a. a. O., S. 166 ff.: «Bedeutungswandel von Wortgruppen».

[2] Dies ist wohl besser zu erklären als Anlehnung an das häufigere khàràktər, tə khàràktər štèlə, das von den *Astrologen* hergenommen ist; vgl. mhd. *karacter* = Buchstabe, Zauberzeichen.

die eine Verschiebung des Sinnes nach einer schlechteren, ungünstigen Seite hin aufweisen. Sie haben eine gewisse Veränderung des Gefühlswertes, eine ethische Herabsetzung, Abschwächung oder Verflachung der Bedeutung[1] gemeinsam.

1. Ausdrücke, die eine verächtliche Anwendung erfahren.

Sehr viele Wörter färben ihre Bedeutung dadurch, dass sie verächtlich oder tadelnd angewendet, oder schon allein durch den Ton, in welchem sie im Satzzusammenhang gesprochen werden. Ein grosser Teil von ihnen dient als Schelt- und Schimpfwörter. Beispiele:

l'affût làfét ist eine *niedrige Bezeichnung für Gesicht*;

bagage in der Zusammensetzung mit Lump: lùmpəkâš ist *Gesindel*; verwandte Bezeichnungen finden sich mehrfach: corps khûr und khûrəs *Gesindel*, ebenso race ràs und verstärkt ràtsəkhûr (*race* + *corps*), pratique pràtik (nati = nette pràtik) *Lumpengesindel*, nation nàtsjũn *gemeiner Pöbel*;

baraque pàrák, boutique pytik, cambuse khàmpys, spelunca špèlũŋk, auch ménage mènáš bezeichnen ungefähr in demselben Sinne ein *unordentliches, schmutziges, baufälliges Haus*, bezw. *Zimmer, Wirtschaft, Haushaltung*; ebenso castellum khàštal *baufälliges Haus*;

bosseler poslə[2] *niedrige Arbeit verrichten*;

cabas kapa bezeichnet im Oberelsass ein *unsittliches Frauenzimmer*;

chabraque šàprák wird spöttisch von einem *alten, schlechten Weib* gesagt; ähnlich castellum khàštal: àlti khàštal *altes Weib*;

chameau šamo, cochon košù als *Schimpfnamen*;

charrette šàrèt ist eine *alte verwahrloste Kutsche*;

chicane šikán, àlti šikán (mehr scherzhaft) *Pfiffikus*, ebenso finesse finas *listiger, pfiffiger Mensch*;

dresser trèsìərə und exercer aksətsìərə bedeuten *roh, gewaltsam behandeln*;

grande tenue kràntəny *Putz, Saus und Braus*;

guignol kinjol *Schimpfname für Lehrer*;

intéressé eŋkətrasìərt *geizig*;

manœuvre davon vb. mànéwrə heisst *toben, schimpfen*;

---

[1] In diesem Sinne spricht Reinhold Bechstein von einem pessimistischen Zug der Sprache, Pfeiffers Germ. VIII (1863), S. 330.

[2] Ableitung von mhd. *bôzen* ist wohl nicht anzunehmen.

maraud m o r o (aus m à r o) *dummer Mensch*;
maraude m à r *ú* t ə plur. und (ungar.) darabant t r à w *á* n t ə plur., letzteres mehr scherzhaft, von einer *gesegneten Anzahl Kinder*;
marmite m à r m i t *altes Weib*;
marmotte dem. m à r m o t l *mürrischer, schimpfender Mensch*;
rencontre r͐à k h ù n t ə r und k r͐à k ù n t ə r *Unordnung*, *Durcheinander*;
sentinelle s à n t i n è l *Scheltwort für Kinder*. —

antichristus a n t ə k r e š t und lucifer l y t s i f á r *heftige Schelten*;
calefactor k h à l f *á* k t ə r *Verleumder*, *falscher Mensch*;
carruca k h à r i χ verächtlich *Karren*;
gravitas davon adj. k r à f ə t *é* t i š wird vom *stolzen, eingebildeten Einhergehen* gesagt (tadelnd);
politicus p à l *i* t i š geht von der Bedeutung *schlau* zu der von *falsch, heimtückisch* über;
practicare p r à k l ə t s *i* ə r ə *wegstibitzen*;
socius t s ó t s j ə s und vocativus f o k ə t *í* f ə s ist ein *listiger, pfiffiger*, auch *ungehobelter Mensch*; potentatus p o t ə t *á* t ist ein *wüster Geselle, Unhold*.

Anm. Es gibt auch Fälle, in denen durch s c h e r z h a f t e und s c h e r z h a f t - v e r ä c h t l i c h e Anwendung eine gewisse Veränderung, nicht gerade eine Herabsetzung der Bedeutung herbeigeführt wird. Einige von ihnen haben den Charakter von K o s e n a m e n. Beispiele:

cachot k à š o für Gefängnis[1]; collègien k o l è š j͐æ ist einer, der im Gefängnis (R à š p ə l h y s) ist, *Sträfling*;
capsule k h à p s y l und cartouche k h à r t y š haben wegen des Knalles, den sie hervorbringen, die Bedeutung *Schlag auf den Kopf* angenommen;
crapaud k r a p[o scherzhafter *Schimpfname für französisch Sprechende*;
parler p ù r l ə ebenso für *französisch reden*;
payer p è j ə soviel wie *blechen, berappen, bezahlen*;
pimprenelle, gewöhnlich m à m s è l (mademoiselle) p e m p ə r n è l *eitles, törichtes Mädchen*;
sapeur s à p è r *von Kindern*;
tout de suite t u t s w i t l iron. *langsame Person*. —

absolvere à p s ə l f *i* ə r ə und mit Anlehnung an wickeln: à p s ə l w e k l ə scherzhaft für *prügeln*;

---

[1] **Hierfür hat auch die einheimische Sprache zahlreiche scherzhafte Bezeichnungen: p f i f ə r, k i k ə r, n ù m ə r o s e χ ə r (Nummer sicher) usw.**

fidelitas feklətétə plur. *komische Bewegungen*;
harmonia hàrmən*í* *Brotsack*, zusammenziehbar wie eine Harmonika (= hàrmən*í*) (Metapher);
physicus fisək*ú*ŋkəs[1] (scherzhaft erweitert) *Halbgelehrter*;
socius tsùntjè scherzhaft für einen *Pfiffikus*;
veteranus wètər*á*ŋ, gewöhnlich àltər wètər*á*ŋ *ränkevoller Mensch.*

2. Fluch- und Verwünschungsworte.

Wenn sich das Volk schon zum Ausdruck von Schelten gern der Fremdwörter bedient, so ist dies in noch höherem Masse der Fall beim Fluchen und Verwünschen. Gewöhnlich sind die Wörter bereits aus der fremden Sprache als Flüche entnommen, bei einigen wird die Bedeutung erst in der Mundart nach dieser Seite hin umgestaltet. Ausserdem erfahren manche in ihrer äusseren Form eine euphemistische Umbildung[2]. Beispiele:
bataillon pàtlj*ó*n, nur in der Zusammensetzung kræitspàtlj*ó*n[3], gelindes Fluchwort;
bombe pùm, Rda.: teχ sol ə pùm pfatsə, kreštiərə (pfetzen, «klystieren») als leichte Verwünschung;
mille de bougre euphem. meltəpùkl (Anl. an Buckel), nom d'un bougre euphem. nùntəpùkl und nùntətsùkr (Anl. an Zucker), mille de pipe meltəpip, nom d'une pipe nùntəpip, mille de Dieu meltətje und euphem. meltətàj (Anl. an Meltau), mille de foutre meltəfytər und euphem. meltəkhytər (Anl. an Kauder), nom d'un foutre nùntəfytər, ferner
nom d'un chien nùntəšj̨æ, nom de diable nùntətjàwl sind gelinde Flüche;
nom de Dieu nùntətje ist ein heftiger Fluch, daneben die Glimpfformen nùntətjùk, nùntətik, nùntətrak Dreck);
sacré Dieu sàkərtje ebenfalls ein heftiger Fluch;

---

[1] Aehnliche Wortveränderungen wie pùrlə (parler), tsùntsjè (socius), sowie Wortableitung mittels der latein. Endung *-us* (vgl. § 12, 1a unter 9) wie khûrəs (corps) und Zusammensetzung mit dem Präfix *ge-* (vgl. Anhang zu IV) wie kràkhùntər (von rencontre) weisen zum grossen Teil *scherzhaften, verächtlichen* oder *tadelnden Sinn* auf.

[2] Ueber Glimpfformen etc. im Elsässischen vgl. Stöber in Frommanns Zts. II, 501 ff., IV, 462 ff. — Die euphemistischen Bezeichnungen bilden gewissermassen das Gegenstück zu den oben unter 1. angeführten derben Ausdrucksweisen, die man z. T. als Hyperbeln auffassen kann.

[3] Der erste Teil ist wohl selbst ein Fremdwort aus nhd. *Kreuz*, wie die Aussprache beweist; sonst lautet es krits.

sacramentum s à k ə r m a n t und euphem. s à p ə r m a n t nach saprelotte s à p ə r l û t und dieses selbst wieder s à k ə r l û t nach sacramentum bezw. sacré . . . ., ferner crucifixus k r i t s ə f i k s ə und

vie de Dieu w i t a t j a sind ähnliche Fluchwörter;

victoria f ə r t *ó* r i à, Euphemismus für (Gott) f ə r t *á* m i verdamme mich, ist im Gegensatz zu diesem ein gelindes Fluchwort.

§ 22.

Entstehung neuer, meist disparater Bedeutungen.

Es lassen sich noch eine Anzahl Fälle des Bedeutungswandels zusammenstellen, welche von den bisher betrachteten zum grossen Teil ganz verschieden sind. Bei ihnen ist kein eigentlicher innerer Uebergang der Bedeutung wahrzunehmen; die meisten beruhen auf einer äusseren Anknüpfung, insofern sie losgelöste Teile einer Wortverbindung sind, deren ganzen Inhalt sie wiedergeben, oder insofern sie durch Volksetymologie oder Vermischung von Worten eine Anlehnung erfahren haben.

1. Ausdrücke, die zur Angabe des Inhalts einer Wortverbindung dienen.

Ein Wort kann das, was gewöhnlich durch eine Verbindung von Worten gesagt oder auch nur gedacht wird, ausdrücken, indem es als charakteristischer Bestandteil dieser Verbindung herausgehoben wird. Auf diese Weise bezeichnet man einen Gegenstand nach dem Orte seiner Herkunft, ein Kleidungsstück nach der Mode, nach der es angefertigt ist und dgl. Beispiele:

anglaise à ŋ k l è s k l è s *schwarzer Rock der Männer mit langen Schössen*, nach einer Mode in der Revolutionszeit;

bride p r i t, dem p r i t l ein *Mädchen in ländlicher Tracht* (bride), die in einer Schlaufe auf der Haube besteht (Metonymie);

garni k a r n i ein *möbliertes Zimmer* (chambre garnie);

génie š e n *í* ein *Mensch mit Genie*, ein geschickter Mensch (Metonymie);

oblong à p l à ŋ ein (sc. oblonges) *Fass*, das höher als breit ist, mit ovalem Boden (Metonymie);

prise p r i s (prise sc. de tabac) eine *Prise Schnupftabak*, soviel man zwischen zwei Fingerspitzen nehmen kann, und der *Schnupftabak* selbst;

provence prowánš *Provenzerstoff* (Verengung);
régie rêši, æinər fàm rèši und bloss rêši ein *Mann aus der Steuerverwaltung* (Metonymie);
type tip eigtl. Typus, Urbild z. B. eines Menschen, dann *Mensch, Kerl, Herrchen*;
vernis wærni urspr. lackiertes Leder, dann *Schuhe mit lack. Leder*. —

choralis khorâləs *Chorbuch* und *Chorknabe*;
commissum khàmes Komiss = *Soldatenbrot* (khàmes-prût);
competentia khàptáns[1] aus der Zusammensetzung khàp-táns-hols *Holz, das dem Pfarrer und den Lehrpersonen der Gemeinde von Rechts wegen zukommt* (auch tepətát-hols genannt von *deputatum*);
item itəm hat eine eigentümliche Bedeutungsveränderung durchgemacht. In Schriftstücken und Akten werden die einzelnen *Artikel*, *Titel*, *Posten* der Reihe nach aufgezählt mit der Bezeichnung *item*. So beginnen z. B. in einer «*Schmidt-Ordnung*» der Gemeinde Nordhausen aus dem Jahre 1694, welche darüber bestimmt, «*wass ein gemeiner dorffs Schmidt ordnungsweiss Schmidt Lohn und Tax zu forderen hat*», fast alle Artikel mit item: «Erstlichen von Einem Neyen Radt gantz mit Neyen Eyssen zu Beschlagen — — *Item* ein Neyes Radt mit alten Eyssen zu Beschlagen» — usw. Infolge dieser Verwendung nimmt das Wort überhaupt die Bedeutung *Artikel*, *Posten* an; ein Grundbuchauszug enthält beispielsweise zehn item, d. i. 10 Posten.
noster nùštər neštər (aus pater noster, womit das Rosenkranzgebet beginnt) bedeutet *Rosenkranz* (Gebet und Gegenstand);
secreta tsekrét sekrét und privata prefét sind ein abgetrennter Ort, *Abort*.

2. Ausdrücke, deren Sinn durch Volksetymologie[2] oder Vermengung mit anderen Worten beeinflusst ist.

Die Volksetymologie hat bisweilen nicht nur die äussere Form der Wörter umgestaltet, sondern auch auf den innern Wert derselben eingewirkt. Aehnlich haben sich durch Ver-

---

[1] Anlehnung an capitaine khàptán.
[2] Nach Wundt «Wortassimilationen mit Begriffsumwandlungen»; vgl. § 14.

mischung und Verwechslung fremder Wörter untereinander mannigfache Bedeutungsveränderungen ergeben; manchmal ist geradezu für ein Wort ein anderes, ähnlich klingendes, aber mit Beibehaltung der Bedeutung des ersteren, eingetreten. Schon der Geschlechtswandel zeigte sich in manchen Punkten von diesen äusseren Faktoren abhängig. Bei der vorliegenden Sinnesübertragung spielt Täuschung und Missverständnis eine grosse Rolle. Beispiele:

aide de camp ètakàŋ (-Gang) einer, *der für jemand einen Gang, Schritte tut*;

casserole kàsərol (Gasse und rollen) *Gassenstreiferin*, von einem Mädchen gesagt;

hasard hàsâr (Hass) *Hass*, Neid, Feindseligkeit;

tambour tàmpẙr (-Bauer) als *Hofname* zusammengesetzt gedacht mit Bauer;

absolvere àpsàlfiərə àpsàlwiərə (salben =) *durchprügeln*;

hospes hùšpəs (Haspel) *übereilter*, *leichtsinniger Mensch*, *Knabe*. —

Fälle, in denen ein Wort durch ein ähnlich klingendes ersetzt wird, sind § 15 erwähnt. Sie seien hier wiederholt mit Hinzufügung einiger anderen:

broche proš für *cloche* Glasglocke, unter die man Blumen stellt;
chamarrer in fər-šàməriərt für *charmé* verliebt, entzückt;
consulter khùntsəltiərə für *insulter* beschimpfen;
gibecière šipsjær für *gibus* Zylinderhut;
inviter enfətiərə für einen ähnlichen von *inventarium* gebildeten Infinitiv mit der Bedeutung das *Inventar machen*;
manège mànéš für *ménage* Unordnung;
ordonnance ortənànts für *audientia* Audienz;
passementer pàsemàntiərə für *patienter* sich gedulden;
proclamer prokləmiərə für *réclamer* murren, schimpfen;
ridicule ritikẙl für *réticule* Tragbeutel;
trancher trànšiərə für *déranger* stören; —

disputare tešpətiərə für *expédier* fortschicken.

Andere Wortvermengungen, welche die Bedeutung gefärbt haben, sind:

sérieux syrjùs (vermischt mit *curieux* khyrjùs) eigentümlich, eigenartig;

généreux šenərés (vermischt mit *géner*) in der Rda.: tə šenərésə màχə sich genieren, z. B. beim Essen.

Verzeichnis der benutzten oder zitierten Literatur.

[Abkürzungen.]

Andresen, Ueber deutsche Volksetymologie, Heilbronn 1876.
Blumer, Zum Geschlechtswandel der Lehn- und Fremdwörter im Hochdeutschen, Leitmeritz 1890.
Cauer, Zur Geschichte der Wortbedeutungen in der deutschen Sprache, Hamm 1870.
Grimm, Deutsches Wörterbuch, Leipzig 1854 ff.
Henry, Le dialecte alaman de Colmar en 1870, grammaire et lexique, Paris 1900.
Kahl, Mundart und Schriftsprache im Elsass, Zabern 1893.
Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 6. Aufl. Strassburg 1899.
— Deutsche Studentensprache, Strassburg 1895.
Lienhart, Die Laut- und Flexionsverhältnisse der Mundart des Zornthals, Alsat. Stud. I, 189.
Lorenz und Scherer, Geschichte des Elsasses, 3. Aufl. Berlin 1886.
Mankel, Die Mundart des Münsterthales, Strassb. Stud. (1884) 2, 113 ff.
Martin, Der Pfingstmontag, Lustspiel in Strassburger Mundart von Arnold, Strassburg 1891.
— Sprachverhältnisse und Mundarten im deutschen Sprachgebiete von Els.-Lothr. in «Das Reichsland Els.-Lothr., Landes- und Ortsbeschreibung», Strassburg 1899.
Martin und Lienhart, Wörterbuch der elsässischen Mundarten, I. Teil, Strassburg 1897 [M.-L.].
Menges, Volksmundart und Volksschule im Elsass, Gebweiler 1893 [Volksmda.].
Moers, Die Form- und Begriffsveränderungen der frz. Fremdwörter im Deutschen, Programmbeilage der Höheren Bürgerschule, Bonn, Ostern 1884.
Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte, 3. Aufl. 1898.
Rosenstein, Die psychologischen Bedingungen des Bedeutungswechsels der Wörter, Danzig 1881.
Scheffler, Das etymologische Bewusstsein mit besonderer Rücksicht auf die nhd. Schriftsprache, Wissenschaftl. Beilage zum Jahresber. des neuen Gymn. in Braunschweig, 2 Teile 1897, 1898.
Schmidt, Die Gründe des Bedeutungswandels, Progr. des Königl. Realgymn. Berlin 1894.
Schweizerisches Idiotikon [Schwz. Id.], Wörterbuch der schweizer-deutschen Sprache, bearb. von Fr. Staub und L. Tobler, Frauenfeld 1881 ff.
Stehle, Orts-, Flur- und Waldnamen des Kreises Thann im Oberelsass, Strassburg 1887.
Waag, Bedeutungsentwicklung unseres Wortschatzes, Lahr i. B. 1901.
Wackernagel, Die Umdeutschung fremder Wörter, Basel 1863.
Weinhold, Alemannische Grammatik, Berlin 1863.
Witte, Zur Geschichte des Deutschtums im Elsass und im Vogesengebiet, Stuttgart 1897.
Wundt, Völkerpsychologie I, 1. Leipzig 1900.

Zeitschriften:

Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, hrsg. von E. Sievers, 27. Bd. Halle 1902.
Elsass-lothring. Schulblatt, hrsg. von Bruno Stehle.
Frommann, Die deutschen Mundarten, Nürnberg, später Halle 1854 ff.
Germania, hrsg. von Pfeiffer.
Jahrbuch [Jb.] für Geschichte, Sprache und Literatur des Elsass, hrsg. vom histor.-literar. Zweigverein des Vogesenclubs.
Reform, Monatsschrift des allgem. Vereins für vereinfachte Rechtschreibung und des Vereins für Altschrift, hrsg. von J. Spieser.
Zeitschrift für deutsches Altertum [Zs. f. d. A.].
Zeitschrift für den deutschen Unterricht, hrsg. von Otto Lyon, 3, 307 ff.
Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten, hrsg. von O. Heilig und Ph. Lenz. [Zs. f. hd. Mdaa.].
Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft.

Abkürzungen, die nicht näher angegeben sind, werden als bekannt vorausgesetzt.

Berichtigungen.

Seite 165 Zeile 6 von unten lies: nùməro.
» 166 in Fussnote 5 lies: § 8, Lautzusatz: 2 unter 3.
» 168 Zeile 9 von unten lies: reine-claude.
» 169 » 15 von unten lies: flètrârš.
» 170 » 9 von oben lies: près̨à.
» 170 » 14 von oben fehlt das Komma zwischen tàmpəl-màšór und franc-tireur.
» 170 » 17 von oben soll nach etc. Doppelpunkt stehen.
» 183 in Fussnote 1 lies: § 12, 1: a unter 12.
» 183 » » 2 lies: § 14, 1: a unter 8.
» 200 Zeile 1 von oben lies: § 12. 1: a unter 1.
» 204 » 18 von unten lies: § 8, Lautzusatz: 2, 4 unter h.
» 212 » 10 von unten lies: phówrər.
» 221 » 20 von oben lies: c. statt c).
» 222 in Fussnote 2 lies: § 8, Lautzusatz: 2 unter 1.
» 222 » » 3 lies: Anhang: 9.
» 223 Zeile 8 von unten lies: kùšə.
» 225 » 1 von oben lies: 2) statt 2.
» 228 in Fussnote 3 lies: § 9, 3.

XIV.

Sagen aus dem krummen Elsass,

gesammelt von Lehrern und Lehrerinnen der Schulinspektion Saarunion,

veröffentlicht von

Kreisschulinspektor Menges.

I. Aus dem Kanton Saarunion.

(Fortsetzung.)

18. Der gespenstische Reiter am Zollstock.

An der Strasse, die von Harskirchen nach Saarwerden über die Wasserscheide zwischen dem Saar- und dem Naubachtale führt, trifft man vier kleine kreisförmige Weiher an, die einen Durchmesser von 10—12 Meter, eine Tiefe von 1,50—2 Meter haben und wegen des lehmigen Untergrundes sogar im Hochsommer nicht völlig wasserleer sind. Diese Weiher, die wohl in vorgeschichtlicher Zeit als Feuerstätten angelegt worden sind, nennt das Volk «Seebe». Zwei davon liegen am Nordabhange der Wasserscheide, die beiden andern auf der Höhe selbst, auf der sich eine kleine Hochebene ausbreitet, die im Volksmund «der Zollstock» heisst und von wo aus man eine herrliche Aussicht nach allen Seiten hat.

Von diesen Seeben erzählt die Sage Folgendes: In stürmischer Nacht zur Geisterstunde jagt um sie in rasendem Galopp ein Reiter mit wehendem Mantel und grossem Schlapphut. Er sitzt auf einem Schimmel und hat nur ein feurig-glühendes Auge mitten auf der Stirn. Seinen Schimmel treibt er mit wildem Geschrei zu immer tollerem Laufe an. Manchmal zeigt sich auch der Reiter ohne Kopf, oder er trägt den Kopf unter dem Arme.

Mitgeteilt von Lehrer Weber zu Harskirchen.

19. Das braune Pferd ohne Kopf.

Am Münnisbrückel zwischen Saarwerden und Zollingen soll schon oft ein braunes Pferd ohne Kopf gesehen worden sein. Einmal setzte sich ein Unerschrockener darauf. Da wollte es in die Saar springen. Rechtzeitig konnte er sich noch herunter fallen lassen. Aus dem Wasser aber hörte er ein lautes Lachen.

An derselben Stelle wollen zwei Männer einen Reiter auf dem Boden liegend gesehen haben. Er war mit weissen Hosen und einem schwarzen Frack angetan und trug grosse Stiefel mit Sporen. Neben ihm lag ein Cylinderhut.

Mitgeteilt von Lehrer Besenfelder zu Saarwerden.

20. Das silberne Glöcklein von Saarwerden.

Zur Zeit, da in Saarwerden das gräfliche Schloss noch vollständig erhalten war, zogen feindliche Soldaten ins Land und belagerten es. Da erhob sich ein heftiger Sturm. Er riss den Turm des Schlosses herunter. Das silberne Glöcklein, das darauf war, fiel in die Saar. Schon viele Leute suchten darnach, konnten es aber bis jetzt nicht finden.

Mitgeteilt von Lehrer Besenfelder in Saarwerden.

21. Der Schimmel an der Saar.

Zwei Scheerenschleifer aus Saarwerden arbeiteten tagsüber zu Buckenum (Saarunion) unter der Halle. In später Abendstunde kehrten beide, Vater und Sohn, nach Hause zurück. Sie benutzten einen Pfad über die Wiesen. Als sie sich um die zwölfte Stunde dem Metzlachgraben näherten, erblickten sie auf der Sandmatt ein weisses Ross. Es weidete ruhig im Grase. Die beiden Männer glaubten, es wäre das Pferd eines Bürgers von Saarwerden, und wollten es einfangen. Der Schimmel liess sie nahe an sich kommen, machte dann einige Sprünge seitwärts und graste weiter. Dies tat er so lange, bis sie dicht an der Saar waren. Da wieherte er laut und verschwand mit einem gewaltigen Satz in den Fluten. Vergebens warteten die Scheerenschleifer auf sein Wiedererscheinen.

Mitgeteilt von Lehrer Besenfelder zu Saarwerden.

22. Das feurige Pferd.

Es ging einmal ein Mann von Diemeringen nach Rimsdorf. Als er zurückkehrte, war es Mitternacht. Da sah er am Rande des Waldes ein feuriges Pferd weiden. Es kam immer näher. Plötzlich stand es vor ihm und sprach: «Setze dich auf

meinen Rücken; ich führe dich nach Hause.» Aber der Mann fing an zu fluchen. Da verschwand das Pferd. Als er sich umdrehte, stand eine weisse Frau vor ihm auf der Weltkugel. Sie klatschte in die Hände und lachte ihn aus.

Mitgeteilt von Lehrer Weil, früher in Diemeringen, jetzt in Rosheim.

23. Der gesattelte Schimmel.

Einst kehrte ein Bürger von Thal in der Nacht von Bockenheim[1] nach Hause zurück. Da gesellte sich ein Schimmel zu ihm, der aufgesattelt war. Er begleitete ihn bis vor das Dorf Thal. Dort drehte sich das Pferd schnell um und verschwand.

Mitgeteilt von Lehrerin Forrler in Drulingen.

24. Der Schatz in der Halle.

In der Halle oben in Bockenheim wurde früher jeden Abend Feuer gesehen. Da grub man an dem Platze die Steine heraus und fand viel Geld. Von nun an sah man kein Feuer mehr.

Mitgeteilt von Lehrer Ahl zu Saarunion.

25. Das Haus mit den Totenköpfen.

In der Linsengasse zu Saarunion steht ein Haus, an dem im ersten Stock über jedem Fenster ein Menschenkopf in Stein ausgehauen ist. Diese Steinfiguren heissen im Volksmunde die Totenköpfe. Das Haus war in früherer Zeit der Sitz des Bürgermeisteramtes und dann einer Mädchenschule.

Eines Tages bemerkten zwei Mädchen beim Fegen des Schulsaales plötzlich eine Gestalt auftauchen, die einem Totenkopf ähnlich sah. Sie liefen sofort hinaus. Nach einigen Tagen sahen die zwei Mädchen dieselbe Erscheinung mitten im Unterrichte. Auf ihren Schreckensschrei wurde der Totenkopf auch von den übrigen Kindern und von der Lehrerin bemerkt. Nun verliessen alle das Haus in der grössten Eile. Niemand wagte es mehr zu betreten und zu bewohnen. Noch heute steht das Haus leer. Zur Erinnerung an jene Erscheinung sollen die Menschenköpfe am Haus angebracht worden sein.

Mitgeteilt vom Lehrer Ahl in Saarunion.

---

[1] Bockenheim, mundartlich Buckenum, ist der volkstümliche Name für Saarunion; es ist eigentlich der ältere Stadtteil nördlich von der Saar. Der Teil auf der andern Seite der Saar heisst Neustadt.

26. Der feurige Mann.

Vor vielen Jahren konnte man in Saarunion in dem Hause oben am «Glöckel» nachts oft einen feurigen Mann sehen, der mit einem grossen feurigen Stock in der Hand im dritten Stock auf- und abspazierte. Darum war dieses Haus lange Zeit unbewohnt.

Mitgeteilt vom Lehrer Ahl in Saarunion.

27. Das sonderbare Licht.

Ein Mann aus Saarunion ging einmal am Abend in den Stall. Da sah er aus einer Ecke des Hofes ein Licht herauskommen. Es ging plötzlich aus und wieder an. Jetzt brannte es noch viel heller als am Anfang. Am zweiten und dritten Abend sah der Mann das Licht wieder. Beim dritten Male stellte er sich hinter die Stalltüre und sprach: «Willst du etwas, so komm herein zu mir; ich mach's mit dir aus!» Da kam das Licht näher. Der Mann aber schlug die Türe schnell zu, so dass das Licht gegen die Türe fuhr. Davon fiel diese in den Stall hinein und ward zu Asche.

Mitgeteilt von Lehrer Ahl zu Saarunion.

28. Die schwarze Frau.

Unten am Rebberg von Saarunion geht jeden Abend eine schwarze Frau an der Saar hin. Einmal begegnete ihr ein Mann, der aus der Niedermatt kam und nach Hause wollte. Als er sie sah, rief er ihr zu: «Rawutzel, Rawutzel, komm her!» Da schlug ihm die Frau ins Gesicht. Bald darauf starb der Mann.

Mitgeteilt von Lehrer Ahl zu Saarunion.

29. Das Gespensterschloss bei Saarunion.

Bei Saarunion erhob sich früher ein Schloss, in dem einer der Fürsten von Nassau-Saarwerden seinen Sitz hatte. Von seiner Grausamkeit wissen noch heute alte Leute viel zu erzählen. Seine Untertanen mussten oft selbst in der Nacht aus den umliegenden Ortschaften kommen und ihm Frohndienste verrichten. So störte das Quaken der Frösche aus der nahen Saar den gnädigen Herrn oft im Schlafe. Darum liess dieser aus den benachbarten Dörfern Männer kommen, die mit Stangen und Gerten das Wasser peitschen mussten, um den nächtlichen Musikanten das Singen zu vertreiben. Widersetzten sie sich, so wurden sie auf das grausamste misshandelt.

Doch die göttliche Strafe blieb nicht aus. Die Seele des Fürsten fand im Grabe noch keine Ruhe. Schon gleich nach seiner Beerdigung irrte sein Geist ruhelos in den Schlossräumen umher. Man sah ihn im zweiten Stock des Schlosses zum Fenster hinausschauen. Auch später erschien er jede Mitternacht

im Schlosse, trieb hier sein Unwesen und versetzte die Schlossbewohner in Angst und Schrecken. Daher blieb das Schloss lange Zeit unbewohnt.

Mitgeteilt von Lehrerin Kexel, früher zu Harskirchen, jetzt zu Strassburg.

30. Der Heidenhübel bei Saarunion.

Im Grossbrunnenwald bei Saarunion heisst eine Stelle der «Heidehüwel» (Heidenhügel). Hier soll vor langer Zeit ein Schloss gestanden haben, in dem der Heidenkönig Moraks mit seiner Familie wohnte. Im Heidenhügel liegt er mit seinem Streitross begraben. Dieser Hügel steht mit dem Schloss in Lorenzen durch einen unterirdischen Gang in Verbindung.

Einst kam ein Mann von Saarunion in die Nähe, um seine Arbeit zu verrichten. Da begegnete ihm ein Fräulein in uralter Kleidung und forderte ihn auf, am andern Tage um die nämliche Zeit an dem nämlichen Platz zu erscheinen. Dann werde sie ihn glücklich machen. Hierauf verschwand sie. Der Mann wurde vor Schrecken ohnmächtig und blieb fast den ganzen Tag bewusstlos liegen.

Als er wieder zur Besinnung kam, eilte er nach Hause, teilte seiner Frau sein Erlebnis mit und bat sie, am nächsten Tag an den Ort zu gehen. Er selbst musste acht Tage das Bett hüten. Die Frau aber sah am andern Tag das Fräulein im Walde nicht.

Mitgeteilt von Lehrer Alexander zu Saarunion.

31. Das Dorftier von Schopperten.

In unmittelbarer Nähe von Schopperten liegt das Feldgewann Bruch. Hier ist es nicht geheuer. Schon manchem ist in der Nacht ein grosser, schwarzer Hund begegnet; andere behaupten, es wäre ein Kalb.

Mitgeteilt von Lehrer Treiber zu Schopperten.

32. Die weisse Kuh.

Rechts von der Strasse, die von Schopperten durch den Wald nach Keskastel führt, liegt die sogenannte «Blutsifferseeb»[1]. Der Teil des Waldes links von der Strasse heisst das «Drieschel»[2]. An dieser Stelle soll nachts eine weisse Kuh umgehen.

Mitgeteilt von Lehrer Treiber zu Schopperten.

---

[1] Ein «Blutsiffer» ist ein Blutsaufer oder Blutegel; eine «Seeb» ist eine runde, meist mit Wasser gefüllte Bodenvertiefung, wie man sie in dieser Gegend häufig antrifft, und über deren Entstehung, Zweck und Name man verschiedener Ansicht ist.

[2] «Drieschel» hängt mit dem mhd. Eigenschaftswort driesch (unangebaut, ungepflügt) zusammen.

33. Der ewige Jäger.

An einem Sonntagmorgen ging einst ein Jäger in den Wald von Schopperten auf die Jagd. Er fing ein lebendiges Häslein und steckte es in seine Jagdtasche. Darauf setzte er sich nieder, um sein Frühstück einzunehmen.

Als er so da sass, kam ein anderes Häslein gelaufen und rief:

«Wach auf, wach auf, liebe Schwester Marie!
Jetzt gilt's zu enteilen, jetzt oder nie.»

Da kletterte das andere Häslein aus der Jagdtasche, und sie liefen miteinander fort.

Da dies der Jäger sah, sprang er auf und rief: «Dich hole ich ein, und wenn ich jagen muss bis zum jüngsten Tage!» Von nun an musste er jagen, ohne die Häslein je zu finden.

Mitgeteilt von Lehrer Klein zu Bissert.

34. Der Schlosshübel bei Keskastel.

Bei Keskastel erhebt sich hinter der sogenannten Kleinkinderschule, der katholischen Unterklasse, ein kleiner Hügel, den die Bevölkerung Schlosshiwwel nennt. Noch vor wenigen Jahren war er viel grösser als heute; ein Teil wurde abgetragen, um einen Weg auszufüllen. Auf diesem Hügel stand nach der Ueberlieferung ehemals ein Schloss oder Castell Cäsars: Caesaris Castellum. Und hiervon wird der Name des Dorfes abgeleitet.

Grössere Ausgrabungen fanden zwar noch nicht statt. Aber nach der Sage sind hier kostbare Schätze vergraben. Manche wollen auf dem Hügel um Mitternacht schon ein merkwürdiges Licht, andere ein Kohlenfeuer gesehen haben, das von einem Manne bewacht wurde.

Mitgeteilt von Lehrer Halbwachs zu Keskastel.

35. Das Hexeneck.

Vor noch nicht sehr langer Zeit ging ein Mann von Keskastel in mondheller Nacht in den Wald, um Holz zu holen. Am Hexeneck hörte er auf einmal eine wunderherrliche Musik. (Später sagte er: «Beim Regiment haben sie gewiss schön gespielt; so schön war es aber nicht».) Als er näher trat, sah er im Schein des Mondenlichtes eine lustige Gesellschaft von Männlein und Weiblein. Sie tanzten und tranken Wein aus goldigen Rossschuhen (Pferdehufen). Da sprach der Mann für sich: «Tanz, Teufel, wie du kannst!» In diesem Augenblick hängte sich ihm eine Hexe an den Buckel, und er musste sie bis zum

Kreuz am Eingange des Dorfes tragen. Von der Zeit an hatte der Mann einen Leibschaden.

Noch viele andere Leute hörten die Musik. Sie kam immer vom Hexeneck und zog manchmal über das Dorf dahin.

Mitgeteilt von Lehrer Halbwachs zu Keskastel.

36. Der Graumännelsee.

Vor Jahren lebte in Keskastel ein Mann, der allgemein das «Graumännel» genannt wurde. Er war ein stiller, finsterer Gesell, sodass jedermann ihn fürchtete. Nach seinem Tode wurde er auf gewöhnliche Weise begraben. Zum grossen Entsetzen aber zeigte sich das Graumännel bald nachher am Erkerfenster seiner Wohnung und lachte höhnisch auf die Vorübergehenden herab. Zwar wurde das Erkerstübchen zugemauert; aber die Hausbewohner hörten das Graumännel oft fürchterlich rumoren und konnten es fast nimmer aushalten.

Da suchten sie Hilfe bei dem frommen Jesuitenpater Kaufmann in Saarunion, der die Pfarrei Keskastel pastorierte. Dieser beschwor den Geist in eine Flasche. Das geschah allerdings nicht ohne heftigen Widerstand. Der Geist schimpfte fürchterlich auf den frommen Pater und schalt ihn: «roten Rübendieb». Der Pater, der rote Haare hatte, gestand ein, einmal bei heftigem Durste eine Rübe aus dem Feld genommen zu haben; er habe aber zwei Sous an den Ort gelegt. «Der Besitzer aber hat das Geld nicht erhalten», schrie der Geist. Aber es half nichts, er musste in die Flasche hinein. Diese wurde versiegelt und an der wildesten Stelle des Waldes in einen tiefen See geworfen. Seitdem heisst der See «Graumännelsee».

Mitgeteilt von Lehrer Halbwachs zu Keskastel.

37. Der grosse Mann.

Es sind jetzt etwa fünfzig Jahre her, da wollten drei Burschen von Keskastel ihren Freundinnen das Neujahr anschiessen. Sie stellten sich an dem Turme der evangelischen Kirche auf. Hier soll es nicht geheuer sein. Plötzlich stand eine riesenhafte Menschengestalt vor ihnen. Aber nur zwei bemerkten sie. Es verging eine Viertelstunde, ohne dass die Gestalt wich. Da fasste sich der eine der beiden ein Herz und wollte mit seinem «Sackpuffer» auf den geheimnisvollen Mann schiessen. Der andere aber schlug ihm den bereits ausgestreckten Arm nieder und verhinderte so den verderbenbringenden Schuss. In demselben Augenblick verschwand die Gestalt.

Ein Mann ging einmal um Mitternacht vom «Maien» (Be-

42. König Chlodwig in Herbitzheim.

Das katholische Pfarrhaus von Herbitzheim war früher ein Schloss, was man an der Treppe noch erkennen kann. Diese Treppe befindet sich in einem Turm, dessen oberer Teil abgetragen ist. Das Gebäude hatte vier Ecktürme.[1]

Die Sage erzählt, dass dieses Schloss vom Frankenkönig Chlodwig erbaut worden sei. Chlodwig kam jedes Jahr nach Herbitzheim, um in den Wäldern der Umgebung zu jagen. Die Pferde mussten in dem grasreichen Saartale weiden. Wegen dieses Graswuchses erhielt der Ort dem Namen Heribodesheim, d. h. grasreicher Ort; daraus ist dann Herbitzheim geworden.

Mitgeteilt von Lehrer Hermann Mey zu Herbitzheim.

43. Der Allert (Wachsame).

In früheren Jahren bestand auch in Silzheim der Gebrauch, im Sommer um 10 Uhr, im Winter um 9 Uhr abends zu läuten. Da damals das Kirchlein auf dem Gottesacker stand, ging der Glöckner am Pfarrhaus und am Pfarrgarten vorüber durch das Kirchgässchen. Der damalige Pfarrer hatte einen sehr wachsamen Hund, der «Allert» hiess und nachts oft in der Nähe des Pfarrhauses zu sehen war.

Als der Glöckner eines abends wieder seines Amtes walten wollte, sah er an der Mauer eine hundähnliche Gestalt. Da er glaubte, es sei der Allert, sagte er: «Ei, Allert, du hier! Was machst du denn noch hier?» In demselben Augenblicke bekam er eine so derbe Ohrfeige, dass er halb betäubt zur Seite taumelte.

Als er zu sich kam, war nichts mehr zu sehen und zu hören. Von da an glaubte er auch den Allert im Bunde mit den bösen Geistern.

Mitgeteilt von Lehrer Brockly zu Silzheim.

44. Die Butterfrau.

Vor langer Zeit wohnte in Silzheim eine ältere Frau, die weder eine Kuh noch eine Ziege hatte. Trotzdem ging sie wöchentlich mehrmals mit einem Korb voll Butter nach Saargemünd und löste schöne Summen. Man wunderte sich allseits hierüber; doch die Ursache blieb lange ein Geheimnis.

---

[1] In der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde das Schloss von der Gemeinde gekauft und in ein Pfarrhaus verwandelt. In den Garten wurde die jetzige kathol. Kirche gebaut. Der grosse Platz neben dieser heisst noch heute: der Schlossgarten.

Eines Tages kam zu einer ungewöhnlichen Stunde eine andere Frau vorsichtig an die Türe, die gewöhnlich verschlossen war. Da sie zufällig auf stand, ging die Frau leise ins Haus hinein. Sie sah nun die Besitzerin des Hauses in der Stube buttern. Sie blickte nämlich durchs Schlüsselloch der Stubentüre und bemerkte, wie die Butterfrau ein rotes Bändchen unter dem Butterfass liegen hatte. Während ihrer Arbeit wiederholte die Butterfrau beständig: «Aus jedem Haus ein Tröpfchen, aus A.-Haus ein Schöppchen».

Die Frau ging, ohne hier zu stören, nach Hause, nahm ihr Butterfass, legte ein rotes Bändchen darunter und fing an, Butter zu stossen, indem sie die Worte der Butterfrau etwas verändert sagte: «Aus jedem Haus ein Schöppchen aus A.-Haus ein Tröpfchen». Fast augenblicklich standen mehrere Kübel und Bütten voll Rahm umher, so dass sie hierüber ganz erschrak.

Fast zu gleicher Zeit trat ein feingekleideter Herr ein. Dieser legte ein grösseres Schriftstück auf den Tisch und sagte der verblüfften Frau: «Wenn ihr das Geschäft weiter betreiben wollt, so unterschreibet hier diesen Vertrag». Unerschrocken nahm nun die Frau die Feder, um darunter den Namen Jesus zu schreiben. Kaum hatte sie angesetzt, so waren Herr, Schriftstück, Feder und Rahm verschwunden.

Das Hexenstückchen hat sie später nie wieder probiert.

Mitgeteilt von Lehrer Brockly zu Silzheim.

45. Der König und der Teufel.

Vor langer Zeit wohnte in Silzheim ein König mit seiner einzig schönen Tochter. Da trat eine grosse heftige Krankheit auf, die viele Opfer forderte. Man betete und tat Busswerke aller Art; aber der Krankheit schien hierdurch kein Einhalt geboten. Auch der König hatte nach Möglichkeit an den Busswerken teilgenommen.

Eines Nachts kam in den Palast des Königs der Teufel, schwarz wie ein Rabe. Nach kurzem Zwiegespräch war der König überzeugt, dass es wirklich der Teufel sei. Dieser sagte zum König: «Die Dauer der grossen Krankheit hängt von mir ab, und ich werde die Krankheit nicht von euch und der Umgegend nehmen, bis ihr mir eure Tochter mitgebt als Sühnegeld». Lange besann sich der König. Doch endlich sagte der Teufel: «Wie ist's, wollt ihr nicht? Ich werde gehen und werde kommen, wenn eure Tochter tot ist, und dann werde ich ein noch grösseres Opfer fordern». Jetzt siegten Pflicht und Angst über Kindesliebe. Gleich wurde eine Kutsche angespannt, und der König, die Prinzessin, sowie der Teufel nahmen

dem Platz. Der Weg ging in der Richtung gegen Saargemünd.

Zufällig war der König ein leidenschaftlicher Schnupfer starken Tabaks. Man hatte kaum das Dorf verlassen, so wollte der Teufel schon auf jede weitere Begleitung verzichten. Doch dagegen wehrte sich der König, da er nach Vereinbarung bis zur «Schieremer Höhe» mitfahren durfte. Immer unruhiger wurde der Teufel. Da bot ihm der König eine gute, wohlriechende Prise an. Er griff zu, schnupfte und begann nun ein so heftiges Niessen, dass er den Wagen verlassen musste. Er setzte sich an den jetzigen «Elcherden» auf einen grossen Baumstamm und niesste und niesste.

Unterdessen hatte die Geisterstunde ihr Ende erreicht. Plötzlich war der niessende Teufel verschwunden. Da fuhren der König und seine Tochter wieder heim. Nach kurzer Zeit war auch die Krankheit erloschen.

Mitgeteilt von Lehrer Brockly zu Silzheim.

46. Die goldenen Kohlen.

Als die alte Kirche von Silzheim noch auf dem jetzigen Gottesacker stand, ging eines Abends ein Mann spät vom «Maien» durch das Kirchgässchen nach Hause. Seine Tabakspfeife war ihm eben ausgegangen, als er an den Kirchhof kam. Nicht wenig wunderte er sich, als er dem Kirchhofe gegenüber auf der andern Seite des Weges ein Kohlenfeuer sah. Da er niemand in der Nähe bemerkte, trat er hinzu, legte sich eine der Kohlen auf die Pfeife, damit sie weiter brenne, und setzte seinen Weg fort. Aber schon nach einigen Schritten bemerkte er, dass durch diese Kohle die Pfeife nicht zum Brennen kam. Deshalb klopfte er die Kohle und die auf der Pfeife befindliche Asche ab, trat wieder zurück an das Feuer und nahm sich eine neue Kohle, die er etwas stark auf die Pfeife drückte. Zu gleicher Zeit sah er mehrere um das Feuer sitzen, worüber er nicht wenig erschrak. Einer von diesen sagte: «Aber jetzt kommst du nicht mehr».

Er ging verdutzt heim und legte seine Pfeife, die auch mit der zweiten Kohle nicht zum Brennen gekommen war, auf das Fenstergesims. Am folgenden Morgen erzählte er das Vorkommnis, und als er nach der Pfeife griff, sah er auf derselben ein nagelneues Goldstück. Bald glaubte er den Vorfall richtig zu verstehen. Er ging zur Stelle zurück, wo er die Pfeife ausgeklopft hatte, und fand im Grase ein weiteres Goldstück (erste Kohle). Von dem Feuer auf der Wiese aber war jede Spur verschwunden.

Mitgeteilt von Lehrer Brockly zu Silzheim.

47. Der Hase beim Gänsebrunnen.

Beim Gänsebrunnen in der Nähe von Oermingen sieht man in der Nacht oft einen seltsamen Hasen. Er soll schon Menschen angefallen haben. Diese haben im Kampf mit ihm zu ihrem Schrecken bemerkt, wie das gefürchtete Tier immer zu wachsen schien, um endlich zu verschwinden. Vor etwa 90 Jahren hat an diesem berüchtigten Orte ein spät vorübergehender Mann seinen Tod gefunden.

Mitgeteilt von Lehrer Feuerstein zu Oermingen.

48. Das Pferd im Bannwald.

Zwischen dem Feldgewann Bannwald und dem Oerminger Wald liegt der Albener Weg (Weg nach Saaralben). Hier sieht man in der Nacht häufig ein grosses Pferd, das nicht selten in unmittelbare Nähe der Vorübergehenden kommt und dann seltsam wiehernd verschwindet.

Mitgeteilt von Lehrer Feuerstein zu Oermingen.

49. Der schwarze Pfuhl.

Hinter dem Forsthaus Oermingen liegt im Walde unweit der Gerberswiese der sogenannte schwarze Pfuhl, ein schwarzer, tiefer Schlamm. Den Steinen nach zu urteilen, die man in der Umgebung gefunden hat, haben vor Zeiten Gebäulichkeiten hier gestanden, deren einstige Bestimmung jedoch unbekannt ist.

In früheren Zeiten und noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts haben die Bauern ihre Pferde nachts oft auf die in der Nähe liegenden Nachtweiden getrieben. Während des Weidens legten sich die Hirten zur Ruhe nieder und schliefen ein. Beim Erwachen lagen sie aber häufig am schwarzen Pfuhl.

Mitgeteilt von Lehrer Feuerstein zu Oermingen.

50. Die Erscheinungen auf dem Pistelwieserkopf.

Neben dem Wege nach dem Lutterbacherhof erhebt sich im Oerminger Wald ein Hügel, welcher heute Pistelwieserkopf, in alten Urkunden aber Klosterkopf genannt wird. Hier soll früher ein Frauenkloster gestanden haben, das mit dem Lutterbacherhof zum Kloster in Herbitzheim gehörte. Man findet an dem Ort noch die Baustellen dreier zerstörter Kalköfen, sowie verschiedene verschüttete Gebäudereste.

Vorübergehende wollen zur Nachtzeit schon ganze Scharen Nonnen gesehen haben, die Lieder von himmlischem Wohlklange sangen. Andere haben an dem vorüberfliessenden kleinen

Wassergraben, der sich zu einem Weiher verbreitert haben soll, das Klopfen waschender Frauen gehört. Wieder andere behaupten, sie hätten an diesem verrufenen Orte allerlei sonderbare Tiere gesehen, die Hunden oder Rindern ähnlich waren. Ein noch lebender Bürger erzählt, er habe hier einen Mann umherwandeln sehen, der ein dunkles Kleid trug, einen grossen Hut auf hatte und in einem grossen Buche las. In der Abenddämmerung sei an dem Orte auch schon mehrmals eine Frau mit einem Kind auf dem Arme beobachtet worden.

Mitgeteilt von Lehrer Feuerstein zu Oermingen.

51. Der Totenbrunnen.

In der Strohwiese bei Oermingen liegt nicht weit von der Eichel der Totenbrunnen. Daneben erhebt sich ein sanft ansteigender und langgezogener Hügelrücken, Litzlath und Bussmauer genannt. Auf diesem Hügel soll einst eine römische Niederlassung gestanden haben; in der Nähe des Brunnens sei der römische Friedhof gewesen. Daher soll der Name des Brunnens rühren. Hier sind bei Nachgrabungen schon Aschenurnen und Armbänder aufgefunden worden. In der Nacht soll man häufig seltsame Lichter dort sehen. Nicht selten wollen die Bewohner der angrenzenden Malsbachgasse unverständliche Gesänge hören, die aber beim Tagglockläuten plötzlich verstummen.

Mitgeteilt von Lehrer Feuerstein zu Oermingen.

52. Das weisse Füllen.

In Oermingen wurde einmal ein Mann getötet. Seither sieht man oft am Abend um den Platz, auf dem jetzt ein Düngerhaufen sitzt, ein weisses Füllen dreimal herumlaufen. Dann verschwindet es in den Gärten. Die Burschen des Dorfes stellten sich einmal zusammen und wollten es erschlagen. Als sie es aber sahen, wagten sie es nicht.

Mitgeteilt von Lehrer Weber zu Drulingen.

53. Der schwarze Mann in der Krämergasse.

In der Krämergasse zu Oermingen sieht man häufig einen grossen, schwarzen Mann mit hohem Zylinderhut. Von einem Hunde begleitet, durchwandert er die Gasse zu nächtlichen Stunden, dann und wann auch schon in der Abenddämmerung, und verschwindet zuletzt in einem Hause der nahen Herrengasse. In diesem Hause ist ein Grabstein aus dem 16. Jahrhundert eingemauert, welcher besagt, dass hier

ein gewisser Peter Wirtz von Kriegshorden «erschunden» und begraben worden sei. Der jetzt noch lebende frühere Eigentümer des Hauses hat dieses verkauft, weil er keine Ruhe darin finden konnte, und sich ein anderes erworben.

Mitgeteilt von Lehrer Feuerstein zu Oermingen.

54. Der schwarze Mann.

In den dreissiger Jahren des 19. Jahrhunderts waren einmal etliche Mädchen von Lorenzen auf dem Katharinenmarkt zu Saarunion und gingen in der Nacht nach Hause. Unten am Altenmatterberg trat plötzlich ein kohlschwarzer Mann zu ihnen und begleitete sie bis oben an Domfessel, wo er verschwand. Merkwürdigerweise sahen ihn nur zwei Mädchen, die andern aber nicht. Die beiden wagten kein Wort mehr zu reden. Die Tropfen des Angstschweisses liefen ihnen über die Stirn. Erst als sie nach Lorenzen kamen, erzählten sie den andern von dem schwarzen Mann. Alle gelobten, nicht mehr in der Nacht von Saarunion nach Lorenzen zu gehen.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Lorenzen.

55. Die Männer ohne Köpfe.

Einst trug eine Frau von Domfessel Garn fort. Sie kam auf eine Strasse, welche der Diebsweg genannt wurde. Da sah sie drei Männer ohne Köpfe, welche die Felder abmassen. Einige Zeit nachher starb die Frau vor Schrecken.

Mitgeteilt von Lehrer Weil zu Rosheim, früher zu Diemeringen.

56. Der feurige Mann im Eicheltal.

Im Wiesental bei Lorenzen kann man des nachts manchmal einen feurigen Mann sehen. Gewöhnlich schwebt er mitten im Tal am Eichelbach hin und her. Einst stand ein Mann von Lorenzen noch spät in der Nacht in seinem Garten, der an die Eichel grenzt. Da sah er, wie der feurige Mann sich auf den Wiesen gegen Domfessel zu schnell hin und her bewegte. Lange schaute er ihm zu. Aber auf einmal kam der feurige Mann mit rasender Schnelligkeit bis an die Gartentür, als ob er in den Garten wollte. Totenblass lief der Lorenzer Mann in seine Wohnung und erzählte, was er soeben gesehen hatte.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Lorenzen.

57. Der Hexenpfiff.

In einer schönen Sommernacht weidete der Schäfer von Lorenzen seine Herde auf einer Wiese, die einer bösen

Frau, einer sogenannten Hexe, gehörte. Seine beiden Hunde betraten aber die Wiese nicht. Sie blieben in der Ferne stehen und kamen nicht zu ihrem Herrn, obgleich er rief und lockte. Nachdem die Schafe sich satt gefressen, hatte er die grösste Mühe, sie wieder in den nahen Pferch zu treiben. Plötzlich hörte er ganz in der Nähe dreimal einen lauten Pfiff.

Als er am andern Morgen früh in der Dämmerung mit seinen Schafen auf der Strasse ging, begegnete ihm die alte Hexe. «Gelt, alter Hund», sagte sie zum Schäfer, «gestern Nacht habe ich dich einmal gehabt!» Der Schäfer erwiderte: «Ich hab mirs gleich gedacht, dass du es bist, alte Mähre!»

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Lorenzen.

58. Die weisse Katze.

Der Schäfer von Lorenzen war eines abends bei seinem Pferch in der Rösmatt. Da hörte er bei eingetretener Dunkelheit jemand rufen. Er erkannte die Stimme einer Frau, die als Hexe bekannt war, und gab Antwort. Da rief sie: «Dich meine ich nicht, sondern meinen Mann». Hierauf legte sich der Schäfer zur Ruhe in seinen Karren.

Bald darauf merkte er eine grosse Unruhe unter den Schafen im Pferch. Sie wollten sogar über den Zaun springen. Als er aufstand, sah er in der Nähe des Pferches eine grosse weisse Katze. «Wart», dachte er, «mit dir will ich gleich fertig sein»! Er hatte nämlich einen grossen Hund, der jede Katze, die er fangen konnte, zerriss und frass. Nun hetzte er den Hund auf die Katze. Dieser aber wollte durchaus nicht vorwärts, sondern schmiegte sich ängstlich an die Beine des Schäfers und fing an zu heulen. Da verfolgte der Schäfer die Katze allein und warf Steine nach ihr. Sie sprang auf einen nahen Weidenbaum. Unterdessen wurden die Schafe immer unruhiger, und er musste zu ihnen zurück. Plötzlich verschwand die Katze. Dann wurden die Schafe wieder ruhig.

Als der Schäfer am andern Morgen der Hexe begegnete, sagte sie zu ihm: «Gestern habe ich dir doch einen rechten Spuk gespielt». Der Schäfer aber wagte nicht zu antworten.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Lorenzen.

59. Der Priester im Schlosse zu Lorenzen.

Im Jahr 1793 wurde die Fürstin aus ihrem Schloss zu Lorenzen vertrieben. Das Schloss wurde französisches Nationaleigentum und an verschiedene Bürger verkauft. Die neuen Schlossbewohner merkten aber bald, dass es da nicht

geheuer ist. Von Zeit zu Zeit kam ein Priester mit einem grossen Schlapphut auf dem Kopfe die Wendeltreppe im Turm herab und setzte sich ein Weilchen auf die unterste Stufe, wo er verschwand. Manche wollen ihn auch mit einer Kerze in der Hand gesehen haben. Noch vor wenigen Jahren bemerkten Kinder, die noch bei der Dunkelheit im Schlosshof spielten, jemand mit einem Licht die Wendeltreppe herunter kommen. Sie wussten aber, dass der Mann, der dort wohnte, gerade nicht zu Hause war. Darum erschraken sie, als sie das Licht sahen, und liefen davon.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Lorenzen.

60. Der Poltergeist im Lorenzer Schlosse.

Kaum war die Fürstin aus dem Schlosse von Lorenzen vertrieben, so liess sich dort ein Poltergeist hören. Zwischen zwölf und zwei Uhr des Nachts klopft es auf dem Speicher, als ob einer Holz spaltet. Manchmal rasselt es in der Küche, dass man meint, alles Geschirr zerbricht. An andern Tagen vernimmt man leise Tritte und ein feines Geräusch. Sobald man aber auf den Speicher oder in die Küche kommt, hört und sieht man nichts.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Lorenzen.

61. Eine Nachtwäsche am Brunnen.

Vor einigen Jahren waren einige Männer von Lorenzen noch spät in der Nacht in einem Hause beisammen. Da hörten sie um zwölf Uhr, dass jemand noch am oberen Brunnen Wäsche machte. Aber sie hörten die Wäsche nur einmal klopfen. Das kam ihnen sonderbar vor. Darum schauten sie zum Fenster hinaus. Der Mond schien gerade hell. Alle drei Brunnentröge waren mit weisser Leinwand gefüllt. Und eine Gestalt ging in das Haus unten am Brunnen. Die Männer gingen gleich darauf nach Hause. Da war die Wäsche verschwunden.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Lorenzen.

62. Das weisse Kaninchen.

Ein Mann aus Lorenzen holte vor etlichen Jahren des Nachts um zwölf Uhr noch Wasser am oberen Brunnen. Da sah er in der Nähe der Brunnenröhre ein weisses Kaninchen auf dem Trog sitzen. Es schlug mit seinen Pfoten nach dem ausfliessenden Wasser. Erschrocken kehrte der Mann um und lief eilends heim.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Lorenzen.

63. Das gesattelte Pferd.

Vor Jahren hörte der alte Nachtwächter von Lorenzen um ein Uhr des Nachts ein Kettengerassel und das Traben eines Pferdes. Er blieb ruhig stehen und sah, wie ein gesatteltes und mit Ketten behängtes Pferd an den obersten Dorfbrunnen kam und trank. Hierauf trabte es mit furchtbarem Lärm den Sandgarten hinauf, wo es noch ein schallendes Gelächter hören liess und verschwand.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Lorenzen.

64. Der französische Soldat.

Vor einigen Jahren ging ein Bursche aus Lorenzen des Nachts um zwölf Uhr bei hellem Mondenschein auf dem alten Römerwege von Mackweiler nach Lorenzen. Als er in die Nähe des Fürstenwaldes kam, trat aus dem Walde ein französischer Soldat mit dem Gewehr heraus. Er begleitete ihn den Rösberg hinab bis auf die Rösmatt. Dort verschwand er. Totenblass kam der junge Mann nach Hause. Erst am andern Morgen konnte er sein Erlebnis erzählen.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Lorenzen.

65. Der Glockenbrunnen bei Lorenzen.

Früher stand am Kalkberg bei Lorenzen das Dorf Wersingen. Die Flurnamen Werschingerberg und Werschinger Gärten erinnern noch daran. Auch finden die Bauern an der Stelle beim Pflügen noch Asche und Mauerreste. Man kennt auch noch den Platz, auf dem die Kirche stand. Von ihrem Chorbogen ist noch ein Stück an einem Scheunentor in Lorenzen zu sehen. Die Sage erzählt, auf dem Turm der Kirche habe eine silberne Glocke gehangen. Als das Dorf ausgestorben war, habe man sie in den Dorfbrunnen versenkt, damit sie niemand stehle. Daher heisst dieser Brunnen bis auf den heutigen Tag Glockenbrunnen und hat auch dem angrenzenden Feld diesen Namen gegeben.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Lorenzen.

66. Die weisse Geiss.

In einer Nacht ging ein Mann von Lorenzen nach Diemeringen. Da begegnete ihm eine Frau mit einer weissen Geiss. Er neckte die Frau. Diese aber sprach: «Wart' nur, ich bekomme dich dafür!» Als er nun weiter gehen wollte, hielt ihn die Geiss fest und liess ihn vor Mitternacht nicht los.

Hierauf irrte der Mann die ganze Nacht umher und kam erst am andern Morgen müde und hungrig nach Hause.

Mitgeteilt von Lehrerin Bader in Diemeringen.

67. Der Irrführer in der Wadmatt.

Vor vielen Jahren wollte ein Mann vom Watterhof nach Lorenzen gehen. Da es schon dunkel war, ging er dem Bach nach über die Wadmatt, um den Weg abzukürzen. Auf einmal war es ihm, als wenn ihn jemand mit Gewalt in den Bach werfen wollte. Er wehrte sich aber, ging irre und kam an verschiedene Gräben, in die er fiel. Nach einigen Stunden stand er vor dem Kirchhof von Diemeringen, wo er den Weg wieder erkannte. Von dort kam er ganz ermattet heim. Dasselbe widerfuhr einer Frau am nämlichen Platze. Auch sie wurde bis an den Kirchhof von Diemeringen irrgeführt. Seither wagt in der Nacht niemand mehr diesen Weg zu gehen.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Lorenzen.

68. Das graue Männel auf dem Watterhof.

In der Nähe des Watterhofs bei Lorenzen war früher ein kleiner Friedhof. Von hier kam des Nachts von Zeit zu Zeit ein graues Männlein an den Watterhof. Es kletterte über das geschlossene Hoftor und begab sich in die unbewohnten Zimmer und auf den Speicher. Dort liess es sich durch ein fürchterliches Rasseln und Poltern hören. Als aber die mutigen Bewohner einmal in die Zimmer und auf den Speicher gingen, um den Polterer aufzusuchen, hörten sie das Geräusch nur noch einmal. Dann war alles still, und sie sahen auch nichts. Von nun an erschien das Männlein nicht mehr.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Lorenzen.

69. Die Schatzgräber in den Forlen.

In der Nähe des Watterhofes bei Lorenzen stand früher ein Wald, der «In den Forlen» genannt wurde. Eines Abends kam ein Fremder in das letzte Haus zu Lorenzen und erzählte, dass in den Forlen am Watterhof ein grosser Schatz verborgen läge. Man könnte ihn aber nur des Nachts zwischen zwölf und zwei Uhr ausgraben.

Sogleich machten sich zwei Söhne mit Hacke und Schaufel auf den Weg, um den Schatz zu heben. Punkt zwölf Uhr begannen sie ihre Arbeit. Bald stiessen sie auf eine Goldkiste und wollten sie in die Höhe heben. In diesem Augenblick kam der Teufel auf einem Schimmel dahergeritten. «Lasst

meinen Schatz liegen!» so brüllte er schrecklich. Vor Angst und Schrecken liessen sie alles im Stich und liefen davon.

Die Strafe blieb nicht aus. Bald darauf erkrankte einer der Schatzgräber und starb drei Tage nachher. Von da ab wagte es niemand mehr, nach dem vermeintlichen Schatze zu graben.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Lorenzen.

70. Die weisse Frau und der Hase.

Ein Taglöhner aus Dehlingen, der sich von Zeit zu Zeit auf ungesetzlichem Wege einen saftigen Hasenbraten zu verschaffen wusste, schlich sich in der Grummeternte eines Abends durch die Gärten hinter dem Dorfe unbemerkt nach dem Walde. Er kam durch ein Wiesentälchen (Heilbrunnertal) auf die Stelle zu, wo früher das Dorf Hemeldingen gestanden haben soll, also zwischen Dehlingen und Völlerdingen. Plötzlich wurde seine Aufmerksamkeit auf einen weissen Gegenstand gelenkt. Er kam demselben auf Umwegen so nahe, dass er eine weisse Menschengestalt in Frauenkleidung unterscheiden konnte, die mit verschleiertem Gesicht auf einem Grummethaufen ausgestreckt lag. «Du liegst mir gut,» dachte er bei sich, «was mich nicht brennt, brauche ich nicht zu blasen.»

Vorsichtig lenkte er seine Schritte einem weiter oberhalb stehenden Wäldchen (Nickelsbusch) zu. Dort stellte er sich am Rande des Waldes auf und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Kaum hatte er seinen Stutzer, den er in einem Hosenbein bei sich zu tragen pflegte, zurecht gemacht, als er vom Wiesentälchen her langsam einen Hasen auf sich zukommen sah. «Donnerwetter,» dachte er, «ist das ein Bengel! So ist dir noch keiner in die Hände gelaufen. Ich will ihn gut herankommen lassen und ihn sicher nehmen.» Er setzte an und drückte los. Aber sonderbar, der Schuss ging fehl, und Freund Lampe machte Kehrt. Kurze Zeit darauf jedoch erschien der Hase von neuem aus derselben Richtung. Wieder nahm ihn der Schütze aufs Korn und drückte los. Und was geschah? Der Hase machte einen Luftsprung, kehrte ihm den Rücken und hüpfte weiter. «Nein, so was ist mir doch noch nicht vorgekommen, das ist mir ganz unbegreiflich,» sagte er zu sich selbst, «da muss der Teufel im Spiele sein, oder ich lasse mir den Kopf abschlagen; denn auf diese Entfernung habe ich noch keinen gefehlt.» Dabei wurde es ihm doch etwas unheimlich. Er lud daher das Gewehr zum dritten Male und schickte sich an, den Heimweg anzutreten.

Kaum hatte er jedoch seinen Standort verlassen, als der

vermaledeite Hase wieder vor ihm auftauchte, auf den Hinterbeinen aufgerichtet. Jetzt verging dem Schützen auf einen Augenblick Hören und Sehen. Er stutzte und wusste nicht recht, ob er noch einmal schiessen oder dem umheimlichen Vierfüssler aus dem Weg gehen sollte. «Ach was!» dachte er, «verrecken musst du, und wenn du gleich der Teufel leibhaftig sein solltest!» Darauf legte er an und drückte los. Das Gewehr aber versagte und fletschte nur. Der Hase stiess dabei einen gellenden Schrei aus, purzelte kopfüber, sprang wieder auf und fiel abermals nieder, und so ging das Purzelbaumschlagen um den Schützen fort, bis er etwa zehn Meter von letzterem sich regungslos am Rande des Waldes niedersetzte und ihn mit funkelnden Augen anglotzte. Ein kalter Graus erfasste jetzt den Mann. Er legte sein Gewehr zusammen und eilte nach Dehlingen.

Als er wieder durch das Tälchen ging und sich nach der weissen Gestalt umsah, war sie verschwunden. Aber er bemerkte, wie sie auf der Waldesanhöhe stand, ihre ausgestreckten Arme gespensterhaft bewegte, sich einigemale im Kreise herumdrehte und dann verschwand. Am andern Morgen schickte er in aller Frühe seinen Sohn auf die Suche aus. Allein von einem Hasen war keine Spur zu finden.

Mitgeteilt von Lehrer Will zu Dehlingen.

71. Der fremde Schimmel.

Südlich von Dehlingen liegt ein Tälchen, das von der Lorenzer Strasse durchzogen wird. Auf der Anhöhe daneben, Orling genannt, soll früher ein Kloster gestanden haben. Es finden sich heute noch Mauerreste dort vor, und eine Strecke des Feldes ist mit Ueberresten von Ziegel- und Backsteinen bedeckt. Daher heisst der nördliche Teil des Tälchens Pfaffenbitzel; der südliche trägt den Namen Angstbach.

Im Pfaffenbitzel hielt ein Bauer aus Dehlingen nachts einmal mit seinen drei Pferden auf der Weide (Nachtweide). Gegen 10 $^1/_2$ Uhr koppelte er sie zusammen, um nach Hause zu reiten. Er setzte sich auf das Leitpferd (links) und pfiff ein Liedchen für sich hin. Alles ging in guter Ordnung, bis er auf die Strasse kam. Da wurden die Tiere plötzlich scheu, schlugen hinten aus und gebärdeten sich so toll, dass er sie kaum noch halten konnte.

Er sprang vom Pferde herunter. Und als er sich recht umschaute, bemerkte er noch ein viertes Pferd, einen Schimmel mit feurigen Augen, der ebenfalls am rechten Seitenpferde angekoppelt war. «Was ist denn da los! Dich soll der Teufel

holen, du Schindmähre! Wart, dir will ich helfen!» rief er aus und schickte sich an, dem Zudringling eins mit dem Peitschenstock zu versetzen. In diesem Augenblick jedoch riss sich der Schimmel los und machte einen Seitensprung über den Strassengraben. Von dort hörte der Bauer ein lautes Händeklatschen und ein schallendes Gelächter. Jetzt sprang der Mann wieder auf sein Pferd und jagte im völligen Galopp schweisstriefend Dehlingen zu, wo er seinen Angehörigen das erlebte Abenteuer in grösster Aufregung erzählte.

Mitgeteilt von Lehrer Will zu Dehlingen.

72. Der Mann ohne Kopf.

Ein Mann aus Lorenzen besuchte einmal an einem Sonntagnachmittag seine Verwandten in Dehlingen. Auf seinem Heimweg ging er auf den grossen Birnbaum zu und schlug von da eine südliche Richtung ein durch das Pfaffenbitzel, um eher auf die Lorenzer Strasse zu gelangen; denn es war schon dunkel.

Er hatte noch ungefähr fünfzig Schritte zu gehen, als er plötzlich eine schwarze Gestalt neben sich einhergehen sah, die mit den Füssen jedoch den Boden nicht berührte, sondern etwa $^1/_2$ m über der Erde dahinschwebte. Als er sie näher betrachtete, erkannte er in ihr einen Mann ohne Kopf. Da durchzog ihn ein kalter Schauer. In seiner Angst verdoppelte er seine Schritte. Aber der unheimliche Begleiter verfolgte ihn Schritt für Schritt bis auf die Strasse, wo er an ihm vorüber huschte und dann unter hellem Gelächter verschwand.

Mitgeteilt von Lehrer Will zu Dehlingen.

73. Das kleine Weiblein.

Vor etlichen Jahren holte ein Lorenzer Mann einen Sack voll Birnen zu Dehlingen. Er trug sie bis zum Kreuzweg an der Rahlinger Strasse und wartete dort auf einen Wagen. Es war schon Nacht, und es kam immer noch kein Wagen. Auf einmal sah er mitten auf der Strasse ein ganz kleines Weiblein. Als er darauf zugehen wollte, um es näher zu betrachten, verschwand es. Nun überfiel ihn eine solche Angst, dass er davon gelaufen wäre, wenn er den ankommenden Wagen nicht gehört hätte.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Lorenzen.

74. Das Schnürbübel.

Zwischen Enchenberg und Lemberg (Kreis Saargemünd) kam einmal ein Geist zu einem Priester. Dieser fragte ihn,

warum er auf der Erde umgehen müsse. Da erwiderte der Geist, er habe in neun Bännen die Kreuze zerschlagen, und nun müsse er jede Nacht von einem zum andern wandern. Der Geistliche fragte ihn, ob er nicht mehr zu erlösen wäre. Darauf antwortete der Geist, dass er verdammt sei, und fügte hinzu: «Wenn du etwas nicht an dir hättest, solltest du sehen, wie es dir ginge.» Der Geistliche ging heim, wurde krank und starb.

Dieser Geist wurde in der Umgegend von Bütten schon oft wahrgenommen. Er setzt sich den Leuten auf den Nacken, und sie müssen ihn bis an das Wasser tragen. Zwischen Rohrbach und Rahlingen sitzt er häufig auf dem Härlenberg. An der Lorenzer Strasse bei der Baumschule, wo der Weg nach Bütten abzweigt, sprang er einem Mann von Bütten auf den Rücken. Er musste ihn bis zum Petersbach an die Brücke nicht weit von Bütten tragen, worauf er mehrere Tage krank war. Dieser Geist ist unter dem Namen «Schnürbübel» in der ganzen Gegend bekannt. Ein Mann von Bütten meinte, es hätte durch den schon viele Leute gekostet.

Mitgeteilt von Lehrerin Föller zu Strassburg, früher zu Bütten.

75. Das Gastmahl im Rahlinger Schloss.

Eine Frau von Bütten, die aus dem Schloss von Rahlingen stammt, erzählte, dass einer ihrer Verwandten einmal krank lag. Da er sich ziemlich wohl fühlte, schickte er seinen Pfleger zu Bette. Als es Mitternacht geschlagen hatte, stand in dem Krankenzimmer auf einmal ein langer Tisch, mit allerlei Speisen und Getränken wohl besetzt. Nach und nach füllte sich der Saal mit Männern, die sich um den Tisch setzten und das Mahl lautlos verzehrten. Darnach verschwanden sie ebenso still, wie sie gekommen waren.

Mitgeteilt von Lehrerin Föller zu Strassburg, früher zu Bütten.

76. Der Pferdekopf im Wasser.

In einem früheren alten Hause zu Bütten ging ein Geist um. Ein Kapuziner verbannte ihn in eine Flasche und trug diese in den Petersbach im Lutterfingereck. Dort verlor einmal ein Mann ein Pferd von der Weide. Beim Suchen sah er im Wasser einen Pferdekopf; auch hörte er ein natürliches Gewieher. Als man das Pferd aber herausziehen wollte, war nichts mehr zu bemerken. Nur ein lautes Gelächter ertönte aus dem Wasser.

Mitgeteilt von Lehrerin Föller zu Strassburg, früher zu Bütten.

77. Der Student und sein Mörder.

Einmal war ein fremder Student, der viel Geld bei sich trug, in Bütten bei einer Hochzeit. Ehe er wieder abreiste, liess er Hut und Stock stehen und ging noch in ein anderes Haus. Aber er kam nicht mehr zurück. Einige Jahre nachher wurde das betreffende Haus umgebaut. Da fand man im Stall eine Leiche.

Als der Mann aus dem Hause gestorben war und man den Sarg eben hinaustrug, schaute er auf dem Speicher zum Fenster heraus. Die Träger fanden den Sarg so leicht, dass sie sagten, er sei wohl «maien» gegangen. Als nun der Totengräber bei der folgenden Reihe an sein Grab stiess, öffnete er den Deckel des Sarges und blickte hinein. Aber er sah nichts als eine Hand voll Hobelspäne. Noch heute soll es in dem Hause nicht geheuer sein. In der Nacht hört man manchmal ein Geräusch, als ob jemand die Hände waschen würde.

Mitgeteilt von Lehrerin Föller zu Strassburg, früher zu Bütten.

78. Ueber Hecken und Stauden.

Auf der Mühle von Bütten wohnte früher eine Witwe mit ihrer Tochter. Einmal sah der Mühlknecht, wie die beiden sich schminkten. Dann hörte er sie sagen: «Ueber Hecken und Stauden», und bemerkte, wie sie zum Schornstein hinausfuhren. Er war neugierig, wo die beiden wohl hingegangen seien. Darum salbte er sich ebenfalls, sagte aber statt «über» «durch» Hecken und Stauden. Schrecklich zugerichtet, langte er auf dem Bastberg an; denn er war über spitze Steine und durch Dornhecken geschleppt worden. Auf dem Bastberg fand er die Gesuchten. Die Witwe fragte ihn, wie er denn nun wieder heim kommen wolle. Er bat die Frau, ihm zu helfen. Da kam ein Ziegenbock, auf den er sich setzen musste. Er sollte aber auf der ganzen Fahrt kein Wort sprechen. Als er trotzdem auf einmal rief: «Das waren aber drei Teufelssprünge»! war der Ziegenbock verschwunden, und der Knecht war 1500 Stunden weit von Bütten weg.

Mitgeteilt von Lehrerin Föller zu Strassburg, früher zu Bütten.

79. Die weissen Hündchen.

Der Oheim einer jungen Frau aus Bütten ging einmal von Weisslingen nach Saarburg auf die Arbeit. Im Walde liefen ihm auf einmal etwa zehn weisse Hündchen um die Füsse und waren durch nichts zu vertreiben. Er kehrte nun

voll Angst um, legte sich ins Bett und starb bald darauf. In der Krankheit sah er immer die Hündchen.

Mitgeteilt von Lehrerin Föller zu Strassburg, früher zu Bütten.

80. Der goldene Sand.

Dem Brunnenmacher von Bütten träumte drei Nächte hintereinander, er solle auf die Heidenkirche (zwischen Ratzweiler und Volksberg) kommen. Darum ging er mit einem Sack hin und fand schönen roten Sand. Mit diesem füllte er den Sack und machte sich wieder auf den Heimweg. Auf einmal wurde aber der Sack so schwer, dass er ihn fast nicht mehr tragen konnte. Unmutig nahm er ihn von der Schulter und leerte ihn aus. Als er ihn zu Hause weglegen wollte, fielen einige Goldstücke heraus. Schnell eilte er dahin zurück, wo er den Sand weggeworfen hatte, fand aber nichts mehr.

Mitgeteilt von Lehrerin Föller zu Strassburg, früher zu Bütten.

81. Das Dorftier zu Bütten.

In Bütten ging einmal eine Frau an den Brunnen, um zu waschen. Da sah sie ein grosses, weisses Tier mit schwarzen, feurigen Augen. Die Leute nannten es das Dorftier. Die Frau sagte zu ihm: «Tritt ein bischen näher, dass ich dich besser betrachten kann!» Da kam das Tier näher, und die Frau streichelte es. Dann sprach sie zu ihm: «So, jetzt geh wieder hin, wo du hergekommen bist!» Da ging das Tier weg und hat sich nicht wieder sehen lassen.

Mitgeteilt von Lehrerin Bader in Diemeringen.

82. Der schwarze Mann.

An der Strasse, die von Ratzweiler nach dem dazu gehörenden Weiler Neubau führt, liegt ein Feldgewann, das unter dem Namen Winkelmess bekannt ist. Mitten durch geht ein Fusspfad nach der Strasse herunter.

Wenn man in der Dämmerung oder zur Nachtzeit, besonders um die Mitternachtsstunde, gegen Ratzweiler geht und an die Stelle kommt, wo der Pfad in die Strasse einbiegt, so kommt ein schwarzer Mann mit breitem, in das Gesicht gedrücktem Hute und mit aufgestülpten Hosen den Pfad her, geht eine Strecke weit, manchmal bis zu den ersten Häusern des Dorfes, neben dem Wanderer her und gibt sich die grösste Mühe, ihn von dem Weg abzubringen und in den Strassengraben zu werfen.

Solange der so Bedrängte ruhig dahin schreitet und schweigt, kann er sich des schwarzen Mannes kaum erwehren und hat alle Mühe, die Strasse unter den Füssen zu behalten. Fängt er aber an zu schimpfen und zu fluchen, so flüchtet sich die Gestalt augenblicklich auf die links angrenzende Wiese, «Matt» genannt, und verschwindet nach mehrmaligem Auf- und Niedertauchen an einer dort sprudelnden Quelle.

Mitgeteilt von Lehrer Ernst zu Ratzweiler.

83. Die weisse Gestalt im Grünewald.

Der zwischen Diemeringen und Ratzweiler liegende Grünewald steht als Aufenthaltsort böser Geister in üblem Rufe. Dort gehen Geister um, welche die Leute irre führen. Nicht nur zur Nachtzeit, sondern am hellen Tage sind schon Holzhauer und Holzsucher, denen jede Stelle im Wald bekannt ist, von ihnen ganz vertrauten Wegen und Pfaden abgekommen und stundenlang in der Irre umhergeführt worden.

Ein Mann vom Neubau, der von Waldhambach heimkehrte und seinen Weg durch den Grünewald nahm, sah an einer unheimlichen Stelle eine Gestalt in einer schneeweissen Kutte am Wege stehen. Neugierig trat er hinzu und besah sich die gespensterhafte Erscheinung. Bei dem Anblick ergriff ihn aber ein solcher Schreck, dass er wankenden Schrittes nach Hause ging und bald darauf starb.

Mitgeteilt von Lehrer Ernst zu Ratzweiler.

84. Der Mann ohne Kopf.

Die Kirche von Altweiler steht mitten im Dorf an der Kirchgasse. Um sie herum liegt ein alter Kirchhof, der von der Gasse durch eine Mauer getrennt ist. Hier soll es nachts zwischen 12 und 1 Uhr nicht geheuer sein. Manchmal erscheint auf der Mauer ein Mann ohne Kopf mit einem Sauermilchhafen unter dem Arm. Die Leute sagen: «Der Mann muss gehen, weil er in seinem Leben so geizig war». Die Gestalt geht über die Mauer hin und verschwindet dann auf dem Kirchhofe. Aengstliche Leute gehen, sobald es Nacht wird, nicht mehr durch die Kirchgasse.

Mitgeteilt von Lehrer Hirschinger zu Altweiler.

85. Das Dorftier von Altweiler.

In Altweiler führt die Dorfstrasse über eine Brücke, das sogenannte Stenerbrickel (d. i. steinerne Brückchen). Unter

dieser Brücke wohnt das Dorftier. Es ist ein grosser schwarzer Hund, der nachts zwischen 12 und 1 Uhr auf der Brücke erscheint. Geht man um diese Zeit darüber, so läuft der Hund eine Strecke mit. Um 1 Uhr verschindet er wieder unter der Brücke im Graben.

Mitgeteilt von Lehrer Hirschinger zu Altweiler.

86. Das Donnerloch bei Altweiler.

Im Gemeindebann von Altweiler trifft man in Abständen von ungefähr 200 m auf den Anhöhen viele kreisförmige Vertiefungen an, die 8—10 m breit und 1—2 m tief sind. Das Volk nennt sie «Seebe». Ueber ihre Entstehung ist man nicht einig. Man weiss nicht, ob es natürliche Erdsenkungen oder von Menschen gegrabene Wassersammler, Feuerstätten, Schutzgruben sind.

In einer dieser Seeben auf dem Grunscherberg hinter dem Dorfe soll eine silberne Glocke vergraben sein. Zu gewissen Zeiten soll in der Nacht über der Vertiefung ein Licht brennen.

Die grösste Seeb liegt in der Gewann Hampat an der lothringischen Grenze. Sie heisst Donnerloch. Ueber ihre Entstehung erzählt die Sage folgendes: Vor alten Zeiten hütete dort ein riesenhafter Schäfer seine Herde. Er hatte einen langen Bart und trug einen grossen Schlapphut. Einmal stiess er seine Schäferschüppe in den Boden. Als er sie herauszog, war die grosse, trichterförmige Vertiefung da.

Mitgeteilt von Lehrer Hirschinger zu Altweiler.

87. Der vergrabene Schatz am Altweihertentsch.

Das Gelände um Harskirchen wird von einigen schönen Wiesentälchen durchschnitten. Wo aber jetzt zur Sommerzeit der Blick mit Entzücken über einen Rasenteppich schweift, da spiegelte sich früher der blaue Himmel in den Fluten kleiner Seen. Diese waren Eigentum des Landesherrn und dienten hauptsächlich der Fischzucht. Sie waren auf künstliche Weise durch Dämme gebildet, die das Wasser der durchfliessenden Bächlein stauten. Die Dämme sind noch sämtlich vorhanden und wohl erhalten. Sie werden von den Dorfbewohnern «Tentsch» genannt. Die Wiesentäler selber tragen noch die Namen der ehemaligen Weiher: Neuer Weiher, Alter Weiher, Grosser Weiher, Colmersweiher, Spielburgweiher.

Von diesen alten Dämmen wissen die Dorfbewohner mancherlei zu erzählen. So soll im Altweihertentsch in schweren

Kriegszeiten ein Schatz vergraben worden sein. An seiner Stelle zeigt sich manchmal ein blaues Licht. Wem es gelingt, das Licht zu überdecken, der wird den Schatz heben. Verschiedene haben das schon versucht. Sobald sie aber näher an das Licht herankamen, bemerkten sie dabei einen schwarzen Mann in Begleitung eines grossen schwarzen Hundes, die den Schatz bewachten. Dieser Anblick raubte auch dem Kühnsten den Mut.

Einst kehrte ein Mann zur Nachtzeit aus einem Nachbardorf durch das Altweihertal nach Hause zurück. In der Nähe des Tentsch bemerkte er das blaue Licht. Neugierig näherte er sich der Stelle und sah, dass der Lichtschein von einem Haufen Goldstücke ausging. Voller Freude bückte er sich und wollte zugreifen. In diesem Augenblicke erhielt er aber einen furchtbaren Stoss, der ihn eine Strecke fortschleuderte. Er raffte sich auf und entfloh, ohne sich auch nur noch einmal umzusehen. Und der Schatz am Altweihertentsch ist bis heute noch nicht gehoben.

Mitgeteilt von Lehrer Weber zu Harskirchen.

88. Die Spielburg.

Der Spielburgweiher bei Harskirchen soll seinen Namen von einer gleichnamigen Burg erhalten haben. Nach der Ortsüberlieferung hat diese Spielburg in der kreisförmigen Lichtung zwischen dem Harskircher und Bisserter Freiwald gestanden. Die Burg muss eine Wasserburg gewesen sein; denn die Lichtung, die gegenwärtig eine schöne Waldwiese ist, war früher sumpfig und glich den vielen «Seeben», wie sie in der Umgegend häufig vorkommen. Als diese «Seebwiese» einst in einem heissen Sommer völlig austrocknete, fand ein Schreiner auf dem Boden des Sumpfes ganz schwarz gewordenes, aber schon einmal bearbeitetes Eichenholz, aus dem er noch Möbel verfertigen konnte. Dieser Fund liess die Vermutung aufkommen, dass man es hier mit dem Standort der ehemaligen Spielburg zu tun habe. Wann diese daselbst stand und warum sie zerstört wurde, darüber weiss niemand Auskunft zu geben. Dem Volk aber ist eine dunkle Erinnerung an die Spielburg geblieben. Das lässt sich an der Sage erkennen, dass zuweilen in dunkler Nacht eine prächtige Kutsche, bespannt mit feurigen Rossen, vom Freiwald her mit Windeseile durch die Luft fahre nach der Altweiler Höhe, wobei man eine gar liebliche Musik vernehme.

Mitgeteilt von Lehrer Weber zu Harskirchen.

89. Der vermauerte Schatz.

Einst lebten zu Harskirchen drei alte Jungfern beisammen. Sie betrieben Landwirtschaft und wurden hierbei von einem alten, treuen Knecht unterstützt, der etwas einfältig und darum im Dorf nur unter dem Namen Stoffel bekannt war. Die Frauen erwarben nach und nach ein grosses Vermögen und besassen viel Bargeld. Ihr einziger Erbe war ein Neffe, der als Bierbrauer in der Ferne weilte.

Als die drei Erbtanten ihr Ende nahe fühlten, schrieben sie dem Neffen, er sollte heimkehren. Doch er konnte nicht gleich kommen. Da starben sie in kurzer Zeit nach einander. Vor ihrem Tode aber hatten sie ihr Geld in einer Mauernische verborgen, und der treue Stoffel hatte die Oeffnung zugemauert. Er wusste daher allein um das Versteck. Bald darauf schickte er dem Erben nochmals Botschaft. Und nun machte dieser sich auf den Heimweg. Als er aber in Harskirchen eintraf, war auch Stoffel gestorben und hatte das Geheimnis von dem Versteck des Geldes mit ins Grab genommen. So blieb der Schatz verborgen.

Man hörte aber in der Stille der Nacht die alten Basen oft auf weichen Sohlen durch die Gänge und über die Treppen des Hauses nach dem Versteck des Geldes schlürpfen, um es zu bewachen. Später kam das Haus in andere Hände. Der neue Besitzer nahm einst eine bauliche Veränderung vor und entdeckte dabei den Schatz. Er wurde dadurch von Stund an ein reicher Mann. Als er den Schatz aber hob, erhielt er einen derartigen Schlag ins Genick, dass er für den Rest seines Lebens den Kopf nach einer Seite neigen musste.

Mitgeteilt von Lehrer Weber zu Harskirchen.

90. Huckepack.

Ein Bürger von Saarwerden war einmal in Harskirchen und kehrte spät in der Nacht heim. Oben auf der Höhe, wo die Ruhebank steht, verliess er die Strasse und schlug den Fusspfad durch die Reben ein, um eher zu Hause zu sein. Kaum war er am Strassenwärterhäuschen vorbei, das neben der Ruhebank steht, so sass ihm einer auf dem Nacken. Vergeblich bemühte sich der erschrockene Mann, den Unhold abzuschütteln. Er musste ihn schleppen bis ans Ende des Rebberges. Hier fühlte er sich plötzlich von der Last befreit, ohne dass er das unheimliche Wesen auch nur mit einem Auge gesehen hätte.

Mitgeteilt von Lehrer Besenfelder zu Saarwerden.

91. Die wandernde Flamme.

Zwei Männer von Saarwerden waren einmal spät am Abend auf dem Heimweg von Burbach. Als sie an den Neuen Weg kamen, schwebte plötzlich ein flackerndes Licht an ihnen vorüber. Erstaunt folgten ihm ihre Blicke. Jenseits der Saar auf dem Spiegelberg bei Zollingen hielt es an und loderte in mächtiger Flamme auf, welche die ganze Gegend erhellte. Da auf einmal war es wieder stockfinster und von dem sonderbaren Lichte nichts mehr zu sehen.

Wer das Glück hat, eine solche Flamme oder auch glühende Kohlen zuzudecken, der hebt einen Schatz. Ein heimkehrender Arbeiter fand des nachts einmal eine glühende Kohle am Weg und wollte damit seine Pfeife anzünden. Da diese nicht brennen wollte, steckte er sie mit der Kohle in die Tasche. Am andern Tag fand er darin ein funkelnagelneues Goldstück.

Mitgeteilt von Lehrer Besenfelder zu Saarwerden.

92. Der Schimmel an der Saarwerder Brücke.

Ein Mann von Zollingen trug einmal einen Sack voll Weizen nach Saarwerden in die Mühle. Als er sich der Saarbrücke näherte, begegnete er einem grasenden Schimmel. Er dachte bei sich: Du kommst mir grade recht, dir kann ich meine Last aufladen. Und er legte den Sack auf den Rücken des Schimmels. Dieser lief aber stracks gegen die Saar. Der Mann konnte gerade noch den Sack herunterziehen, ehe der Schimmel im Wasser verschwand.

Mitgeteilt von Lehrer Stahl zu Zollingen.

93. Der Hund an der Saarwerder Brücke.

An der Saarbrücke bei Saarwerden wurde schon oft ein grosser Metzgerhund gesehen. Wenn die Zollinger nach Saarwerden gingen, lief er ihnen nach, bis sie über der Brücke waren. Dann verschwand er plötzlich in der Saar.

Mitgeteilt von Lehrer Stahl zu Zollingen.

94. Die Katze in der Mühle zu Saarwerden.

In der Mühle zu Saarwerden erschien manchmal eine schwarze Katze, die sich sehr auffällig benahm. Schon oft hatte der Müller mit seiner Flinte nach ihr geschossen, sie aber nie getroffen. Die Flinte zeigte nicht einmal eine Spur der Kugel, so dass man annahm, es fahre keine Kugel zum Laufe heraus.

Nun riet man dem Müller, ein Silberstück zusammenzuklopfen und dann in die Flinte zu laden. Als die Katze wieder

kam, schoss er mit dieser Ladung auf sie. Diesmal rannte die Katze mit furchtbarem Geheul davon. Am andern Morgen hatte eine Frau von Zollingen eine Schusswunde am Arme. Von jetzt ab hörte der Spuk in der Mühle auf.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Rimsdorf.

95. Der wilde Jäger im Bannholz.

Bei dem Müller auf der Bannholzmühle (zwischen Saarunion und Rimsdorf) stand einst ein Knecht im Dienst, der nicht so ganz recht war. Mit aller Gewalt wollte er die schöne Müllerstochter zur Frau haben. Der Vater versprach sie ihm, wenn er ihm viel Weizen zum Mahlen bringe. Als dies geschehen war, bekam er sie doch nicht.

Eines Tages begab sich der Müller nach Saarunion. Jetzt ging der Knecht zur Mutter und bat um die Hand der Tochter. Da sie nicht zusagte, brachte er sie um. Das nämliche Geschick sollte auch die Tochter treffen. Sie lief ins Bannholz und wollte zu den Holzhauern. Als sie noch etwa 200 Schritte von diesen entfernt war, ging das Band ihrer Schürze auf. Sie trat darauf und fiel hin. Der Müllerknecht, der sie verfolgte, holte sie nun ein und brachte sie auch um.

Als es für die beiden in Rimsdorf Totenglocke läutete, stand der Mörder in einem hohlen Baume vor dem Freiwald. Dort wurde er festgenommen, nach Metz gebracht und mit dem Schwerte hingerichtet.

Jetzt haust er als wilder Jäger im Bannholz. Sein Handwerk treibt er nur in der Nacht. Wenn man um Mitternacht auf dem Wege von Rimsdorf nach Saarunion an der Brücke vorbeigeht, sieht man ihn vor dem Bannholz stehen. Er hat keinen Kopf und streckt die Zunge heraus. Auch wurde er schon gesehen, wie er ohne Kopf längs der Strasse und des Bannholzes auf einem schönen Schimmel auf und ab reitet.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Rimsdorf.

96. Die Waldfrau im Bannholz.

Im Bannholz bei Rimsdorf lebt eine Waldfrau. Den braven Kindern zeigt sie im Sommer die Plätze, wo die meisten Erdbeeren, Himbeeren und Brombeeren stehen. Kommen aber böse Kinder in den Wald, so nimmt sie sie und bringt sie um.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Rimsdorf.

97. Die Geister in der Holzmatt.

Zwischen Burbach, R i m s d o r f und Thal liegt die Gewann Holzmatt. Man erzählt sich, dass es hier nicht «sauber» ist. Wenn man um Mitternacht dorthin kommt, verirrt man sich. Einst fuhr ein Rimsdorfer Mann in später Nacht von Kirrberg nach Hause. Er schlief ein, und da die Pferde den Weg schon sehr oft gemacht hatten, gingen sie gegen Rimsdorf. Als der Fuhrmann erwachte, liefen die Pferde mit dem Wagen in der Holzmatt herum. Der Mann wollte sie nun nach Hause lenken. Aber mehrere Male fuhr er auf einer Wiese in der Holzmatt im Kreise herum, ohne dass er es anfangs merkte. Nach langem Suchen fand er endlich doch den Weg.

In der Nähe der Holzmatt steht ein kleiner Wald. Wenn man zur Nachtzeit daran vorbeikommt, hört man berauschende Musik. Eines Abends ging ein Vater mit seinem Knaben dort vorbei. Da vernahmen auch sie jene wunderbaren Töne. Der Vater gebot dem Buben, kein Wort mehr zu sprechen, bis sie vorüber wären. Als der Sohn in den Wald laufen wollte, hielt ihn der Vater zurück. Später erzählte das Kind dem Vater, es habe schön gekleidete Kinder im Walde zu jener Musik tanzen sehen; es wollte auch hinlaufen, weil sie ihm zuwinkten. Der Vater hat jedoch von allem nichts gesehen.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Rimsdorf.

98. Die Hexe auf dem Kamin.

Auf dem Kamin (Schornstein) eines Hauses in R i m s d o r f sass jede Nacht ein junges Huhn. Ein herzhafter Bursche warf es einst mit einem Stein herunter. Beim Fallen stiess es mit menschlicher Stimme grobe Verwünschungen aus. Sofort konnte der Bursche nicht mehr von der Stelle gehen. Am nächsten Tage hatte eine alte Frau zu Rimsdorf ein Stück von der Nase weg.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Rimsdorf.

99. Die schwarze Katze in Rimsdorf.

In einen Stall zu R i m s d o r f kam jede Nacht eine schwarze Katze. Mit ihren feurigen Augen glotzte sie zunächst die Kühe an. Dann band sie sie los, dass sie in Unordnung im Stalle umherliefen. Der Besitzer des Viehes stellte sich nun mit einer Flinte an das Kammerfenster. Als die Katze aus dem Stalle kam, legte er auf sie an und drückte ab, ohne dass die Katze es sah. Doch die Flinte versagte. Jetzt hörte sie das Knacken

des Hahnes. Sie drehte sich um und grinste ihn an. Noch mehrmals drückte er auf sie ab; aber nie ging der Schuss los. Als er dann auf einen Spatzen zielte, versagte das Gewehr nicht mehr.

Mehrere Nächte hintereinander sass auf einem Kamin eine schwarze Katze. Ein Bursche warf einst mit einem Steine nach ihr. Er traf sie, und sie fiel herunter. Am andern Morgen hatte eine alte Frau eine Wunde im Gesichte. Der Bursche aber wurde sofort nach dem Wurfe krank.

Früher liess man die Pferde während der Nacht auf den Wiesen und im Walde frei umhergehen. Als ein Mann von Rimsdorf seine Pferde eines Morgens in der Gegend von Burbach geholt hatte, führte ihn sein Weg am Kirchhofe vorbei. Mit der rechten Hand hielt er die Zügel der Pferde. Da sass auf der Kirchhofmauer eine schwarze Katze. Er gab ihr mit der linken Hand einen Schlag, dass sie herunterfiel. Da rief sie: «Hättet Du mich mit der rechten Hand geschlagen, so wollte ich Dir etwas erzählen!»

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Rimsdorf.

100. Das verhexte Füllen.

Ein Bauer zu Rimsdorf hatte einst fünf schöne Pferde und ein prächtiges Füllen. Auf dem Wege zur Tränke begegnete ihm eine alte Frau. Sie rühmte die schönen Tiere, besonders aber das Füllen. Im Stalle angekommen, legte sich dieses sofort hin und verendete. Am selben Tage verlor der Bauer auch noch die fünf anderen Pferde durch den Tod.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Rimsdorf.

101. Die Hexe als Ferkel.

Vor vielen Jahren lief einmal jede Nacht ein Ferkel in Rimsdorf umher. Von beherzten Burschen wurde es eingefangen und in einen Stall gesperrt. Als man am andern Morgen, nachdem die Morgenglocke geläutet hatte, nachsah, war eine alte Frau im Stalle. Manche von den ältesten Personen in Rimsdorf behaupten noch jetzt, jenes Ferkel gesehen zu haben.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Rimsdorf.

102. Das Schwärmen der Bienen.

Eine alte Frau, die als Hexe bekannt war, sollte einst einem Bauer aus Rimsdorf, der in den Acker ging, auf die Bienen achten. Sie hatte die Weisung, ihn zu holen, wenn

es einen Schwarm geben würde. Bald danach sahen andere Leute aus dem Dorfe die Alte vor dem Bienenhause herumlaufen. Dabei klopfte sie mit einem Stecken auf eine alte Giesskanne. Als der Bauer am Abend aus dem Felde kam, hingen an den Bäumen in seinem Grasgarten neun Schwärme, obwohl er nur sieben Bienenvölker besass.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Rimsdorf.

103. Der Hase im Pitzberg.

Die Hexen trieben ihr Handwerk nur in der Zeit zwischen der Abend- und Morgenglocke. Als einst ein Bauer aus Rimsdorf mit seiner Frau früh ins Feld auf den Pitzberg ging, um Hafer zu schneiden, sass in der Furche ein Hase. Der Bauer ging ihm nach und wollte ihn mit der Sichel erschlagen. Er bekam ihn aber nicht. Da läutete die Morgenglocke. Der Hase war eben am Ende des Stückes angelangt. Als der Bauer wieder hinsah, stand die Jägermariann nackend dort. Sie sagte, sie habe sich verspätet, und bat die Leute, im Dorfe nichts davon zu sagen. Dennoch erzählte die Frau davon. Noch am selben Tage wurde sie krank. Ein Mann, der jeden Morgen früh an dem Hause der Kranken vorbeiging, traf die Jägermariann dort. Sie hatte einen Rock über sich hängen und sprang am Fenster in die Höhe um zu sehen, wie es der Kranken gehe. Dabei stiess sie Verwünschungen und Flüche aus und drohte ihr mit den Fäusten.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Rimsdorf.

104. Die Katzenhaare in der Milch.

Einst wollte die Jägermariann in Rimsdorf in einem Hause etwas leihen. Da sie aber als Hexe bekannt war, gab man es ihr nicht. Eben wurde in dem Hause gebuttert. Doch diesmal wollte es gar keine Butter geben. Als man das Fass öffnete, war der Rahm ganz voll Katzenhaare.

Auch später fand man immer wieder Katzenhaare in der Milch. Da ging der Hausvater zu einem Hexenmeister nach Weisslingen und fragte ihn um Rat. Er gab ihm den Befehl, beim Kochen der Milch mit einer Sichel hinein zu hacken. Noch am selben Abend wurde dies getan. Als am folgenden Tage die Jägermariann am Brunnen Wasser holte, hatte sie einen ganz zerhauenen Kopf. Von der Zeit an fand man auch keine Katzenhaare mehr in der Milch.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Rimsdorf.

105. Der Nachtwächter und die Ziegenböcke.

In Rimsdorf hatte man früher einen Nachtwächter, der an verschiedenen Stellen des Dorfes die Stunden der Nacht auf seinem Horne verkünden musste. Einst hatte er nun etwa zehn Nächte hindurch Gesellschaft. Wenn er am letzten Hause auf dem Wege nach Domfessel um 12 Uhr blies, kamen sieben Ziegenböcke zu ihm. Sie gingen mit ihm, tanzten um ihn herum und stiessen ihn mit den Hörnern. Als er überall geblasen hatte, setzte er sich unter einen «Schopf». Auch die Ziegenböcke warteten unter dem Schopfe, bis er um 1 Uhr wieder fortging. Sie begleiteten ihn wieder bis an jenes Haus; wenn er nun aber 1 Uhr blies, verschwanden sie im Dunkel der Nacht.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Rimsdorf.

106. Das gesattelte Pferd.

Auf dem Wege von Rimsdorf nach Mackweiler kommt man am Höllgraben vorbei. Dort ist die Zwerhöhle. In der Nacht soll hier ein gesatteltes Pferd stehen. Es wiehert und lockt die Leute an, die vorübergehen. Wenn sich jemand darauf setzt, so geht es mit dem Reiter an einen tiefen Abgrund und stürzt ihn dort hinab. Vor Freuden wiehert es dann. Dieses Wiehern klingt wie ein heiseres Lachen.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Rimsdorf.

107. Die Hexe von Mackweiler.

Einst gingen Leute von Rimsdorf zu einer Hochzeit. Vor Mackweiler begegnete ihnen ein altes graues Mütterchen. Es fragte die Hochzeitsleute: «Wo geht's hinaus?» Da antwortete eine Frau: «Wo wir heute noch nicht gewesen sind!» Da traf sie ein böser Blick der Alten. Und von diesem Augenblick an konnte sie nicht mehr gehen bis zum Beginn der Hochzeit.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Rimsdorf.

XV.

Neue Belege für das Lebensbild des Philesius Vogesigena.

Von

Dr. K. Klement.

Zu den Werken des in diesem Jahrbuch wiederholt erwähnten vielseitigen Humanisten Philesius Vogesigena (Matthias Ringmann) gehört auch eine g r a m m a t i c a f i g u r a t a, eine Anleitung, wie die durch geistige Arbeit ermüdeten Knaben mittels eines Kartenspieles die Regeln der lateinischen Grammatik (des Donat und des Remigius) zu wiederholen und deren Kenntnis sich zu sichern vermögen.[1] Dieses längst vergessene Werk war allerdings durch Oberlin im Magasin encycl. 1799 V, p. 321 ff. aus der Vergessenheit hervorgezogen worden, aber dann neuerdings verschollen, bis K. Schmidt es wieder in der Bibliothek von Strassburg entdeckte. Ehe jedoch Schmidt dazu kam, es gehörig anzusehen, ging das Exemplar der Strassburger Bibliothek am 24. August 1870 bei der Einnahme der Stadt zugrunde, seine Bemühungen aber, in irgend einer andern Bibliothek noch ein Exemplar dieses Buches aufzutreiben, blieben ohne jeden Erfolg: es schien also damals das letzte Exemplar dieses Werkes zugrunde gegangen zu sein. Da mir nun im Vorjahre in der Wiener Hofbibliothek ein Exemplar dieses für gänzlich verloren gehaltenen Werkes in die Hände fiel, habe ich im Jahresberichte des k. k. Staatsgymn. in Wien XIX in meiner Abhandlung «Zur Geschichte des Bilderbuches und der Schülerspiele» (Leipz. G. Fock) die grammatica figurata aus-

[1] Vgl. z. B. fol. 6b der gr. fig.: «Nos eam (d. i. grammaticam) hoc libello ita tradendam, ne dicam prostituendam, duximus, ut leviora eiusdem principia liberali quodam chartarum ludo a pueris exerceri possint».

führlich besprochen und ihre Stellung sowie ihren Wert im Anschauungsunterrichte — sie ist gewissermassen eine Vorläuferin der emblematischen Lehrmethode — entsprechend gewürdigt. Seitdem hatte ich infolge eifriger Nachforschungen in verschiedenen Bibliotheken das Glück, noch ein zweites Exemplar dieses höchst interessanten Werkes ausfindig zu machen. Es befindet sich in der k. k. öff. und Universitätsbibliothek in Prag, doch fehlen dem Prager Exemplar die Blätter 12, 13, 17, 18, 19, 24 und 25. So ist denn wohl das Wiener Exemplar das einzige vollständige Exemplar, das von dem genannten Buche noch erhalten ist.[1] Mit Rücksicht auf diese Seltenheit des Werkes dürfte es nicht unangenehm sein, wenn hier aus diesem Werke jene Stellen ausgeschrieben werden, die, abgesehen von anderweitigem Werte, irgend welche Schlüsse auf die Lebensgeschichte Ringmanns gestatten und so eine Ergänzung bezw. Berichtigung bieten zu den ausführlichen Darlegungen bei Schmidt Hist. litt. de l'Alsace II, p. 87 ff. und zu den Aufsätzen dieses Jahrbuches I, p. 64 ff. u. XVII, p. 127 ff.

Auf die Tätigkeit des Philesius an der Münsterschule zu Colmar bezieht sich eine Stelle, die wir lesen auf fol. 29 b. Hier heisst es mit Beziehung auf die Glocke (tympanum): «cuius officium insinuatur per quaedam carmina, cuius modi sunt ista :

Vox ego sum vitae, voco vos, orare venite
Nunctio festa, metum, nova quaedam, flebile lethum.

Et qualia celeberrimus vir Jacobus Xylotectus decanus Colmariensis, patronus meus, pridem magnae cuidam campanae suae urbis inscribenda composuit :

Fulmina cum ventis tempestatesque nocivas
Depellam sonitu, sit modo firma fides etc.»

Wir erfahren da den bisher unbekannten Namen des damaligen Dekans von St. Martin in Colmar,[2] einen Namen, durch den die bei Schmidt a. a. O., p. 93, Anm. 19 verzeichnete Lücke in befriedigender Weise ausgefüllt wird; das «pridem» in der ausgeschriebenen Stelle scheint darauf hinzudeuten, dass

---

[1] Ein drittes Exemplar der Grammatica figurata ist von Prof. v. Wieser auf der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München aufgefunden worden; eine darnach angefertigte Faksimileausgabe der Grammatica figurata wird noch während der Drucklegung dieses Aufsatzes, im Verlage von Heitz & Mündel, erscheinen.

[2] Auch von der wegen ihrer Inschrift genannten grossen Glocke ist nach einer mir freundlichst von Dr. Ingold aus Colmar zugegangenen Nachricht dort nichts mehr bekannt. Sie scheint bei dem Brande von 1572 zugrunde gegangen zu sein.

J. Zimmermann schon lange Zeit vor 1504 Dekan von Colmar gewesen ist.

Eine andere Stelle bezieht sich auf des Philesius Reisen nach Italien. Auf fol. 11 b preist er von den modernen Dichtern den Jo. Franc. Picus Mirandulae princeps und den Mantuanus Carmelita, «duo non dico Italiae sed totius orbis lumina (horum ego et quorundam aliorum videndi illectus amore non nego me semel atque iterum Italiam petiisse) apud quos nescio quid maius cernitur Iliade, imo Odissea atque ipsa Aeneide. Nec desunt alii ut Sedulius, Prosper, Alcimus, Arator, caeteri: de quibus omnibus non parum multa dicuntur a doctissimo viro nobisque amicissimo L. Gregorio Ziraldo in suo de poetis libro; quem nondum editum michi hoc anno Ferrariae ostendit: ubi quoque fidei meae graecam Ptolemaei geographiam in Germaniam tradidit deferendam». — Ueberraschen muss hier die Mitteilung, dass die griechische Ptolemaeushandschrift, die Philesius im Jahre 1508 aus Italien mitgebracht hat,[1] ihm von Lilius Gregorius Ziraldus gegeben worden sei, während nach den Angaben der lateinischen Ausgabe des Ptolemaeus von 1513 (Strassburg Jo. Schott) bisher angenommen wurde,[2] dass das griechische Manuskript, das dieser durch den Fleiss des Philesius zustande gekommenen Ausgabe zugrunde gelegt ist, von Jo. Fr. Picus herrührte. Ich selbst hatte, um diesen Widerspruch zu lösen, daran gedacht, dass es sich in St. Dié um ein von dem Strassburger Plane getrenntes literarisches Unternehmen, vielleicht um eine griechische Edition des Ptolemaeus, handelte. Doch sehe ich jetzt ein, dass die einander widersprechenden Angaben über diese Angelegenheit sich auch vereinigen lassen; man muss nur folgenden Tatbestand voraussetzen. Philesius hatte zunächst, dem Wunsche seiner Auftraggeber entsprechend, seine Bitte bei Picus von Mirandola vorgetragen. Dieser nun wies ihn nach Ferrara zu Ziraldus, dem Picus ja viele Schätze seiner Bibliothek überlassen hatte (vgl. die vita des Giraldi in dessen Opera omnia). Dazu stimmt

---

[1] Die grammatica figurata, die nach dem Briefe Luds an den Bischof Hugo de Hasardis Ende März 1509 schon fertig war und dem Ph. nicht viel Zeit gekostet haben soll, kann, wenn auf das «hoc anno» der ausgeschriebenen Stelle Rücksicht genommen werden soll, wohl erst ganz gegen Ende 1508 in Angriff genommen worden sein.

[2] Hauptsächlich wohl wegen folgender Stelle, die in der Widmung der gen. Ptolemaeusausgabe an Kaiser Maximilian enthalten ist: «Generosus ille Comes Mirandulae d. Fr. Picus .... Maiestati Caesareae ratus rem non ingratam esse facturum: ex penetralibus Graecorum exemplar selectum ad nos dedit.» Selbstverständlich haben diese Worte Aesslers keinen Wert gegenüber den anderen Belegen in dieser Sache.

einerseits die an sich unbestimmt gehaltene Angabe in dem Briefe des Picus an Aessler und Uebelin,[1] andererseits eine Stelle in dem Briefe des Ziraldus an Philesius, sofern diese strenge gedeutet wird.[2] Nachdem so Philesius in Ferrara das griechische Exemplar des Ptolemaeus in Empfang genommen hatte, brauchte er sich nicht erst, wie Schmidt, a. a. O., p. 117 meint, nach Novi zu begeben, sondern konnte sich, wie es wirklich in dem Anfange des eben genannten Briefes von Ziraldus erzählt wird, von Ferrara bereits nach Venedig wenden, um nach Deutschland zurückzukehren. Der vom 29. August in Novi datierte Brief des Picus an Aessler scheint also erst mehrere Tage nach der Zusammenkunft zwischen Philesius und Picus geschrieben zu sein.

---

[1] Er findet sich in der genannten Ptolemaeusausgabe auf der Rückseite des Titelblattes und enthält folgende Stelle: «illi ipsi (nämlich dem Philesius) ad vos data est graeca Ptolemaei Geographia»; von wem die Handschrift dem Philesius gegeben wurde, ist hier eigentlich nicht gesagt.

[2] a. a. O. auf der letzten Seite vor der Kartenfolge: «. . . . id quod etiam vel ex ipsius Ptolemaei exemplari perspicies in primo volumine». Z. muss also selbst diese Ptolemaeushandschrift gekannt und nunmehr in den Händen des Philesius gewusst haben. — Dieser am 23. Aug. 1508 in Ferraria geschriebene Brief beginnt mit den Worten: «Cum hinc Venetias versus proficiscereris . . . .»

XVI.

Die Illzacher Jäger.

Mitteilung

von

Ernst Martin.

Unter den Zetteln von August Stöber, welche wir durch die Güte seiner Verwandten für das Wörterbuch der Elsässischen Mundarten haben verwerten dürfen, fand sich auch folgende Notiz:

Bürß, f. Birsch, Jagd. «Den Illzachern ist ihr gefangen Wiltpret widerumb auß den häfen genommen worden, da sie doch gemäinet, sie seyen Eidgnossen, denen die freie bürß erlaubt». Petri 219. — Die Illzacher hatten nämlich in Junker Hans von Haus «höltzeren» einen Hirsch gefangen und unter sich geteilt; das Jahr ist nicht angegeben; die Zeit: Ende des 15. Jahrhunderts. Die losen Mülhauser haben darauf ein Spottlied auf die Illzacher Jäger gemacht, das jetzt noch, wiewohl auf neuere Verhältnisse anklingend, gesungen wird; es beginnt: «Do kumme die Illzigker Jäger».

Mit dem Wunsche über dies Lied Näheres zu erfahren, wandte ich mich an den sachkundigen und sehr gefälligen Herrn E. Fallot in Mülhausen, und erhielt von ihm die dankenswerte Auskunft vom 15. Herbstmonat 1903:

«Habe eine Razzia ausgeführt über alle Gebiete wo gedacht werden konnte, dass Spuren der Illzacher Jäger zu finden

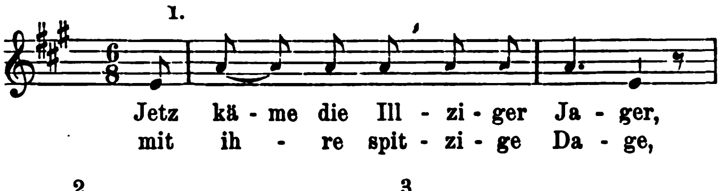
wären. Ich freue mich Ihnen alles in allem senden zu können den Auftrag angehend mit dem es Ihnen beliebte mich zu beehren.

D Ïlzigär Iaagär.

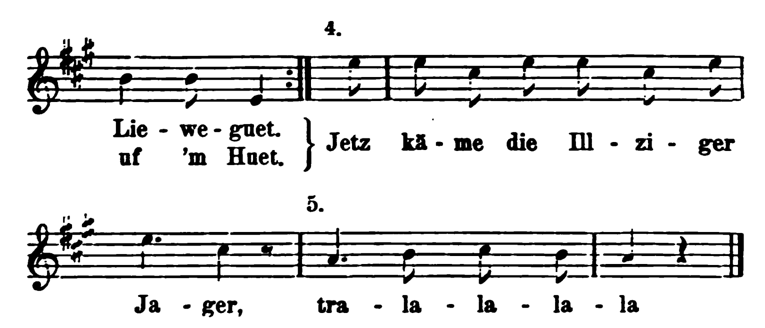
Musik. 1. = 1. Iäz khämä diä Ïlzigär Iaagär
1. = Mït ïrä shpïzigä Daagä:
2. = Traa, ra, ra, ra, ra!
3. = Dr Gaaiälä un dr Liiväg̃üät,
3. = Diä traagä Faadärä n uf äm Hüät;
4. = Iäz khämä diä Ïlzigär Iaagär:
5. = Traa, ra, ra, ra, ra!
4. = Vas sïn das, färdam mi, fïr Faagär!
5. = Traa, ra, ra, ra, ra!

1. = 2. Iäz khämä diä Ïlzigär Iaagär
1. = Mït ïrä shpïzigä Daagä:
2. = Traa, ra, ra, ra, ra!
3. = D Frai Niifänäkär am Oowärtoor
3. = Hat Äpfälpuzä n ïm Oofäroor;
4. = Iäz khämä diä Ïlzigär Iaagär:
5. = Traa, ra, ra, ra, ra!
4. = Vas sïn das, färdam mi, fïr Faagär!
5. = Traa, ra, ra, ra, ra!

1. = 3. Iäz khämä diä Ïlzigär Iaagär
1. = Mït ïrä shpïzigä Daagä:
2. = Traa, ra, ra, ra, ra!
3. = Dr Tambärmashoor fo Vïtänä
3. = Mït sim färshïsänä Khïtälä;
4. = Iäz khämä diä Ïlzigär Iaagär:
5. = Traa, ra, ra, ra, ra!
4. = Vas sïn das, färdam mi, fïr Faagär!
5. = Traa, ra, ra, ra, ra!







Die Musik wurde nach gesungener und gespielter Weise, von Herrn Lehrer Julius Woerner notiert; als bewährter Gesangdirigent hat er nach bestem Vermögen dem alten Volkslied dienen wollen.

Die Illzacher Jäger versetzten mich wieder in die Kinderzeiten wo sie mir zum erstenmal zu Ohre kamen; es tauchte mir sogar das Haus wieder im Gedächtnis klar auf vor dem Hans und Julius Fiechter und ihr Vetter Haury mir sie vortrugen, Haus der Grosseltern des Letztgenannten, das in jetziger Zeit als Eigentum eines Illzachers Herrn Schoen zu dessen Hintergebäude umgewandelt wurde. Die dritte Strophe ist eine Neckspitze gegen die Wittenheimer Rekruten und ihren einstigen Anführer. Obertor in der zweiten deutet auf Mülhausen. Doch kenne ich sie seit ungefähr 1847, alle drei; habe aber auch nicht mehr erfahren. Das Lied ist allgemein bekannt in Illzach, bei jung und alt und in gewissen Kreisen der Stadt, hat sich besonders als Rekrutenlied lebend fortgepflanzt, daraus zu folgern ist, dass der knappe Text dennoch erschöpfend wiedergibt was existiert hat. Wie wäre zu erklären sonst, dass bei all' dieser Jugend nie einer mit was vom übrigen ans Licht träte? Gubert Steinbach 78 Jahre alt, ein aufgeweckter, schlauer, rüstiger Greis, Ratsherr im Orte hat auf sein Gewissen nie mehr gehört, weiss auch nichts von Urheber, Veranlassung oder Entstehungszeit; dasselbe äusserten alle Glieder dieser Familie die mit den Geyelin verschwägert ist. Eine Variante gibt Foogäl statt GAAiälä, ist aber nicht beliebt und bringt dem Rhythmus eine Sylbe zu wenig. Geyelin, Vogel, Liebengut und Niefenecker sind urillzacherische Namen leidenschaftlicher Jägergeschlechter.»

Weiter schrieb mir Herr Fallot, dass er Stöbers Anknüpfung an ein Ereignis des 15. Jahrhunderts nicht für wahrscheinlich halte, vielmehr glaube dass das Lied Körners Lützows wilde verwegene Jagd, von der 1815 die deutschen Truppen gesungen haben möchten, parodiere und, in der Tat erinnert Rhythmus und selbst die Melodie teilweise an unser deutsches Lied.

XVII.

Chronik für 1903.

1. Februar: Einweihung des Sängerhauses zu Strassburg.

15. Februar: Stirbt Josef Bretzl (Dichtername J. Reginus) Regierungssekretär bei der K. Steuerverwaltung in Strassburg, geb. 29. Aug. 1845 zu Regen a. Wald. Seine «Gedichte» erschienen 1903.

17. April: Louis Schützenberger, Maler, stirbt 78 Jahre alt zu Strassburg.

1. Mai: Die Ausstellung elsässischer Künstler im Schloss zu Strassburg wird eröffnet.

21. Mai: Der Kaiser in Strassburg und auf der Hohkönigsburg.

18—23. Juli: XLVIII. Wanderversammlung des deutsch-österreichischen Bienenzüchtervereins zu Strassburg.

23—28. Juli: VII. internationale Erdbebenkonferenz zu Strassburg. Gründung der internationalen Seismologenassociation.

10. August: In Mülhausen stirbt Prof. Dr. C. W. Faber aus S. Lambrecht in der Pfalz, 61 Jahre alt, Oberlehrer an der Realschule, Mitbegründer des «elsäss. Theaters».

10—12. September: XVI. deutscher Anwältetag in Strassburg.

20. September: Historische Ausstellung von Waffen im Schloss zu Strassburg wird eröffnet.

1. Oktober: Eröffnung der katholisch-theologischen Fakultät an der Universität Strassburg.

13. Oktober: Wirkl. Geheimer Rat Dr von Schlumberger in Gebweiler legt infolge seines leidenden Zustandes sein Mandat zum Landesausschuss nieder und tritt damit von dem 25 Jahre lang geführten Präsidium des Landesausschusses zurück.

21. Dezember: Fürstin Leopoldine zu Hohenlohe-Langenburg, Gemahlin des kaiserlichen Statthalters, geborene Prinzessin von Baden stirbt in Strassburg.

XVIII.

Sitzungsberichte.

1. Vorstandssitzung

am 8. November 1903, vormittags 10 1/2 Uhr, im germanistischen Seminar der Universität.

Anwesend die Herren Harbordt, Lempfrid, Lienhart, Luthmer, Martin, Menges, Mündel, Renaud, Schricker, Stehle. — Entschuldigt die Herren Francke, Kassel, Wiegand. — Verreist: Euting.

Nach Vorlegung einiger eingegangener Drucksachen sowie einer Einladung des Zweigvereins nach Nürnberg von dem Verein zur Geschichte der Stadt Nürnberg, für welche der Vorsitzende seiner Zeit schriftlich gedankt hat, teilt letzterer mit, dass der historisch-literarische Zweigverein einen Bestand von 2868 Mitgliedern habe und dass es demnach angezeigt sei, von dem nächsten Jahrbuch 3000 Abzüge herstellen zu lassen.

Die für das nächste Jahrbuch bereits eingelaufenen Arbeiten werden zur Durchsicht und Beurteilung an einzelne Vorstandsmitglieder verteilt.

Herr Direktor Dr Luthmer bemerkt, dass in den letzten Jahren der Sitzungstag vielfach zu spät bekannt geworden sei: der Vorsitzende weist darauf hin, dass satzungsgemäss der zweite Sonntag im November dafür angesetzt sei.

Es folgt darauf die

Allgemeine Sitzung.

Der Vorsitzende begrüsst die Versammlung und erstattet Bericht über das abgelaufene Geschäftsjahr. Sodann erklärt er sich bereit, mit Herrn Chr. Schmidt die Prüfung der Rechnung zu übernehmen und später darüber zu berichten.

Eine Einladung zur allgemeinen Versammlung der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, welche dieses Jahr in Erfurt tagten, konnte leider diesmal nicht Folge gegeben werden.

Zu dem Punkt der Tagesordnung betr. Neuwahl des Vorstandes dankt Herr Geheimrat Hering dem bisherigen Vorstande zunächst für seine Mühewaltung im abgelaufenen Geschäftsjahre und schlägt der Versammlung vor, den Gesamtvorstand durch Zuruf wieder zu wählen. Da ein Gegenvorschlag nicht gemacht wird, nimmt der Vorsitzende im Namen der übrigen Vorstandsmitglieder die Wiederwahl dankend an.

Herr W. Teichmann hielt sodann seinen angekündigten Vortrag über «Elsässische Volkslieder», an den sich eine lebhafte Aussprache mehrerer Mitglieder anschloss, die zu dem Schlussergebnis führte, dass aus dem Schoss der Versammlung ein Ausschuss bestehend aus den vier Mitgliedern HH. Prof. Henning, Schulrat Stehle, Buchhändler Mündel und W. Teichmann gewählt wurde, der nach Zuwahl eines fünften musikalischen Mitgliedes zunächst vorläufige Schritte zur Sammlung elsässischer Volkslieder behufs späterer Veröffentlichung tun und in der Märzsitzung darüber Bericht erstatten soll.

2. Vorstandssitzung,

am 2. März 1904, nachmittags 3 Uhr, im germanistischen Seminar der Universität.

Anwesend die Herren Euting, Francke, Harbordt, Kassel, Lienhart, Luthmer, Martin, Menges, Mündel, Wiegand. — Entschuldigt: Lempfrid, Renaud, v. Schlumberger, Stehle.

Der Vorsitzende, Herr Prof. Dr Martin, teilt den Inhalt eines Schreibens Sr. Exzellenz des Herrn Staatssekretärs mit, laut welchem der 300-Mark-Zuschuss zu den Druckkosten des nächsten Jahrbuchs vom Kaiserlichen Statthalter wieder bewilligt worden ist.

Ein Gesuch des Taunusklubs, welcher mit dem Verein in Schriftenaustausch zu treten wünscht, ferner ein solches des Herrn Konservators Wolff-Strassburg, welcher um die ihm fehlenden Jahrgänge des Jahrbuchs für das Denkmalarchiv bittet, wird einstimmig angenommen.

Die für das nächste Jahrbuch vorliegenden Arbeiten werden im einzelnen besprochen, ein Ueberschlag des Umfangs desselben wird aufgestellt und die Reihenfolge der Arbeiten festgesetzt. Der Vorsitzende verliest die aufzunehmende Chronik für 1903

und teilt mit, dass die zufolge Beschluss der Novembersitzung verschobene Rechnungsprüfung über das verflossene Geschäftsjahr mittlerweile stattgefunden habe, und dass alles in Ordnung befunden worden sei. Dem Schatzmeister wird auf seinen Antrag Entlastung erteilt.

Zum Volksliederunternehmen teilt Herr Mündel mit, dass bereits eine grosse Anzahl Lieder zusammengekommen sei; auch Herr Kreisschulinspektor Menges besitzt bereits über 100, z. T. mit den Singweisen.

Schluss der Sitzung: 3 Uhr 50.

Berichtigungen zu Jahrgang XIX.

S. 6 Z. 8 tilge das Fragezeichen.

S. 86 Z. 2 und 26 anstatt «Magdeburg» l. «Merseburg», ebenso Z. 21 anstatt «unter anderen» l. «in Merseburg».





